H. Un. Anniegarn
9 oe - 4

<36606370300014

<36606370300014

Bayer. Staatsbibliothek

Weltgeschichte

für die

katholische Jugend.

Von

J. Annegarn,

Pastor zu Selm.

Bayerische Staatsbibliothek München

R

Viertes Bändchen:

Von der Völkerwanderung bis auf Rudolph v. Habsburg.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Münster, 1832.

In der Theissingschen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Register.

Mittlere Geschichte.

Einleitung.

1. Rückblick . . . . Seite 1
2. Trachten und Sprachen im Anfange des Mittelalters 4
3. Uebersicht der Staaten im Anfange des Mittelalters 7
4. Plan der folgenden Geschichte 10

Erster Zeitraum.

Von der Völkerwanderung bis auf Carl d. Gr.

I. Das griechische Kaiserthum.

5. Zustand des Reiches im Anfange des Mittelalters 15
6. Theodorich d. Gr. 17
7. Belisarius 20
8. Narses 24
9. Die Grünen und die Blauen 26
10. Die drei famosen Kapitel 28
11. Die ersten Seidenwürmer in Europa 30
12. Das Corpus juris und die Sophienkirche . . 31
13. Die Benedictiner 32
14. Die Longobarden 34
15. Kaiser Phokas 37
16. Gregorius d. Gr. 39
17. Kaiser Heraklius 42

II. Die Araber.

18. Früherer Zustand dieses Volkes . . . . . Seite 44
19. Der Prophet Muhammed 46
20. Der Koran 52
21. Die Kalifen 55
22. Die Mauren in Spanien 58

III. Fortsetzung vom griechischen Kaiserthum.

23. Die Monotheliten 62
24. Die Bulgaren 64
25. Justinian II. uud seine Nachfolger 65
26. Die Bilderstürmer 67
27. Die Kaiserinn Irene 70

IV. Die Franken.

28. Aelteste Verfassung der Franken 72
29. Clodowig 73
30. Clodowigs Nachfolger 77
31. Brunehild und Fredegunde 80
32. Die h. Genovefa 83
33. Das Lehenwesen 84
34. Die Ordalien 87
35. Fortschritte des Christenthums im Frankenreiche . 90
36. Der Apostel der Deutschen 92
37. Die Majordomen 94
38. Der Haushofmeister wird König 96
39. Der Pabst erhält ein Ländergebiet 97
40. Carl d. Gr. 99
41. Der h. Ludgerus 108
42. Carls häusliches Leben 109
43. Carls d. Gr. Tod 115

Anhang

zur Culturgeschichte dieses Zeitraums.

44. Wissenschaften 117
45. Musik und Poesie 119

Seite
46. Medicin 120
47. Baukunst 121
48. Handel 122
49. Neue Erfindungen 123

Zweiter Zeitraum.

Von Carl d. Gr. bis zu den Kreuzzügen.

I. Die Karolinger.

50. Ludwig der Fromme 125
51. Die Bruderkriege 127
52. Die Theilung zu Verdun 130
53. Die letzten Carolinger in Deutschland 131
54. Die Carolinger in Frankreich 132
55. Die falschen Decretalen 135
56. Steigende weltliche Macht der Päbste 138
57. Die Legaten 139
58. Die Cardinäle 140
59. Paschasius Radbertus 141
60. Bekehrung der Dänen und Schweden 142

II. Das griechische Kaiserthum.

61. Kaiser Nicephorus 143
62. Die folgenden Kaiser 144
63. Bekehrung der Bulgaren 146
64. Das griechische Schisma 147
65. Die folgenden Kaiser 150
66. Diogenes Romanus 151
67. Die Normannen 153

III. Die Engländer.

68. Einleitung 155
69. Ende der Heptarchie 156
70. Alfred d. Gr. 157
71. Kanut d. Gr. 160
72. Wilhelm der Eroberer 162

Seite

IV. Die Franzosen.

73. Rückblick 164
74. Die vier ersten Capetinger 164
75. Bürgerlicher Zustand der Franzosen 166

V. Die Deutschen.

76. Konrad I. 171
77. Heinrich der Vogler. 173
78. Kaiser Otto I. d. Gr. 177
79. Die übrigen Ottone 182
80. Heinrich der II. der Heilige 184
81. Neue fränkische Kaiser 188
82. Heinrich IV. in seiner Jugend 192
83. Pabst Gregor VII. 195
84. Heinrich IV. zu Canossa 200
85. Heinrichs letzte Schicksale 203
86. Ende des Investiturstreits 206

Anhang

zur Culturgeschichte dieses Zeitraums.

87. Wissenschaften 208
88. Staatswesen 210
89. Künste 211
90. Gewerbe 212
91. Erfindungen 213

Dritter Zeitraum.

Vom ersten Kreuzzug bis Rudolph von Habsburg.

I. Anfang der Kreuzzüge.

92. Peter von Amiens 214
93. Der erste Kreuzzug 219
94. Die Ritterorden 228
95. Neue Klosterorden 231

Seite
96. Das Ritterwesen 236
97. Die Turniere 242
98. Die Dichtkunst der Ritterzeit 247
99. Die ersten Universitäten 250
100. Die Scholastiker 257

II. Die Deutschen.

101. Lothar II. 261
102. Die Welfen und Gibellinen 263
103. Der zweite Kreuzzug 265
104. Friedrich der Rothbart 267
105. Der dritte Kreuzzug 275

III. Die Engländer und Franzosen.

106. Wilhelm der Rothe 279
107. Heinrich I. 280
108. Heinrich II. Plantagenet 281
109. Der König von England thut Kirchenbuße . 283
110. Fortsetzung des dritten Kreuzzuges 285
111. Richard Löwenherz und Philipp August . . . 288
112. Joann ohne Land und die Magna charta . . 290
113. Der Kreuzzug gegen Constantinopel 293
114. Die lateinischen Kaiser in Constantinopel . . 299
115. Die Waldenser und Albigenser 303
116. Lateranensische Concilien 306
117. Die Franciscaner 308
118. Die Dominicaner 312
119. Die Inquisition 314
120. Ludwig IX. der Heilige 315
121. Ludwigs Kreuzzüge 320

IV. Fortsetzung von den Deutschen.

122. Heinrich VI. 326
123. Zwei Kaiser auf einmal — Otto IV. und Philipp 327
124. Otto von Wittelsbach 328
125. Begründung des Kirchenstaates 329

Seite

126. Friedrich II. 330
127. Die h. Elisabeth 339
128. Conradin 343
129. Die sicilianische Vesper 345
130. Das Interregnum 347
131. Die Hansa 349
132. Ganz Europa wird christlich 351
133. Beschluß 353

Anhang

zur Culturgeschichte dieses Zeitraums.

134. Notizen verschiedenen Inhalts 359
135. Noch einige Erfindungen 360

Einleitung

zur mittlern Geschichte.

§. 1.

Rückblick.

Wir haben nun bereits in der Weltgeschichte von ihrem Anfange an einen Zeitraum von mehr als 4000 Jahren durchlaufen. Mit Bewunderung sahen wir den schnellen Wachsthum der morgenländischen Völker, der Babylonier, Phönizier, Aegypter und Perser, und wie viel Schönes und Großes erwarteten wir nicht von ihnen? Aber jetzt sind sie nicht mehr. Wir sahen die Griechen von der tiefsten Rohheit zur höchsten Verfeinerung übergehen. Die Griechen sind auch nicht mehr. Das weltbeherrschende Römervolk drohete alle Völker der Erde zu verschlingen, aber jetzt ist auch das Römervolk verschwunden, die Völkerwanderung hat es vernichtet, und in Europa und Africa ihre Gräuel verbreitet. Eine halbe Welt liegt nun verödet; in Italien, Spanien, Gallien und Griechenland erkennt man kaum noch hin und wieder Spuren ehemaliger Dörfer, die schönsten Wiesen Ungarns und Galliens sind in pesthauchende Sümpfe verwandelt, die Aecker mit wildem Strauchwerk überzogen, und manche Stadt, die noch steht, ist von den Menschen aus Furcht

vor neuen wilden Schwärmen verlassen, und ist nun eine öde Stätte geworden. So sieht es im Anfange des Mittelalters aus. Gefühlvolle Schriftsteller aus jener Zeit sind in ihrem Jammer über das allgemeine Unglück geneigt, die ganze Menschheit nun verloren zu geben, und in Erwartung des jüngsten Tages, der wohl nicht mehr fern seyn könne, keine andere Freude mehr zu erwarten, als die, welche das jenseitige Leben verheißt.

Aber in einem noch schrecklicheren Verfalle befanden sich die Sitten der Menschen, die damals lebten. Wo die Völker hin und her wogen, und man keinen Tag seiner Habe sicher ist, da will der Landmann den Acker nicht bestellen (denn wer sagt ihm, ob nicht morgen ein feindliches Roß seine Saaten zerstampfe!) — kein Bürger will mehr ein Gewerbe treiben; wo jeder vom Raube lebt, greift auch er mit dem Schwerte zu. Bei dem allgemeinen Räuberleben wird an keine Erziehung und Belehrung der Jugend gedacht, die Kinder sehen nichts als böse Beispiele vor Augen, das Gefühl für Tugend und Recht erstirbt, Scham und Sittsamkeit werden ganz verbannt. Selbst die Obrigkeiten lassen sich von der Pest anstecken: man hängt nur die reichen Räuber auf, die armen läßt man laufen, weil sie die Mühe nicht lohnen. Und die Könige meinen, ihre Unterthanen wären nur darum vorhanden, daß sie Sclaven an ihnen hätten.

So verwildert waren im fünften Jahrhunderte nach Christi Geburt nicht nur die Römer, d. h. die ganze römische Welt in Europa, Asien und Africa, sondern auch bald ihre kraftvollen Ueberwinder aus dem rauhen Norden. Die Vandalen, Sueven und Gothen waren unter dem warmen Himmelsstriche durch die gröbsten Sinnengenüsse in hundert Jahren so entnervt, daß sie wieder anderen Eroberern, ja zum Theil ihren eigenen Besiegten erlagen, zu ihrer tiefen Schmach. Ein Glück war es, daß die christliche Religion sich unter diesen Barbaren als ein schützender Engel behauptete, und wenigstens mit der Zeit die Ungebundenheit zügelte, wie auch, daß

der Norden, und besonders unser deutsches Vaterland, noch einen gesunden Menschenstamm zurückbehielt, der es verschmähete, die heimischen Wälder mit üppigeren Wohnsitzen zu vertauschen.

Die nordischen Völker sind es, welche nun unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen müssen. Entfernt von der italiänischen Pest, entwickeln sie sich ganz langsam aus eigener Kraft zu einer Bildung, die allgemeiner und dauernder seyn sollte, als die griechische und römische gewesen war. Deutschland, Frankreich und England, den Römern Barbarenländer, beschämen jetzt das ehemals so feine, nun verwilderte Asien und Griechenland. Wie würden die Männer, welche die Völkerwanderung mit ihren Verwüstungen erlebten, jetzt staunen, wenn sie aus ihren Gräbern erständen, und in die wiedergeborne Welt hineinschauten!

Etwa 300 Jahre sind es, daß die gegenwärtig blühenden europäischen Staaten die Verfassung angenommen haben, in welcher sie jetzt bestehen. Diese letzten dreihundert Jahre umfasset die neue Geschichte. Was zwischen ihr und der alten Geschichte in der Mitte liegt, heißt das Mittelalter — ein finsterer Zeitraum von 1000 Jahren, wo eine rohe Macht sinnlos waltet, ungeheure Thaten geschehen, gute und böse, wie immer, tausend gewaltsame Bestrebungen an einander zerschellen, weil selten einer weiß, was er eigentlich will, und jeder für sich sorgt, bis endlich die Kirche eine Art von Vormundschaft über den Staat ergreift, alle Großen der Erde unter sich beugt, und sie das erste mal zu einem gemeinschaftlichen Interesse vereinigt, zu einem Kriege für das heilige Land. Keine feine Menschen also haben wir im Mittelalter zu erwarten, keinen Perikles und Cicero, keinen Sokrates und Apelles, keinen Chrysostomus, sondern starke Krieger und Jäger, Ritter in Eisen gepanzert, die kein anderes Recht kennen, als das Recht ihrer Faust, Könige und Kaiser, die nicht lesen und schreiben können, und dabei kein einziges wohleingerichtetes Reich, keine einzige weise Verfassung im ganzen

Mittelalter werden wir antreffen. Aber auch nicht alles im Mittelalter ist schlecht. Oft werden uns mitten in der Barbarei Geister begegnen, denen nur ein günstigeres Zeitalter fehlte, daß sie den großen Männern der Vorwelt gleich gekommen wären. Wir werden die Tapferkeit mit der Religion ein schönes Bündniß schließen sehen, denn religiös ist das Mittelalter überaus; selbst die Dichtkunst wird ihre Spiele nicht unlieblich in das rohe Kriegsgetümmel mischen, und Millionen streitbarer Räuber, die ihren Fürsten in's Angesicht lachen, werden vor den Bannstrahlen des Pabstes und der Bischöfe zittern.

§. 2.

Trachten und Sprachen im Anfange des Mittelalters.

Dem Namen nach kennen wir die Völker schon, die das neue Schauspiel eröffnen werden. Die Söhne des Norden waren große und gewaltige Männer, besonders werden die Franken und Burgunder von den damaligen wenigen römischen Geschichtschreibern als wahre Riesen beschrieben. Manche Rüstung eines Ritters aus dem Mittelalter kann heutigen Tages kein einzelner Mann heben. Des rauhen Klima's wegen war meist Leder und Pelzwerk ihre Kleidung, doch webten ihre Frauen und Töchter schon etwas Leinwand. Füße, Schenkel und Hüften wurden umwickelt, und um die Brust ging ein enges Wams. Daraus entstanden später die Strümpfe, Beinkleider und Westen, von denen die alten Römer nichts wußten. Besonders waren die Franken und Allemannen Freunde dieser engen Kleidung, und ihr Geschmack theilte sich bald der ganzen gesitteten Welt mit. Um den Leib wand man einen breiten Gürtel. Mit langem Haar wurde schon damals Eitelkeit getrieben; die Sachsen schlangen es in einen Knoten, die Gothen kräuselten es, die Franken verschnitten es am Hinterkopfe, nicht nur die Weiber, sondern auch die Männer. Einen Hut

trug kein deutscher Mann, auch das viele Bepanzern kam erst später auf. Die Franken fochten meist zu Fuße, wie denn ihre Pferde auch ziemlich schlecht waren, und in der Schlacht führten sie nur einen Schild, ein Schwert und eine Streitaxt, das war alles.

Die Sprache der alten Deutschen war eben so ungebildet, wie ihre Sitten, und mancher, wenn es ihm nicht vorher gesagt wird, wird in ihrer Rede schwerlich die deutsche Sprache erkennen. Man höre zur Probe den Anfang des bekannten ambrosianischen Lobgesanges Te deum laudamus in fränkischer Sprache aus dem 4ten Jahrhundert:

Thih cot lopemes, thih truhtinan gehemes.
Thih ewigan fater eokiwelih erda wirdit.
Thir alle engila, thir himila inti alle kiwaltido,
Thir Cherubim inti Seraphim unbilibanlichero stimmo foraharent:
Wiher, wiher, wiher, truhtin cot herro!
Folliu sint himila inti erda thera meginchrefti tiurda thinera. U. s. w.

Auch von der Sprache der Gothen aus dem 4ten Jahrhundert haben wir noch schriftliche Ueberreste, Bruchstücke einer Uebersetzung der vier Evangelien von ihrem Bischofe Ulphilas, auf Pergament mit silbernen Buchstaben geschrieben, daher der silberne Codex genannt, in der Bibliothek zu Upsal. Man höre, wie da das Vater unser lautet:

Atta unsar, thu in himina. Weihnai namo thein. Quimai thiudinassus theins. Wairthai wilja theins, swe in himina iah ana airthai. Hlaif unserana thana sinteinan gif uns himmadaga. Jah aflet uns thatei skulans sijaima, swaswe jah weis afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin. Amen.

Viel weicher lautete dasselbe Gebet bei den Allemannen, auf folgende Weise:

Fatter unseer, thu pist in himile. Wihi namun dinan. Queme rihi din. Werde willo din so in himile so sa in erdu. Prooth unseer emezhic kip uns hiutu. Oblaz uns sculdi unseero, so wir oblazen uns sculdiken. Enti ni junsih firletti in khorunka, uz erlosi unsih fona ubili. Amen.

In der Sprache der Angelsachsen lautete dies Gebet also:

Faeder ure, thu the eart on heofenum. Si thiu nama gehalgod. To becume thin rice. Gewurthe thin willa on eorthan swa swa on heofenum. Urne däghwamlican hlaf syle us to däg. And forgyf us ure gyltas, swa swa we forgyfa the urum gyltendum. And ne gelädde thu us on costnunge, ac alys us of yfell. Amen.

Das wäre also ein Pröbchen von dem alten Englischen. In der Folge theile ich mehr von der Sprache der Deutschen mit, damit man sehen könne, wie dieselbe nach und nach ihre jetzige Gestalt angenommen hat. Aber wie haben die alten Deutschen ihre Wörter ausgesprochen? Das wissen wir nicht. Die Schriftsteller jener Zeiten klagen, daß sie keine Buchstaben wüßten, die wunderlichen Töne der deutschen Wörter genau zu bezeichnen.

Die griechische und lateinische Sprache hörten nach der Völkerwanderung auf, Muttersprachen zu seyn, denn sie vermischten sich mit den Sprachen der eingewanderten Fremdlinge, und so entstand das Neugriechische und das Italiänische. Das Spanische und Portugiesische stammt ebenfalls vom Latein, und selbst das Fränkische, das doch eigentlich Deutsch war, nahm so viel vom Latein auf, daß wir in dem Französischen jetzt unsere Landessprache nicht wieder erkennen. Die neuen Sprachen wurden aber noch lange nicht die Büchersprache, das blieb die lateinische, alle Gelehr-

ten während des ganzen Mittelalters schrieben im Latein, wenige Ausnahmen abgerechnet.

§. 3.

Uebersicht der Staaten im Anfange des Mittelalters.

Um in das vielfache Gewirre, welches uns hier gleich anfangs begegnet, Licht zu bringen, ist es nöthig, daß wir uns auf dem neuen Schauplatze zuförderst ein wenig umsehn.

Wir finden bekanntlich im Anfange des Mittelalters noch ein ziemlich großes griechisches Kaiserthum vor, den Rest des ungeheuern Römerreichs, dessen Hauptstadt Constantinopel ist. Provinzen dieses Kaiserthums waren die heutige europäische und ein großer Theil der asiatischen Türkei und die jetzt ungarischen Landschaften Dacien, Mösien, Dalmatien, Illyrien, Pannonien u. s. w. In den Ländern zwischen der Donau und den Alpen wohnten die Rugier. In Italien werden sich erst die Ostgothen, nachher die Longobarden festsetzen. Rom und das südliche Italien nebst den Inseln gehörte anfangs noch dem griechischen Kaiser. In Gallien finden wir drei deutsche Nationen, südöstlich die Burgunder, südwestlich die Westgothen, welche bis tief unten durch Spanien hinabreichten, wo sie die Sueven zu Nachbarn hatten, und die nördliche Hälfte von Gallien besaßen die mächtigen Franken. In Südbritannien waren Jüten, Angeln und Sachsen eingewandert; die nördlichen Gegenden, so wie Schottland und Irland, wurden von wilden, wenig bekannten Eingebornen bewohnt, die zum Theil noch Menschenfleisch aßen. Von Deutschland war der östliche Theil (von der Ostsee bis nach Mähren hin) mit slavischen Völkern besetzt, die in Pommern, Brandenburg und der Lausitz Wenden, Wilzen und Kassuben hießen. Niedersachsen und Westfalen hatten die alten Sachsen und Friesen inne, an der Saale wohnten die

Thüringer, im heutigen Baden und Würtemberg die Allemannen, und rechts neben ihnen das tapfere Volk der Baiern. Preussen, Dänemark, Schweden und Rußland waren im 5ten Jahrhundert noch ganz unbekannte Länder.

In Asien blühete ein großes persisches und das uralte chinesische Reich. Auch die Indier waren, wie wir wissen, ein berühmtes Volk. Da aber unser eigener Erdtheil schon so viele merkwürdige Begebenheiten darbietet, so werden wir uns bei den unsichern und verwickelten Nachrichten keineswegs aufhalten, die von einigen Geschichtforschern höchst mühsam über jene Völker zusammengebracht sind.

Von Africa waren nur die nördlichen Küstenländer bekannt, von diesen gehörte Aegypten mit der Hauptstadt Alexandria zur Zeit noch dem griechischen Kaiser, und in den heutigen Raubstaaten hatten die Vandalen ihr Reich aufgeschlagen.

America's und Australiens Daseyn ward damals noch von keinem Europäer geahnt.

Bei weitem nicht alle diese Völker haben das Glück gehabt, sich in dem großen Strudel aufrecht zu erhalten. Die meisten verloren ihre Selbstständigkeit bald, und vermischten sich unvermerkt mit ihren Ueberwindern. Während die Franken in Frankreich und Deutschland sich zur allgebietenden Nation erhoben, gingen die Burgunder, Sachsen, Allemannen, Gothen, Sueven, Vandalen und Longobarden zu Grunde. Eine Menge einzelner Völkernamen in allen drei Erdtheilen ward im 7ten und 8ten Jahrhundert von den Arabern verschlungen, fanatischen Eroberern, die sich wie eine Feuerflamme plötzlich von Mecca bis Tours verbreiteten. Auf diese Art erhält sich zuletzt nur ein mäßiger Ausschuß von Hauptvölkern auf dem Platze, deren jedes für sich seinen eigenen Gang hält, und dessen Schicksale also auch einzeln verfolgt werden müssen. In der alten Geschichte stand fast immer nur ein Volk zur Zeit auf dem Schauplatze, aber im Mittelalter muß der Beobachter seine Aufmerksamkeit über mehrere

Nationen zugleich vertheilen, und anstatt des geheimen Verdrusses bei der römischen Geschichte, dessen er sich über die alles verschlingende Scylla römischer Herrschsucht nicht erwehren konnte, empfindet er im Mittelalter bald das eigene Vergnügen, Europa unter eine Anzahl von Mächten vertheilt zu sehen, die sich eifersüchtig einander im Gleichgewichte zu erhalten trachten, und sich dabei, jede nach ihrem Charakter, innerlich ausbilden und befestigen.

Zuerst werden wir nun wohl begierig seyn zu hören, was aus Italien geworden, und wie es dem griechischen Kaiserthum in Constantinopel gegangen sey. In dieser Betrachtung werden uns die Franken und die Araber unterbrechen; jene stiften das französische und das deutsche Reich, und diese gründen die maurische Herrschaft in Spanien. Am Ende des 9ten Jahrhunderts hebt ein trefflicher König, Alfred, die Engländer bedeutend hervor. Um dieselbe Zeit wird es auch zuerst etwas hell in den nordischen Reichen; 861 entdeckt ein norwegischer Corsar die Insel Island, von welcher aus im J. 983 auch Grönland aufgefunden wurde, eine Entdeckung, die nachher wieder verloren ging, und also noch einmal gemacht werden mußte. — In demselben 9ten Jahrhunderte wird zuerst der ungarische und russische, und im 10ten der polnische Name bekannt, und im Anfange des 13ten hört man von einem kleinen Herzogthum Preussen. Alle diese wüsten Länder mit ihren rohen Bewohnern wurden den südlicheren Nationen erst durch Männer bekannt, welche mit unnennbaren Schwierigkeiten Reisen zu denselben unternahmen, um ihnen die Lehre Christi zu verkündigen.

Endlich traten 1139 noch zwei vorher mit andern Staaten verbundene Länder in die Reihe der Königreiche ein, Portugal und Sicilien, und bald nachher bilden sich in Italien mehrere unabhängige Staaten. Die Türken, obschon seit dem 6ten Jahrhunderte bekannt, schwärmen noch das ganze Mittelalter hindurch als eine Nomadenhorde in Asien

umher, und erst ganz am Ende dieser Zeit verdrängen sie die unwürdigen Nachkommen der alten Griechen von der berühmten Stätte.

§. 4.
Plan der folgenden Geschichte.

Nun kann man wohl schon die Ordnung errathen, in welcher ich die verschiedenen Völker des Mittelalters vorführen werde. Zuerst werde ich die Geschichte des oströmischen Kaiserthums fortsetzen, und dabei das Merkwürdigste aus der Geschichte der fünf Hauptfeinde derselben, der Bulgaren, Perser, Araber, Normänner und Türken, mitnehmen. Dann wollen wir uns nach unserm Vaterlande wenden, und die Eroberungen der Franken verfolgen, bis dahin, wo ihr großes Reich sich in zwei Hälften scheidet. Das wird uns dann auf die Geschichte von Frankreich und von Deutschland führen. In allen diesen Geschichten greifen die italiänischen Begebenheiten so oft und so genau ein, daß ich nicht nöthig haben werde, ihnen einen eigenen Abschnitt einzuräumen. Eben so hoffe ich die Schweizer bei den Deutschen irgendwo unterzubringen. Die Geschichten der Engländer, Dänen, Schweden, Russen, Polen und Ungarn während des Mittelalters haben noch so wenig Interesse, daß ich sie in wenigen kurzen Abschnitten vorzulegen gedenke. Ein etwas ausführlicheres Gemälde verspreche ich dagegen am Ende von den Sitten des Mittelalters, denn ohne diese zu kennen, würde man das Mittelalter so gut wie gar nicht beurtheilen können.

Um uns jedoch nicht zu verwirren, wollen wir in der Geschichte des Mittelalters, wie in der alten Geschichte, zuweilen einen Ruhepunkt machen.

Erst erzähle ich vom Anfange des Mittelalters bis zu Carl dem Großen, vom J. Chr. 476 bis 814. Das sind völlig 300 Jahre.

Von Carl dem Großen gehen wir bis zu den

Kreuzzügen, die schauerlichste Zeit des Mittelalters, von 814 bis 1096, nicht ganz 400 Jahre.

Dann erzählen wir von den Kreuzzügen bis auf Rudolph von Habsburg, von 1096 bis 1273, nicht ganz 200 Jahre, in denen das Mittelalter seine grellsten Eigenthümlichkeiten zeigt.

Der letzte Zeitraum reicht von Rudolph v. Habsburg bis zur Entdeckung von Amerika, von 1273 bis 1492, und umfaßt völlig 200 Jahre, reich an Begebenheiten. Mit der Entdeckung von America beginnt dann die neue Geschichte, wir werden jedoch die Geschichte dieser Entdeckung wohl schon dem Schlusse des Mittelalters als ein Ganzes für sich anhängen müssen, damit sie die neue Geschichte, die anfangs so reich an Begebenheiten ist, nicht unterbreche.

In jedem Zeitraume wollen wir die Hauptbegebenheiten immer an die Spitze stellen, und ihnen, so gut es sich thun läßt, die andern unterordnen. Die christliche Kirche im Mittelalter, die Gründung religiöser Institute, die Verbreitung des Evangeliums, die Bekämpfung der Irrlehren, Mißbräuche und schlechten Sitten, an welche die Kirche alle ihre Kräfte setzte, wird in der Geschichte des Mittelalters unser vorzügliches Augenmerk seyn müssen, denn die Geschichte des Mittelalters ist fast nur eine Kirchengeschichte. — Am Ende eines jeden Zeitraums sollen in einer kurzen Uebersicht die neuen Erfindungen in Wissenschaft und Kunst mitgetheilt werden.

Das griechische Kaiserthum mag nun den ersten Zeitraum eröffnen.

Geschichte des Mittelalters.

Von der Völkerwanderung bis zur Entdeckung von Amerika.

(J. Chr. 476—1492.)

Geschichte des Mittelalters.

Erster Zeitraum.

Von der Völkerwanderung bis auf Carl den Großen.

338 Jahre.

(J. Chr. 476—814.)

I. Das griechische Kaiserthum.

§ 5.

Zustand des Reiches im Anfange des Mittelalters.

So viel auch Gothen und Sueven, Hunnen und Vandalen schon von dem ehemaligen römischen Reiche abgerissen hatten, so besaßen doch die griechischen Kaiser des 5ten Jahrhunderts noch in allen drei Erdtheilen ansehnliche Provinzen. Allein die schlechte innere Verfassung und die seltene Schwäche der meisten Regenten machte, daß sie aus so vielen fruchtbaren Ländern weder einen bedeutenden Vortheil ziehen, noch für die Ruhe und Sicherheit der Bewohner nachdrückliche Anstalten treffen konnten. Jetzt bringt gewiß das Land manches deutschen Fürsten seinem Herrn mehr ein, und nährt dabei doch verhältnißmäßig mehr und glücklichere Bürger, als beides in allen Ländern des griechischen Kaisers der Fall war. Constantinopel gerieth mehr als einmal

in die größte Hungersnoth, so daß schon Menschenfleisch gegessen werden mußte. Feuersbrünste legten ganze Quartiere der Stadt in Asche, und unter andern ging im J. 477 die kaiserliche Bibliothek von 120000 Rollen in Flammen auf. Die Statthalter, denen die Regierung von Aegypten und Unteritalien überlassen werden mußte, waren meist untreue Verwalter, und kümmerten sich wenig um den entfernten Kaiser, der sie doch nicht zwingen konnte. Die Wuth, mit welcher die Katholiken und die Ketzer sich verfolgten, konnte allein schon eine Regierung hinlänglich beschäftigen, denn sie veranlaßte immer wahre Bürgerkriege, wie denn im J. 512 bei Gelegenheit eines Streites zwischen den Orthodoxen und Monophysiten allein zu Constantinopel gegen 100000 Menschen erschlagen seyn sollen. Die Zeiten des Marius und Sulla schienen in dem neuen Rom wieder aufzuleben.

Wer bedauert nicht die armen Kaiser? Zwar wurde der kirchliche Frieden wieder hergestellt unter dem Kaiser Justinus I. durch einen Vergleich mit dem Pabste Hormisdas im J. 519, weil das Volk zu Constantinopel nicht länger im Kirchenbanne leben wollte. Aber wer wehrte die wilden Feinde ab, die gerade jetzt von allen Seiten unaufhörlich auf das Reich eindrangen? Im Osten waren die Perser immerfort gerüstet; nördlich rückten die Heruler an, und verlangten, wie die Gothen, in's Reich aufgenommen, und noch obenein besoldet zu werden. Die Ostgothen selbst traten jetzt unter einem Herrscherkopfe als Eroberer auf, während Aegypten, welches das Concordat des Hormisdas verwarf, unter seinem Patriarchen von Alexandria dem Kaiser Trotz bot. Auf so schwachen Füßen stand das Kaiserreich und die Kirche im Orient! Die Zeit wurde schon vorbereitet, daß das Reich zu Grunde ging, und die griechische Kirche sich von dem allgemeinen Verbande der Christenheit losriß.

§. 6.

Theodorich der Große.

(† 526.)

Unstreitig der größte Mann dieses traurigen Zeitraums! Er ward geboren 455 nahe bei Wien, und 489 nach seines Vaters Tode König der Ostgothen, nachdem er seine erste Jugend als Geißel in Constantinopel verlebt, und daselbst eine treffliche Erziehung genossen hatte. Seine Gothen, nicht gewohnt des mühsamen Ackerbaues, noch weniger der noch schwierigern Urbarmachung von Wäldern und Sümpfen, zwangen ihn, von dem Kaiser Zeno, dem er einmal bei einem Bürgeraufruhre schon den Thron und das Leben gerettet hatte, stärkern Tribut und größere Freiheiten zu ertrotzen. Man mußte ihm 2000 Pfund Gold jährlich bewilligen, und endlich bat er um die Erlaubniß, Italien dem Kaiser wieder zu erobern. „Falle ich — sagte er zum Kaiser Zeno — so bist du eines lästigen Nachbars los; siege ich aber: so will ich Italien im Namen Gottes unter deinem Ansehen verwalten." Zeno konnte nicht abschlagen, was er nicht hindern konnte, und so brachen die Ostgothen auf, ihre Weiber und Kinder auf vielen Wagen hinter sich. Nachdem Theodorich sich auf einem mühsamen Zuge über Ungarn durch die Gepiden hindurchgeschlagen hatte, kam ihm am Eingange Italiens Odoacer feindlich entgegen, wurde drei mal besiegt, und zuletzt, da er sich ergab, beim ersten Gastmahle mit seinem ganzen Hause niedergehauen. Rom empfing den Sieger mit Freudengeschrei, und 200000 Gothenfamilien pflanzten sich in Italien hin. So entstand das neue ostgothische Reich, welches Italien, Sicilien, die Provence, Noricum, Rhätien, Dalmatien und einen Theil von Pannonien in sich schloß, und einen so herrlichen Anfang nahm, daß man ihm den ersten Rang unter den künftigen Staaten vorhersagte. Allein es hatte nur einen Theodorich.

Mit wahrer Freude sieht man hier wieder ein-

mal einem großen Geiste zu, der allein durch seine Thätigkeit eine neue Welt um sich her erschafft, und seinen Wunderbau von aussen und von innen befestigt. Er nahm Ravenna zu seiner Residenz, nannte sich Theodorich König ohne weiteres Prädicat, von welchem Lande er König sey, ließ den Römern ihre Gesetze und ihre Sitten, und nahm selbst ihre Kleidung an. Ein halbes Jahr verweilte er zu Rom, betrachtete mit Entzücken die Reste der alten Herrlichkeit, und traf Anstalten zu ihrer Erhaltung. Er war mit seinen Gothen Arianer, aber er schützte die Religion seiner katholischen Unterthanen. Die blutigen Fechterspiele der Römer konnte er nicht leiden, aber doch wollte er das Volk durch gewaltsame Abschaffung derselben nicht erbittern. Alle Aemter besetzte er mit gebornen Römern, und hinderte nie die freien Wahlen. Nur das Militair war das Departement seiner Gothen; sie machten ein stehendes Heer aus, erhielten Ländereien zum Solde; und wurden immer in Waffenübung erhalten. In die Schule durften ihre Kinder durchaus nicht geschickt werden, denn nimmer, meinte Theodorich, würden die das blitzende Schwert der Feinde verachten lernen, die in der Schule vor der Ruthe gebebet hätten. So kann auch ein weiser Mann irren. —

Er hätte viel erobern können, denn er hatte ja seine Feldherrngröße hinlänglich bewiesen, und seine Landmacht war der fränkischen und griechischen überlegen; aber er wollte lieber sein Land beglücken, als erweitern. Genug, daß er die Franken, die Burgunder, die Bulgaren und Griechen, die ihm jetzt Italien nicht gönnten, über seine Gränzen hinaustrieb, und ihnen das Wiederkommen verleidete. Die Gepiden, statt sie zu unterjochen, was er leicht gekonnt hätte, nahm er zu Hülfstruppen an der Gränze an, und besoldete sie auf das theuerste, um sie vom Rauben abzuhalten. Ein Gepide erhielt wochentlich 6 Thaler unsers Geldes. Es dauerte nicht lange, so wurden alle feindlichen Nachbarn seine Freunde. Könige der Westgothen, Franken, Burgunder, Thü-

ringer und Heruler waren theils seine Schwäger, theils seine Schwiegersöhne. Wie ein Vater seinen Kindern, so sprach er andern Königen zu. Alles ehrte ihn, unglückliche Prinzen fanden an seinem Hofe Schutz, selbst aus Preussen und Schweden erhielt er Bernstein und Pelzwerk zum Geschenke. Die Gesetze, welche er für sein rohes Volk entwarf, sind musterhaft, so wie seine Polizeiordnung strenge, aber wahrhaft wohlthätig. Man pflegte im Sprichworte zu sagen, so weit Theodorich herrsche, dürfe man einen Beutel mit Goldstücken auf der Straße liegen lassen, und kein Mensch würde sich unterstehen ihn fortzunehmen.

In seinem hohen Alter wurde der große Mann grämlich nnd argwöhnisch. Da verbot er den Katholiken ihre freie Religionsübung, und befleckte seinen Ruhm durch einige Grausamkeiten. Der brave Senator Albinus ward in's Gefängniß geworfen, weil er ein Freund des griechischen Kaisers seyn sollte, und als sein Freund Boethius, ein anderer Senator, ihn kühn vertheidigte, ward auch er in Ketten gelegt. Beide ertrugen ihr Schicksal geduldig, und wurden ohne Verhör hingerichtet. Boethius schrieb im Kerker noch ein treffliches Werk über die Tröstungen der Philosophie. Des Boethius Schwiegervater, der graue Symmachus, der den Tod seines Schwiegersohnes zu laut bedauert hatte, mußte bald nachher ebenfalls sterben. Als alle drei todt waren, ergriff den König die bitterste Reue. Ueberall sah er die Gemordeten vor sich, und als man ihm einmal einen Fisch auffetzte, rief er angstvoll: „Weg mit dem Kopfe! Das ist Symmachus Kopf!" Er fiel in tiefe Melancholie, und starb bald darauf. Seine verwittwete Tochter Amalasuntha errichtete ihm zu Ravenna ein Monument, und bestieg den Thron, denn einen Sohn hinterließ er nicht. Sie war eine schwache Dame, und die wilden Gothen ehrten in ihr den großen Vater nicht. Uneinigkeiten, Thorheiten und Mordthaten wechselten von nun an unter denen, die sich der Regierung bemächtigten.

§. 7.

Belisarius.

(† 565.)

Unmöglich konnten die Griechen den Gothen das treffliche Italien so ruhig überlassen. Als daher schon ein Jahr nach Theodorichs Tode Justinian I. den Kaiserthron bestieg — ein Mann, verächtlich als Mensch, aber merkwürdig wegen der Begebenheiten, die unter seiner Regierung vorgefallen sind — so wurde ein alter Lieblingsplan hervorgesucht, der nichts Geringeres betraf, als die Herstellung des ganzen Römerreichs. Zwei Feldherren, für dieses Zeitalter von seltener Größe, setzten den Kaiser in den Stand, diesen Gedanken zum Theil auszuführen. Im September 533 landete sein erster Feldherr Belisarius, ein Dacier von geringer Herkunft, an der africanischen Küste unweit Karthago, der Hauptstadt des Vandalenreiches, mit 10000 Fußsoldaten und 5000 Reitern. Und mit diesem Häuflein hoffte er die Vandalen zu bezwingen? O ja, denn diese Vandalen waren die furchtbaren Krieger nicht mehr, die einst unter Genserich Rom verwüstet hatten. Das heiße Klima und der plötzliche Uebergang zur Weichlichkeit und Trägheit hatten sie schnell entnervt, keine verständige Verfassung gab ihrem Reiche Einheit und Festigkeit. Von den Eingebornen, den Mauren, wurden sie gehaßt, und eben jetzt trug ein Usurpator die Krone, und dessen Bruder war mit dem Kern des Heeres abwesend, das abgefallene Sardinien zu züchtigen. Die Landung der Griechen überraschte das Volk; der König Gelimer sammelte zwar in der Eil eine Mannschaft, allein nach einem verworrenen Gefechte mußte er fliehen, und in den entfernten Einöden Numidiens Schutz suchen. Belisar eroberte nun Karthago ohne Widerstand, und machte es durch starke Festungswerke den Vandalen wenigstens unüberwindlich. Indessen kam des Königs Bruder mit seiner Flotte aus Sardinien zurück. Es ward ein neuer Angriff versucht, aber

Belisar schlug ihn blutig ab. Die vornehmsten und tapfersten Vandalen verloren das Leben, die übrigen zerstreuten sich. Gelimer wollte mit seinen Schützen zu den Westgothen nach Spanien übersetzen, aber sein Anschlag ward entdeckt, und er mußte abermals zurückkehren in die brennenden Wüsten des innern Africa. Hier zwang ihn unaussprechliches Elend, Unterhandlungen einzugehen. Der Heruler Pharas machte den Vermittler, und schickte ihm einen Brief voll guter Bedingungen. Gelimer antwortete: „Ich bin nicht unempfindlich gegen einen so billigen Vorschlag, ich kann mich aber nicht entschließen, der Sclave eines ungerechten Feindes zu werden. Ich habe ihm nie etwas zu Leide gethan, er aber schickt mir da einen Mann her, der mich über Hals und Kopf vom Throne in den Abgrund des Verderbens stürzt. Justinian ist ja doch ein Mensch, fürchtet er denn nicht einen ähnlichen Glückswechsel? Ich kann nicht mehr schreiben, der Schmerz überwältigt mich. Sende mir, guter Pharas, doch eine Harfe, einen Schwamm und ein Brod." Die Harfe sollte ihm seinen Gram zerstreuen, mit dem Schwamme wollte er seine wunden Augen kühlen, und Brod hatte er lange nicht genossen. Mit blutendem Herzen sah er einmal einen seiner Prinzen mit einem Mauren um ein noch heißes, übelgebackenes und mit Asche bedecktes Brod streiten. So weit kann es auch mit Königen kommen. Er bekam, worum er bat, aber das tägliche Elend zwang ihn bald, sich zu ergeben. Mit bitterm Lachen überlieferte er sich dem Belisar in einer Vorstadt von Karthago. Der Kaiser sicherte ihm einen anständigen Unterhalt in Galatien zu, und seine Kinder wurden im Palaste untergebracht. Africa war nun wieder eine römische Provinz.

Jetzt wollte man das nämliche gegen die Ostgothen in Italien versuchen, und ein Schwächling Theodat, der damals dies nun ebenfalls ausgeartete Volk beherrschte, schien das Unternehmen leicht zu machen. Mit kaum 8000 Mann brach Belisar im Frühlinge 536 in Unteritalien ein, und drang

unaufhaltsam erobernd vor bis Neapel, welches mit Grausamkeit erstürmt ward. Ueberall half ihm der religiöse Glaube siegen, denn die katholischen Italiäner hegten doch immer einen geheimen Widerwillen gegen die Gothen, welche Arianer waren. Rom wurde ohne Schwertstreich genommen.

Unterdessen war der schlaffe Gothenkönig Theodat durch Meuchelmord gefallen, und ein tapferer Feldherr Vitiges, an der Spitze von 150000 Mann, ging auf das Häuflein der Griechen los, und belagerte es in Rom. Aber hier zeigte sich Belisars Feldherrnkunst in ihrer ganzen Größe. So arm an Leuten, daß er manche Wachen mit Hunden besetzen mußte, und so alles Nöthigen beraubt, daß er aus Bedrängniß die Schiffmühlen erfand, das Korn zu mahlen, bot er nicht nur ein ganzes Jahr lang hinter Roms Mauern dem fast 20 mal stärkern Belagerungsheere Trotz, sondern schwächte dasselbe noch durch unaufhörliche und immer glückliche Ausfälle. In einem einzigen Hauptsturme verloren die Gothen 30000 Mann und 69 mal kam man während der Belagerung zum Schlagen. Endlich erschien in Oberitalien Verstärkung aus Constantinopel, und Vitiges hob wirklich 538 unverrichteter Sachen die Belagerung auf, um seine andern Städte zu decken. Mailand, das er im Aufstande fand, wurde bei dieser Gelegenheit ganz zerstört, und 300000 Menschen kamen dabei ums Leben. Welch ein Krieg!

Justinian war des Glückes nicht werth, einen solchen Feldherrn zu besitzen. Er kränkte den Belisar durch unaufhörliches Mißtrauen, unterstützte ihn schlecht, störte seine kühnsten Anschläge durch unzeitige Kabinetsbefehle. Aber trotz aller solcher Hinderungen vollendete Belisar die Eroberung Italiens, und trotz aller Versuchungen zum Abfall blieb er seinem Herrn treu. Die Gothen in Ravenna wollten sich ihm ergeben, wenn er ihr König werden wollte. Er stellte sich willig, und ward nun ohne Schwertstreich in die Festung aufgenommen. Die Gothen erstaunten, als sie den kleinen Mann und sein geringes Häuflein in der Nähe erblickten, doch jauchzten

sie ihm freudig zu. Er aber täuschte sie alle, schlug die Königswürde aus, und als der argwöhnische Kaiser ihn dennoch zurückrief, brachte er den Vitiges sammt dessen Schätzen nach Constantinopel mit. Die gothischen Weiber spien ihren Männern in's Gesicht, daß sie sich so hatten anführen lassen.

Italien war dadurch nicht glücklicher geworden, daß es nun wieder vom griechischen Kaiser regiert wurde. Die zurückgelassenen Besatzungen, denen Justinian den Sold zu schicken vergaß, besoldeten sich selbst von dem Vermögen der armen Inwohner, und die Befehlshaber wucherten so arg, wie je ein römischer Befehlshaber that. Da rafften sich die zerstreuten Gothen noch einmal auf, und fanden einen Helden, der wohl werth gewesen wäre, Theodorichs Nachfolger zu seyn. Totilas hieß der treffliche Mann, der seine Siege nicht bloß durch Tapferkeit, sondern auch durch Edelmuth gewann, die griechischen Straßenräuber theils aufrieb, theils unter seine eigenen Fahnen sammelte, und den größten Theil Italiens, selbst Neapel, wieder eroberte, und das mit einer Handvoll Leute, mit kaum 5000 Mann, denn so weit waren die Gothen zusammengeschmolzen.

Jetzt wurde Belisar zum zweiten male nach Italien geschickt, aber ohne Geld, ohne hinreichende Mannschaft. Sein erbärmlicher Kaiser wünschte, er sollte den Krieg von der Beute führen, die er machen würde. Drei Städte, Ravenna, Florenz und Rom, waren von den Gothen noch nicht besetzt. Belisar hatte den Schmerz, Totilas Einzug in Rom nicht hindern zu können, und Totilas war in der größten Verlegenheit, was er mit der eroberten Stadt machen sollte. Eine Besatzung in ihr lassen? Er konnte keinen Mann missen. Wieder hinaus ziehen? Dann nahm Belisar sie weg. Sie vertilgen? — Aber Rom die Herrliche, vertilgen? Er hätte es gekonnt, sein Vortheil forderte es, seine Räthe bestanden darauf. Belisar selbst legte schriftliche Fürbitte ein. Endlich siegte bei dem edeln Manne die Achtung für das ehrwürdige Alterthum. Rom ward nicht zerstört, aber aller seiner Festungswerke be-

raubt, und zu einer offenen Stadt gemacht. Es lag fast öde da, Totilas fand nur noch 500 Bürger in ihm. So hatte der Krieg gewüthet.

Nach seinem Abzuge setzte sich Belisarius zwar gleich in Rom fest: allein da er durchaus keine weitere Unterstützung erhielt, so konnte er nichts thun, und bat nach fünf sauren Jahren selbst seinen Kaiser um seine Abberufung. Undank war sein Lohn. Man sagt, auf seines Kaisers Befehl sey er in einen Thurm gesetzt, und vor Hunger habe er täglich an einem Strick eine Tasche hinabgelassen mit der Aufschrift: Gebet einen Pfennig dem armen Belisar, den Tapferkeit erhob, Neid unterdrückte. So sammelte er von den Vorübergehenden Almosen. Am Ende kam er wieder los, und soll noch als Blinder vor den Thüren um sein Brod gebettelt haben, aber zur Ehre Justinians wollen wir alles dieses lieber nicht glauben, weil's auch nur Sage ist. Seine Gemahlinn Antonia, ehemals ein niedriges Mädchen von schlechten Sitten, tröstete ihn wenig in seinem Grame. Der Franzose Marmontel hat in seinem Belisaire das Leben des großen Mannes poetisch beschrieben.

§. 8.

Narses.

An des Belisarius Stelle ward Narses nach Italien geschickt, ein Kämmerling von großem Verstande, wohl der einzige dieser Klasse, der sich als Feldherr berühmt gemacht hat. Er konnte etwas mehr, als den Hofdamen die Aufwartung machen, und war entschieden der Günstling des Kaisers. Man sparte kein Geld, ihn stattlich auszurüsten, und unterweges gesellte sich noch der Kern der streitbaren Heruler, der fürchterlichen Longobarden und der raschen Hunnen zu seinen Fahnen. Er brach 552 landwärts in Oberitalien ein, rückte schnell bis Ravenna vor, und überraschte im Toskanischen den wackern Totilas, der nun freilich mit seinen 5 bis 6000 Mann einer solchen Ueberlegenheit weichen

mußte. Er stand aber wie ein Leonidas, und fiel auch so mit allen seinen Gothen. Seine blutige Rüstung ward als Trophäe nach Constantinopel geschickt. Elf Jahre hatte der brave Mann gethan, was ein Mann nur thun konnte, aber das Reich war nicht mehr zu retten gewesen.

Da versuchten es die wenig übrig gebliebenen Gothen noch einmal, unter einem neuen Könige Teias, wenigstens die drei vorzüglichsten Städte zu behaupten, die noch ihre waren, Rom, Pavia und Cumä. Rom aber wurde bald erobert, zum fünften male in diesem Kriege, und Griechen und Longobarden hauseten dort fürchterlich. Der ganze Senat und viele Bürger wurden niedergehauen, und geplündert ward, was man nur fortbringen konnte. Dann ging Narses auf Pavia los. Teias kam ihm entgegen, die Gothen stiegen von ihren Pferden, und drängten sich Mann an Mann, mit dem Entschlusse, hier zu siegen oder zu sterben. Es ward zwei Tage mit Löwenwuth gefochten, und noch war der Sieg unentschieden, nur daß die Gothen wieder ihren König verloren hatten. Er war gefallen, als er eben seinen Schild wechseln wollte, in welchem 12 Wurfspieße hingen.

Narses ehrte den hohen Muth der tapfern Männer, und bot ihnen freien Abzug an. Sie mußten ihn wohl annehmen, denn schon stellte sich der Hunger ein. Sie wanderten nach Deutschland aus, nur 1000 Mann nahmen Kriegesdienste bei den Griechen. Cumä wehrte sich noch ein ganzes Jahr, dann erst ergab sich die geringe Mannschaft auf ehrenvolle Bedingungen.

So ging das ostgothische Reich in Italien (553) zu Grunde, nicht unrühmlicher, als ehemals Karthago. Das unglückliche Italien war in diesem fürchterlichen Kriege fast zur Einöde geworden, Dörfer und Städte lagen in Asche und Schutt. Das baare Vermögen war aus dem Lande gezogen oder vergraben, Gewerbe und Handel lagen vernichtet, in langer Zeit waren Pflug und Sense nicht gebraucht. Mehrere Millionen waren durch das Schwert gefallen,

im Gebiete von Picenum rechnete man in einem Jahre 50000 verhungerte Menschen.

Und noch ist das Elend Italiens nicht zu Ende. Justinian war gestorben, beim folgenden Kaiser Justinus II. fiel Narses in Ungnade, und wurde seiner Statthalterschaft, des Exarchats von Ravenna, welches er doch 15 Jahre rühmlich verwaltet hatte, entsetzt, wobei die Kaiserinn Sophia noch die Verwegenheit hatte, ihm einen Spinnrocken zu schicken, mit den Worten, er möchte nun die Männergeschäfte Männern überlassen, und zur Unterhaltung der Damen zurückkehren. Narses erwiederte, er wolle ihr einen Faden spinnen, an dem sie zeitlebens abzuhaspeln haben sollte, und rief die Longobarden ins Land. Doch ehe ich diese merkwürdige Geschichte erzähle, muß ich noch einiges von dem Kaiserhofe nachholen.

§. 9.

Die Grünen und die Blauen.

Während Justinian mit mehr Glück, als er verdiente, durch zwei kluge und tapfere Feldherren sein Reich erweiterte, war er in seiner Hauptstadt mehr als einmal nahe daran, Krone und Leben zu verlieren. Wir wissen, wie heftig im Morgenlande jeder für oder wider eine Religionslehre stritt, und wie schnell jede Faction anschwoll. Ohne Parteien fand man das Leben viel zu einförmig, bot die Religion also eben keinen Streit dar, so theilte man sich über andere Gegenstände des Tages. Ein kaltblütiger Deutscher kann sich keine Vorstellung davon machen, mit welcher feurigen Wuth der lebhafte Morgenländer alles, was ihm gefällt, vertheidigt, und was er haßt, verfolgt. Unter Justinian waren es die Spiele in der Rennbahn, welche die Gemüther entzweiten. Es war üblich, daß die Kämpfer sich in weiße, rothe, grüne und blaue theilten, und da auch die vornehmsten Jünglinge sich nicht schämten, in der Rennbahn öffentlich aufzutreten, so theilten sich die Zuschauer; jede Partei befeuerte ihre

Farbe durch unbändiges Schreien, und waren die Kämpfer mit ihren Gefechten fertig, so begann gewöhnlich ein zweites Gefecht unter den Zuschauern. Die Freunde der siegenden Farbe verhöhnten die Gönner der andern, und vom Schimpfen kam es zu Messerstichen. Unter Justinian hielt es der Hof mit den Blauen. Blau erschienen daher alle Anhänger des Hofes und alle Orthodoxen, grün die Gegner, also auch alle Monophysiten, die das Concilium von Chalcedon verwarfen. Bald nahmen alle Bürger Constantinopels Partei, die ganze Stadt theilte sich in Blaue und Grüne, und wer auch an der Sache selbst kein Interesse hatte, sondern nur einem Feinde zu Leibe wollte, der schlang nur die blaue Binde um. Räuber, Mörder und Brandstifter beschönigten ihr Verbrechen mit der blauen Farbe, wie einst die Sclaven in Rom mit dem Losungsworte: Sulla will's! Die Grünen wehrten sich, so gut sie konnten, waren aber doch die schwächere Partei, und mußten sich nach Schutz bei der Obrigkeit umsehen.

Als daher im J. 532 Justinian das Fest seiner Thronbesteigung mit großen Spielen in der Rennbahn feierte, ergriffen die Grünen diese Gelegenheit, ihn laut um Beistand gegen die Feindseligkeiten der Blauen anzurufen. Mit unbesonnenem Uebermuthe hieß der Kaiser sie schweigen, und nannte sie Antichristen, Juden, Samariter und Manichäer. Dies erbitterte sie, daß sie ihn wieder einen Meineidigen, einen Mörder, einen Tyrannen und Esel hießen. Das war den Blauen genug, über ihre grünen Feinde herzufallen, und ein allgemeines Blutbad in der Rennbahn und in den Straßen anzurichten. Da griff die Justiz zu, und ließ einige Hauptanführer niedermachen, von den Blauen so wohl, wie von den Grünen, wie es recht war. Nun glaubten sich beide Banden gekränkt, beide vereinigten sich gegen die Regierung, ein neuer Aufruhr entstand, man rief schon einen neuen Kaiser aus. Fünf Tage währte das Morden, die vornehmsten Männer verloren das Leben, ihre Häuser wurden angezündet, und dar-

über ging ein großer Theil der Stadt in Flammen auf. Die Straßen der Stadt sahen einem Schlachtfelde gleich, und Justinian stand schon auf dem Punkte, heimlich zu entfliehen, als die Geistesgegenwart seiner Gemahlinn ihn noch rettete. Man gewann durch List die Blauen, zog sie von der Vereinigung mit den Grünen ab, und gab ihnen 3000 versuchte Soldaten unter Belisars Anführung zur Seite, mit denen sie über die in der Rennbahn versammelten Grünen herfielen, und ihrer 30000 niederhieben. So war die Ruhe wieder hergestellt, auf eine Zeitlang nur, versteht sich, denn ein solcher Parteihaß ist unauslöschlich.

§. 10.

Die drei famosen Kapitel.

Dies zeigte sich, als die Monophysiten einen neuen Ausweg ersannen, das Concilium von Chalcedon zu verunglimpfen. Drei Bischöfe, Theodoretus von Cyrus, Ibas von Edessa und Theodorus von Mopsuestia, hatten schon vor dem Concilium von Chalcedon Schriften zu Gunsten des Eutyches ans Licht treten lassen. Im Concilium selbst legten Theodoretus und Ibas ein rechtgläubiges Bekenntniß ab, Theodorus aber war damals schon todt. Daher sprach die Kirchenversammlung kein Verdammungsurtheil über jene drei Bücher, jetzt die drei famosen Kapitel genannt, sondern begnügte sich damit, daß die beiden noch lebenden Verfasser sich rechtgläubig aussprachen, den Todten ließ man ruhen. Aber unter Justinian schlugen die Irrgläubigen darüber Lärm. Zu Chalcedon, sagten sie, wären die drei famosen Kapitel nicht verdammt, obgleich die in demselben enthaltenen Grundsätze verworfen wären. Sie gewannen den Kaiser, der sich, wie seine Vorgänger, gern in Kirchenangelegenheiten mischte, und wirkten bei ihm eine Verdammung der drei famosen Kapitel aus. So bekam es das Ansehen, als hätte die Synode zu Chalcedon ihre Schuldigkeit nicht gethan, und verdiene also kein Ansehen in Glaubenssachen.

Sehr fein gedacht! Indem man sich den Schein gab, für den wahren Glauben zu eifern, untergrub man das Ansehen einer allgemeinen Kirchenversammlung. Als der Pabst Vigilius davon hörte, verwarf er gleich des Kaisers Edict, nicht, weil es irrige Lehren enthalte, sondern weil es der weltlichen Macht nicht gezieme, über Glaubenssachen zu entscheiden. Dafür ward er nach Constantinopel berufen. Hier verlangte er den Frieden herzustellen, und verdammte auf des Kaisers Wunsch schriftlich die drei Kapitel, jedoch mit dem Beisatze, daß er dem Ansehen der Synode zu Chalcedon dadurch nicht zu nahe treten wolle. Aber bald widerrief er diese Schrift, weil die meisten Bischöfe des Orients befürchteten, die Monophysiten möchten nun triumphiren. Darüber wurde Justinian entrüstet. Der Pabst floh in eine Kirche, der Kaiser schickte ihm Soldaten nach — der Pabst umklammerte den Altar, die Soldaten brauchten Gewalt. Da griff das Volk an, und prügelte die Soldaten aus der Kirche. So etwas war man in Constantinopel wohl gewohnt. Um diesen Aergernissen ein Ende zu machen, wurde in Constantinopel eine Kirchenversammlung gehalten (553), welche die 5te allgemeine ist. Man bestätigte in derselben das Concilium von Chalcedon, verdammte die drei famosen Kapitel wegen ihres Inhalts, und erklärte, daß deren Verfasser nicht als Ketzer betrachtet werden sollten, weil das Concilium zu Chalcedon sie wegen ihres Widerrufs als orthodoxe Bischöfe anerkannt habe. Dieser Beschluß stellte alle zufrieden, selbst der Pabst Vigilius trat bei, und dasselbe thaten alle Kirchen des Orients, so daß nun alle Spaltungen aufhörten. Gewiß ein frohes Ereigniß! Wäre die Rechtgläubigkeit des Morgenlandes nur von Dauer gewesen! Wir werden es aber bald anders hören.

§. 11.

Die ersten Seidenwürmer in Europa.

(Gegen 552.)

Eine andere erfreuliche Begebenheit, die in Justinians Regierungsperiode fällt, und die seitdem für Millionen Menschen wohlthätig geworden ist, da sie dieselben nützlich beschäftigt, und ihnen eine reiche Quelle des Erwerbes gewährt hat, und noch ferner gewähren wird!

Der Seidenbau ist in China zu Hause, und seidene Zeuge waren in Roms besten Zeiten in Europa kaum bekannt. Erst am Kaiserhofe zu Constantinopel ward ein eigentlicher Luxus mit ihnen getrieben, den nur die allerreichsten Leute mitmachen konnten. Sie kamen durch die persischen Karavanen zu den Griechen, aber seit den ewigen Kriegen mit den Persern stockte natürlich dieser Handel. Da kamen plötzlich zwei christliche Mönche, die Persien und China als Missionarien durchwandert hatten, nach Constantinopel, und brachten die ersten sicheren Nachrichten von der Entstehung der Seide mit: bisher hatte man geglaubt, sie wachse auf Bäumen. Der Kaiser besprach sich näher mit diesen Männern: sie machten ihm Vorschläge zur Einführung der Seidenwürmer, deren Behandlung sie dort auf das genaueste kennen gelernt hatten, und erhielten reichliche Unterstützung zu einer zweiten geheimen Reise nach China. In ihren ausgehöhlten Wanderstäben brachten sie listiger Weise eine Menge Sameneierchen fort, und langten mit ihnen glücklich in Europa an, wo seitdem der Seidenbau mit dem besten Erfolge getrieben, und durch die sinnreichsten Erfindungen erweitert ist. Man denke nur an Atlas, Sammet und Damast. Möchte man nicht sagen, daß die Wohlthat dieser beiden guten Mönche die Blutbäder in Constantinopel und die Verheerung Italiens ziemlich aufwiege? Jetzt haben viele tausend Familien Italiens vom Seidenbau ihr Brod.

Aber freilich um dieselbe Zeit offenbarte sich auch ein Feind der Menschheit, mit dem sie noch heutigen Tages kämpft, die heillosen Kinderpocken. Griechen und Römer wußten nichts von dieser Plage. Sollen wir der scharfsinnigen Hypothese eines gewissen Arztes trauen, so erzeugte sie sich im menschlichen Körper zu einer Zeit, wo die Pest unter den Menschen und die Kuhpockenseuche unter dem Rindvieh mit gleicher Wuth herrschten, und so geschah es, daß der sonst unschädliche Ausschlag, der sich den Menschen durch Berührung der Kühe mitgetheilt hatte, durch das Contagium der Pest in eine bleibende Epidemie verwandelt wurde. Seitdem sanken in Europa jährlich Hunderttausende von Kindern durch die Blattern ins Grab, und viele, welche die Krankheit überstanden, verloren doch ihr Gesicht, oder wurden ganz entstellt, oder behielten sonst lebenslänglich einen Schaden davon zurück. Meine Leser werden wohl wissen, was für ein herrliches Mittel man vor etwa 40 Jahren gegen die bösen Blattern entdeckt.

§. 12.

Das Corpus juris und die Sophienkirche.

Als Kaiser Justinian I. der Große die innere und äussere Ruhe seines Reiches hergestellt hatte, gab er 10 Rechtsgelehrten unter dem Vorsitze des Tribonian den Auftrag, seine und seiner Vorgänger Gesetze in ein systematisches Ganze zu bringen, welchem er den Namen Codex gab, d. h. Gesetzbuch. Ihm fügten die zehn Juristen Justinians die Institutionen bei, ein Handbuch der gesammten Jurisprudenz zum Leitfaden beim Unterrichte, ferner die Pandekten, ein System älterer römischer Rechtsgesetze in 50 Büchern; später folgten die Novellen, neue Gesetze Justinians, nachdem die früheren drei Gesetzsammlungen schon erschienen waren. Alle diese Sammlungen, der Codex, die Institutionen, Pandekten und Novellen, machen das sogenannte Corpus juris (Inbegriff aller Rechts-

wissenschaft) aus, und liegen allen neuern Gesetzbüchern noch zum Grunde. Auch durch das Corpus juris hat sich Kaiser Justinian verewigt, obgleich er persönlich gar keinen Antheil an ihm hat.

Im Kampfe der Grünen und Blauen, war die Sophienkirche zu Constantinopel ein Raub des Feuers geworden. In den folgenden Jahren der Ruhe stellte Kaiser Justinian der Große ihren Bau weit prächtiger wieder her. Den Altar ließ er ganz von Gold, Silber und Edelsteinen zusammensetzen, und als er am Feste der Einweihung den Tempel das erste mal in seinem vollen Glanze erblickte, rief er aus: „Gott allein die Ehre! Ich habe dich übertroffen, Salomon!" Wir glauben es gern. Diese Sophienkirche zu Constantinopel ist noch jetzt, als Moschee der Türken, ein Wunderwerk der christlichen Baukunst, und wir wollen hoffen, die Zeit ist nicht mehr fern, daß in diesem uralt christlichen Tempel das ewige unblutige Opfer Jesu Christi wieder dargebracht werde, wenn wir selbst es auch nicht mehr erleben.

§. 13.

Die Benedictiner.

(J. 515.)

Noch eine herrliche Erscheinung aus Justinians Zeit! Wir wissen schon aus dem Schlusse des vorigen Zeitraums, wie zahlreich bereits im Orient die Klöster waren, und welche schreckliche Gährungen oft durch das Umherschweifen der Mönche entstanden. Diesem Uebel steuerte im Abendlande glücklich ein italiänischer Abt, der h. Benedictus, ein edler Römer von Geburt. Mit 14 Jahren floh er in die Wüste, um der verderbten römischen Jugend auszuweichen, und lebte Jahre lang allen Menschen unbekannt. Als sein Aufenthalt und seine fromme Lebensart bekannt wurde, gesellten sich viele Jünglinge zu ihm, und baten ihn, er möchte ihr Führer seyn. So gründete er zwölf Klöster in der Gegend

von Rom, das Hauptkloster aber wurde jenes auf dem Monte Cassino bei Neapel. Er verpflichtete seine Mönche durch ein Gelübde zur pünktlichen Beobachtung einer strengen von ihm vorgezeichneten Lebensordnung, welche man die Regel des h. Benedictus nennt. Große Staatsmänner haben in derselben eine tiefe Weisheit zur Regierung der Völker gefunden. Wer einmal in seinen Orden trat, war auf sein ganzes Leben an ihn gebunden, mußte dem jedesmaligen Abte unbedingten Gehorsam leisten, und allen weltlichen Freuden entsagen. Die Benedictiner zeichneten sich immer durch einfache Kost und Kleidung, durch Sittsamkeit und Fleiß aus. Zuweilen verfiel ihre Zucht, dann wurde sie aber von eifrigen Aebten wieder hergestellt. Die täglichen Geschäfte der Benedictiner bestanden in der Abhaltung eines feierlichen Gottesdienstes, im Studiren, in Unterweisung der Jugend, wofür sie kein Geld forderten, und in Handarbeiten zur Erholung und zum täglichen Unterhalte. So weit brachten es die Mönche im Oriente niemals, diese schlugen sich noch immer in wilden Rotten um Glaubensmeinungen, z. B. ob Gott nicht ein Menschengesicht habe, ob Christi Leib nicht den menschlichen Bedürfnissen und Schwächen unterworfen sey u. s. w. Ein Mönch in Alexandria schwang einmal seine Keule über des Patriarchen Haupt, und rief, ob er wohl bekennen wolle, daß Gott ein Menschengesicht habe. Der Patriarch sagte sehr gewandt: Wenn ich dein Gesicht sehe, Bruder, so meine ich das Antlitz eines Engels zu schauen.

Solche Fragen kümmerten, wie gesagt, die guten Benedictiner nicht; sie suchten ein höheres Verdienst, daß sie eine Menge Klöster in Italien, Gallien und Spanien nach ihres Stifters Regel einrichteten, und das gelang ihnen so gut, daß 50 Jahre nach Benedictus Tode fast alle Mönche im Abendlande Benedictiner waren. In diesen Ländern, wo durch die Völkerwanderung fast alles zur Wüstenei geworden war, machten sie das Land wieder urbar, lichteten die Wälder, trockneten pesthauchende Süm-

pfe aus, sammelten die umherstreifenden bangen Bewohner um ihre Klöster in Dörfer und Städte, bekehrten die Heiden, erzogen die Jugend in ihren Klosterschulen — andere Schulen kannte man damals nicht — und in freien Stunden schrieben sie die Bücher der griechischen und römischen Weisen ab, um sie in ihren Klosterbibliotheken der Nachwelt aufzubewahren. Was würden wir von Sokrates und Plato, von Demosthenes, Alexander, Cicero und Cäsar wissen, wenn die Benedictiner im rohen Mittelalter die Schriften der Alten nicht gerettet hätten?

Wenn also das Wort Mönch genannt wird, so schlage man kein Gelächter auf; es ist wahrlich kein Schimpfwort. Die Mönche, besonders im Abendlande, sind große Wohlthäter des Menschengeschlechts. Selbst daß wir lesen und schreiben lernen können, haben wir den Mönchen zu verdanken. Im Mittelalter waren die Mönche fast die einzigen, welche noch lesen und schreiben konnten; ohne sie wäre beides vielleicht verloren gegangen.

Nur das muß ich noch bemerken, daß einer der ersten Benedictiner, Dionysius der Kleine genannt, das Geburtsjahr des Heilandes berechnete, von welchem die Christen nun bald ihre Jahrszahl schrieben, statt daß sie sonst mit den Römern nach dem Regierungsantritte Diokletians oder nach der Erbauung Roms zählten. Die Kirche im Morgenlande behielt den Gebrauch, die Jahre nach der Erschaffung der Welt zu zählen, bis auf den heutigen Tag.

§. 14.

Die Longobarden.

(J. 568.)

Narses, wie wir schon erzählt haben, rief die Longobarden nach Italien aus Rachsucht gegen den griechischen Hof, wilde Männer, die in der großen Völkerwanderung ihre Sitze an der Niederelbe verlassen hatten, und aus Noth von den griechischen

Kaisern in Pannonien aufgenommen waren. Hier gingen sie, mit den Avaren vereint, auf die Gepiden los, schlugen sie, und nahmen den Rest des Gepidenvolkes in ihre Mitte auf, so daß auch dieses Volk nun aus der Geschichte verschwindet. Alboin, der Longobardenkönig, nahm des erschlagenen Gepidenkönigs Kühnemund Hirnschädel nach deutscher Sitte zum Trinkgeschirre und dessen gefangene Tochter Rosamunde zur Gemahlinn.

Im Jahre 568 führte er seine Schwärme nach Italien, und eroberte es bis an das Gebiet von Ravenna. Noch jetzt hat die Lombardei von seinem dort gestifteten Reiche den Namen. Von hier aus beunruhigten die Longobarden fast 200 Jahre lang Rom und das untere Italien, das Herzogthum Rom und das Exarchat von Ravenna genannt, welche den griechischen Kaisern noch so lange verblieben.

Als Alboin die Nachricht erhielt, daß Pavia sich endlich — nach dreijähriger Gegenwehr — ergeben habe, feierte er diesen Tag durch ein Freudenmahl. Im trunkenen Muthe ließ er sich seine Trinkschale, Kühnemunds Schädel füllen, und verlangte von der unglücklichen Rosamunde, ihm daraus Bescheid zu thun. Ihr Sträuben war vergeblich, sie mußte seinen Willen erfüllen. Aber von dieser Stunde an kochte ihr empörtes Herz die giftigste Rache. Sie gewann des Königs Schwertträger Helmichis, daß er ihren Gemahl in seinem Schlafgemache ermordete, floh dann mit dem Mörder und dem königlichen Schatze nach Ravenna, und suchte bei dem dortigen griechischen Exarchen Schutz. Dieser hoffte von ihr Vortheil zu ziehen, und trug ihr heimlich die Ehe an, wenn sie sich des Helmichis auf eine gute Art entledigen könnte. Sie nahm den Vorschlag an, und reichte ihrem Begleiter, als er einst aus einem warmen Bade stieg, einen vergifteten Trank. Helmichis schöpfte im Trinken Verdacht, zog sein Schwert, und zwang Rosamunde, den Rest auszutrinken. Sie konnte nicht entfliehen, und trank, wie er, aus dem Becher den Tod.

Nach Alboins Tode sank die Kraft der Longobarden sehr schnell. Ihr Reich war in viele Herzogthümer und Grafschaften zersplittert, und 10 Jahre lang waren sie sogar ohne König. Dann wählten sie wieder einen Herrscher, den tapfern Autharis, dessen Gemahlinn Theudelinde, die Tochter des Baiernherzogs, dem Longobardenreiche eine wahre Landesmutter ward. Von ihr rührt die sogenannte eiserne Krone, mit welcher sich forthin die lombardischen Könige krönen ließen. Eigentlich war sie von Gold, aber ohne Zinken, und umschloß nur einen eisernen Ring, der aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet seyn soll. Diese Krone ist noch vorhanden.

Merkwürdig ist es auch, daß eine Schaar Sachsen, die mit Alboin nach Italien gezogen waren, nach 40 Jahren aber nach Deutschland zurückkehrte, in Westfalen sich 619 eine Stadt erbaute, die sie ihrem Anführer Mimi zu Ehren Mimigard nannte. Jetzt heißt sie Münster. Jedoch ist diese Sage nicht genug verbürgt.

§. 15.

Kaiser Phokas.

(Reg. 602—610.)

Jetzt zu den griechischen Kaisern zurück! Einer der unseligsten Mängel in der Verfassung des byzantinischen Reiches war die Unbestimmtheit der Thronfolge. Es gab darüber kein Reichsgesetz, sondern die Wahl eines neuen Kaisers geschah fast immer durch Factionen, meistens von den Soldaten, und ging daher fast nie ohne Ermordungen ab. Nur selten gelang es einem gefürchteten Kaiser, den Thron auf seine Kinder und Kindeskinder zu vererben, und nie hat ein Haus lange den Scepter geführt. Schwang sich ein Ehrgeiziger auf den Thron, so rottete er gewöhnlich erst die ganze Familie des vorigen Kaisers aus, und daher ist die Geschichte der Kaiser in diesem Zeitraum ein Gewebe von Grausamkeiten,

von denen man keinen Begriff haben kann, wenn man sie nicht einzeln überschaut. Augen ausstechen, Nasen und Ohren verstümmeln, Kinder spießen, Riemen aus der Haut lebendiger Menschen schneiden, solches ist in dieser Geschichte etwas ganz gewöhnliches. Ich kann dem Gefühle meiner Leser die Schauder nicht ganz ersparen, damit sie es inne werden, wie glücklich wir sind, daß wir in einer wohlgeordneten Staatsverfassung leben.

Seit 582 regierte Mauritius, wenigstens hieß er Kaiser. Er war kein böser Mann, zeigte aber viele Schwächen, und war gegen die Avaren nicht glücklich. Die Armee, welche fast ganz aus besoldeten Fremdlingen bestand, war unzufrieden mit ihm, und rief ihren Hauptmann Phokas zum Kaiser aus. Phokas führt seine Soldaten in die unbewehrte Hauptstadt, und der unglückliche Mauritius sieht kein Heil, als in der Flucht. Er kommt an den Hafen, und schlüpft glücklich nach Chalcedon hinüber. Als der Usurpator, der auch den Patriarchen gezwungen hatte, ihn zu krönen, das erste mal in der Rennbahn erschien, und da die Grünen — die heterodoxe Partei — begünstigte, rief ihm das entrüstete Volk zu, ob er nicht wisse, daß Mauritius noch lebe, diesen könne man leicht wieder auf den Thron rufen. Nun machte die Furcht den Phokas zum blutdurstigen Tiger. Er sendet Schergen aus, den unglücklichen Mauritius zu holen. Dieser eilt in eine Kirche, und hofft an den heiligen Altären einen Schutzort gefunden zu haben. Aber welcher Schutzort könnte wohl dem bösen Gewissen eines furchtsamen Tyrannen heilig seyn? Phokas darf nicht ruhen, so lange jener lebt; er läßt ihn aus der Kirche schleppen, und sogleich zum Richtplatz führen. Hier findet der Arme seine sechs Kinder schon um des Scharfrichters Block gestellt, und sieht eines nach dem andern vor seinen Augen zucken und sterben. Er hebt den starren Blick gen Himmel, und betet bei eines jeden Hinrichtung mit den Worten Davids: „Herr, du bist gerecht, und alle deine Gerichte sind gerecht!" Der jüngste Knabe, den noch die Amme

trug, sollte eben hingerichtet werden, als der Vater bemerkte, daß es sein Kind nicht sey. Die treue Amme, mitleidig gegen ihren Herrn, unnatürlich gegen sich selbst, hatte ihr eigenes Kind untergeschoben, um nur den letzten Sprößling aus diesem Geschlechte zu erhalten. Aber Mauritius selbst verhinderte den Betrug, und der rechte Knabe ward herbeigeholt. Solches rührte den Phokas nicht, des Vaters Haupt fiel zuletzt. Die Kaiserinn und ihre Töchter wurden anfänglich in ein Kloster gesteckt, aber um mehrerer Sicherheit willen bald auch hingerichtet.

Solches hielt Phokas für nöthig, um mit Ruhe Herr seyn zu können. Er fand Henker, die seine Befehle willig vollzogen, und ein Publicum, welches der Execution ruhig zusah, die nicht bloß diese, sondern auch noch unzählige andere traf, welche Anhänger der vorigen Regierung waren. Welch ein Volk!

Acht Jahre lang führte er die Regierung, wie er sie errungen hatte, mit Grausamkeit. Da vergalt ihm ein anderer Empörer Gleiches mit Gleichem. Heraklius, Sohn des Statthalters von Aegypten, rückte mit einer Flotte gegen Constantinopel an. Auf einmal bricht der lange bezähmte Tyrannenhaß im Volke aus, alles begrüßt mit Jubelgeschrei den Kaiser Heraklius. Phokas, nun eben so verlassen, wie ehemals Mauritius, sucht vergeblich zu entfliehen. Nur zu schnell holt ihn die Rache ein. Man reißt ihm die kaiserliche Kleidung ab, und schließt ihn in Ketten. Der Wuth des Pöbels hingegeben, taumelt er sinnlos nach dem Richtplatze hin; sie reissen ihn nieder, hauen ihm Glied vor Glied ab, und zuletzt den Kopf. Stücke seiner Leiche werden aufgespießt durch alle Straßen getragen, und der gestillten Rache wilde Lust erfüllt die Stadt mit Jubelgeschrei. Heraklius hält seinen Einzug, und wird vom Patriarchen gekrönt.

§. 16.
Gregorius der Große.
(† 604.)

Alle diese Kaiser, Mauritius, Phokas, Heraklius mischten sich wieder in Religionssachen. Der Patriarch von Constantinopel eignete sich damals die geistliche Gerichtsbarkeit über alle Patriarchen, Metropoliten und Bischöfe des Morgenlandes zu, und nahm den Titel eines ökumenischen (allgemeinen) Patriarchen an, den ihm der Kaiser Mauritius auch bestätigte. Dadurch war dem Ansehen des Kirchenoberhauptes offenbar zu nahe getreten. Aber ein wackerer Mann saß damals auf dem päbstlichen Stuhle, Gregorius I. der Große. Dieser ermahnte in der Güte den stolzen Byzantiner, die Einheit der Kirche doch nicht zu zerreissen, und um dessen Hochmuth zu beschämen, nannte er sich selbst einen Knecht der Knechte Gottes, eine Benennung, welche die Päbste noch heutigen Tages sich beilegen. Wahre Würde bedarf keiner hochtrabenden Titel. Kaiser Phokas nahm auch die Genehmigung seines Vorgängers wieder zurück, und erkannte den Pabst abermals als das Oberhaupt der ganzen Kirche an.

Der h. Gregorius hat sich überhaupt um die Kirche sehr verdient gemacht. Als er noch Diakon war, ging er einmal zu Rom über den Markt, und bewunderte den herrlichen Wuchs einiger englischen Sclaven, die zum Verkauf standen. Er fragte, ob sie Christen wären, und als man es verneinte, rief er aus: „Schade, daß ein so treffliches Volk den Welterlöser nicht kennt!" Gern wäre er selbst gleich nach England gereiset, das Volk zu bekehren, aber er ward daran verhindert. Aber er konnte die schönen Engländer nicht vergessen, und kaum war er Pabst geworden, so schickte er 40 Benedictiner unter ihrem Prior, dem h. Augustinus, nach England, diesem Lande das Licht des Glaubens anzuzünden. Im Königreich Kent stiegen diese apo-

stolischen Männer ans Land. König Ethelred gab ihnen gleich eine öffentliche Audienz: in Procession naheten sich ihm die Missionare, und trugen vor sich ein silbernes Kreuz, während sie beteten, Gott möge doch ihrem Worte Kraft verleihen unter den Völkern, für welche sie so weit hergekommen wären. Als sie vor den König kamen, hieß dieser sie niedersitzen, um sie mit Muße anzuhören. Der h. Augustinus nahm das Wort: „Wir verkünden dir, o König die froheste Botschaft. Gott, der uns zu dir gesandt hat, bietet dir nach diesem Leben ein unendlich herrlicheres und dauerhafteres Königreich an, als dieses von England ist.“ Der König antwortete: „Das sind schöne Verheissungen; weil sie aber noch ganz neu sind, so kann ich noch nicht verlassen, was ich mit der ganzen Nation der Engländer so lange beobachtet habe. Dennoch will ich euch nicht hindern, alle zu eurer Religion zu ziehen, die ihr zu derselben bereden könnet; und da ihr so weit herkommet, um uns an dem, was ihr für besser haltet, auch Antheil nehmen zu lassen, so will ich, daß man euch mit allen Lebensbedürfnissen versorge.“

Von nun an predigten diese Männer in den rauhen Wüsten an den Ufern der Themse mit unermüdeter Geduld, mit Verachtung des Frostes und Hungers, unter häufigen Lebensgefahren, lernten die Sprache der Wilden, und gründeten unter ihnen christliche Gemeinden. Die Reinheit ihrer Sitten, ihre Uneigennützigkeit und ihre Wunderthaten bewog Tausende der Angelsachsen, ihren Götzen zu entsagen. Selbst König Ethelred ward bald ein Christ *), und beförderte durch sein Ansehen den Fortgang der evangelischen Lehre in England nicht wenig, doch zwang er niemand, ein Christ zu werden, weil er gelernt hatte, daß der Dienst Jesu freiwillig seyn müsse.

Um der neuen Kirche von England Festigkeit zu geben, reisete der h. Augustinus nach Gallien, und

---

*) Weihnachten 596.

wurde vom Bischofe von Arles zum Bischofe geweiht, kehrte zurück, schlug seinen bischöflichen Sitz zu Canterbury auf, und vertheilte England in Bisthümer. An einem Weihnachtsfeste taufte er 10000 Engländer. Der h. Pabst Gregorius der Gr. da er von dem Fortgange des Christenthums in England hörte, ließ junge Engländer nach Rom kommen, und dort in den Klöstern unterrichten, damit sie wieder als Glaubensprediger unter ihren Landesleuten dienen könnten. Canterbury aber ward die erste Kirche Englands, und der h. Augustinus starb im J. 609.

Gregor der Große hat uns mehrere treffliche Schriften religiösen Inhalts hinterlassen, die ihm den Namen eines Kirchenvaters erwarben. Seine salbungsvollen Reden und sein Ehrfurcht gebietendes Aeussere rissen jedermann hin. Er vermehrte den Glanz des Gottesdienstes, und führte die längliche Form der christlichen Kirchen recht ein, zum Unterschiede von den runden Heidentempeln. Um den Kirchengesang harmonischer zu machen, stiftete er Singschulen zu Rom, die sich lange daselbst erhalten haben. Er selbst war ein gefühlvoller tiefer Kenner der Musik, und ist der Urheber unsers Choralgesanges, der, von einem geübten vollen Chore vorgetragen, in unsern Kirchen noch jetzt so gewaltig ergreift, und zur Andacht stimmt. Muß man den Mann nicht ehren, der so viel war in einem barbarischen Zeitalter, und das bei unaufhörlichen körperlichen Leiden?

Die vermehrten päbstlichen Einkünfte verwendete er zum Unterhalte der Armen. Er ließ Kornschiffe aus Sicilien kommen, legte Hospitäler an, speisete und kleidete 3000 Jungfrauen, und täglich erhielten die Hungrigen Brod, Wein, Gemüse, Fleisch und Geld. Selbst unter den Longobarden und Avaren sammelte er Almosen für seine Armen. Für die Rechte des griechischen Kaisers auf Italien that er mehr, als der Kaiser selbst. Den Longobarden kaufte er ihren Besuch, den sie Rom zugedacht hatten, durch eine schnell zusammengebrachte Geldsumme ab, und

der mächtigen Königinn Theudelinde schickte er zuweilen seine Schriften oder Spielsachen für ihre Kinder.

§. 17.

Kaiser Heraklius.

(Reg. 611—641.)

Heraklius, der Besieger des rothhaarigen Phokas, war einer der wenigen guten Kaiser, die den griechischen Thron geziert haben. Dreißig Jahre hat er, wenn auch nicht immer mit Glück, doch mit Ehre das Ruder geführt, und, was in Constantinopel selten war, das Reich auf seine Kinder gebracht.

Wirklich war auch jetzt ein Mann nöthig, denn die Perser drangen wüthend vor, unter ihrem Könige Chosroes. Dieser Krieger eroberte Syrien, und bezeichnete alle seine Wege mit Leichen und Aschenhaufen. Dann drang er nach Palästina vor, mordete alle Einsiedler längs dem Jordan, nahm 614 Jerusalem weg, ließ die meisten Priester, Mönche und Nonnen ermorden, die Kirche des h. Grabes ausplündern und anzünden, und die Bewohner mit Ketten belastet in die Gefangenschaft schleppen. Auch das h. Kreuz und der Patriarch von Jerusalem, Zacharias, wurden weggeführt, doch hatte der Patriarch das h. Kreuz in ein Futeral geschlossen und versiegelt.

Darauf bezwang Chosroes Aegypten, überwältigte Kleinasien, und pflanzte in Chalcedon seine Fahne auf, Constantinopel gegenüber; Jahre lang konnte Heraklius aus seinen Fenstern das persische Lager sehen. Der Eroberer verlangte von ihm Abschwörung des Christenthums, aber Heraklius antwortete darauf mit Abscheu, doch entrichtete er dem Sieger jährlich 1000 Goldtalente, 1000 Silbertalente, 1000 Sclavinnen, 1000 seidene Gewande und 1000 Pferde als Tribut, um Frieden von ihm zu haben.

Als der Feind abgezogen war, übernahm der fromme Priester Modestus die Aufsicht über die Kirche zu Jerusalem. Er rief die vertriebenen Christen zurück, und reinigte die h. Oerter. Der h. Joannes der Almosengeber, Patriarch zu Alexandria, sendete ihm große Summen, Getraide und Kleider für die Armen; ja dieser h. Prälat unterhielt selbst viele aus Jerusalem entflohne Christen in den Hospitälern zu Alexandria, bediente die Kranken persönlich, verband ihre Wunden, und trocknete ihre Thränen.

Zwölf Jahre hielt Heraklius den Frieden, und entrichtete dem Christenfeinde Chosroes jene schimpflichen Tribute. Aber dann hatte er ihm einen andern Tribut zugedacht: er erhob sich mit der ganzen Kraft eines ächten römischen Imperators, die Kirche lieferte ihre Kostbarkeiten, mit Hülfe der Türken — die hier zum ersten male in der Geschichte auftreten — und der Chazaren zieht er gegen die Perser, schlägt sie 4 Jahre hindurch in kleinen Gefechten, dann beschließt er ein entscheidendes Treffen. „Ihr sehet — rief er seinen Soldaten zu — mit was für Feinden wir es aufzunehmen haben. Gott selbst kündigen sie den Krieg an, indem sie seine Tempel und Altäre zerstört haben. Gott wird für euch streiten, bewaffnet euch mit festem Vertrauen auf ihn; der Glaube siegt über alle Furcht, er überwindet selbst den Tod."

Gott half seinen Streitern: Heraklius schlägt die Perser entscheidend, setzt über den Tigris, und zwingt den Chosroes nach seiner Hauptstadt Ctesiphon zu fliehen. Doch diese erreichte er nicht wieder: in einer niedern Strohhütte ergriff ihn die rothe Ruhr, und wüthend über alle Unfälle ließ er seine edelsten Offiziere noch hinrichten. Dies erbittert seine Schaar. Sein ältester Sohn Siroes, der enterbt war, steht gegen ihn auf, tödtet vor des Vaters Augen erst seine 18 Brüder, dann läßt er den Vater selbst niedermachen, und wird zum Könige ausgerufen. Augenblicklich macht er mit Heraklius Frieden, das griechische Kaiserthum erhält seine alten Gränzen

wieder, und das h. Kreuz wird zurückgegeben: der in Freiheit gesetzte Patriarch Zacharias brachte es zurück, und sein Siegel war noch ganz unverletzt. (Jahr 628.)

Mit rauschendem Jubel begrüßten die Bürger Constantinopels den Kaiser, der nach sechsjähriger Abwesenheit nun siegreich von 4 Elephanten gezogen, heimkehrte, und das h. Kreuz als die schönste Trophäe vor sich hertragen ließ. Alle Kirchen des Reiches erschollen von Dankgesängen; nach einigen Monaten unternahm Heraklius eine glänzende Wallfahrt nach Jerusalem, trug dort das h. Kreuz auf seinen Schultern wieder in die Kirche, und stellte es feierlich an seinen alten Platz. Das Fest der Erhöhung des h. Kreuzes erneuert jährlich am 14ten September das Andenken dieser Begebenheit.

Am Ende seiner Regierung wurde aber Heraklius von einem Feinde überwältigt, an den noch kein Mensch gedacht hatte, und gegen den keine Macht stark genug war, denn ihn befeuerte nicht bloß des Eroberers Muth, sondern auch die Begeisterung eines neu ergriffenen Glaubens. Das waren die Saracenen oder Araber, unstreitig der furchtbarste Feind, den das Reich bis jetzt gehabt hatte. Doch ehe wir diese Geschichte erzählen, müssen wir die neuen Eroberer näher kennen lernen.

II. Die Araber.

§. 18.

Früherer Zustand dieses Volkes.

Die Araber sind ein uraltes Volk, welches selbst den Ismael, einen Sohn Abrahams, seinen Stammvater nennt, und das wohl nicht mit Unrecht. Ihr Land ist nach Süden, Osten und Westen von Meer umgeben, nach Norden sichern steile Felsen und glühende Sandwüsten es vor feindlichen Einfällen, und noch war keiner der Welteroberer in dasselbe hin-

eingedrungen. Nabuchodonosor, Kambyses, Alexander, selbst die allgewaltigen Römer, alle waren an seiner nördlichen Gränze ruhig vorüber gezogen. Auch das Innere Arabiens enthält so viele wasserlose Wüsten, daß es nur theilweise bewohnt werden kann. Die Bewohner theilen sich daher nach Stämmen, ohne je in einen einzigen Staat vereinigt gewesen zu seyn; jeder Stamm gehorcht seinem Emir. Viele Stämme führen noch dasselbe Leben, welches einst die Israeliten in ihren Wüsten 40 Jahre lang führen mußten. Die Stämme an den Küsten wohnen in Städten, und treiben Handel, und dasselbe thaten sie auch schon im Alterthume.

Die Araber sind arm, aber gutmüthig und gastfrei, wie alle Hirtenvölker, doch Straßenraub halten sie für erlaubt, indem sie sagen, ihr Vater Ismael sey von Abraham ungerechter Weise aus dem Hause gestoßen und enterbt. Das Clima ihres Landes ist so heiter, die Luft so rein, daß selten ein Wölkchen den Himmel trübt. Eben so heiter ist das Gemüth der Araber; sie kennen keine Sorgen, und sind fast immer zur Lustigkeit gestimmt. Daher haben sie viele Dichter gehabt, deren Gesänge und liebliche Mährchen noch jetzt in jedermanns Munde leben. Die Kenntniß des wahren Gottes war den Arabern nicht fremd; sie wußten noch viel von Abraham zu erzählen, und ihr größtes Heiligthum war die Caaba in ihrer Stadt Mecca, ein unförmlicher viereckiger Tempel, den Abraham gebaut haben soll; in demselben ist ein Stein, der, wie sie sagen, dem Abraham aus dem Himmel in den Schooß fiel, und anfangs weiß war, vor Trauer über die Sünden der Menschen aber schwarz geworden ist. Eingewanderte Völker, als Chaldäer, Perser, Syrer, hatten ihre Abgötterei nach Arabien mitgebracht, und so standen um die Caaba nun 300 Götzenbilder von allerlei sonderbaren Gestalten. Auch Juden, Arianer, Monophysiten und andere christliche Secten wohnten in Arabien, denn dieses Land war bei den Gährungen Asiens immer die Zuflucht des gedrückten Theils.

§. 19.

Der Prophet Muhammed.

(Geb. 569. † 632.)

So standen in Arabien die Sachen, als in der heiligen Stadt Mecca ein Mann auftrat, der durch seinen kühnen Geist und durch glückliche Umstände alle Parteien Arabiens vereinigte, und für mehr als einen Weltheil ein Religionsstifter wurde.

Abul Kasem Muhammed stammte aus der edeln Familie der Koreischiten, die den heiligen Dienst an der Caaba versah. Seine Mutter Amira soll eine abtrinnige Jüdinn gewesen seyn. Der Vater Adallah war arm, und hinterließ im Tode nur 5 Kameele und einen äthiopischen Sclaven, und dieser kleine Nachlaß vererbte sich bald auf den Knaben, als derselbe in seinem achten Jahre auch die Mutter verlor. Das arme Kind kam zu seinem Oheim, Abu Taleb, wurde zum Handelsstande erzogen, mit Karawanen früh nach Palästina, Syrien und Mesopotamien geschickt, ohne jedoch lesen und schreiben zu lernen, und wurde früh mit der christlichen und jüdischen Religion bekannt.

Muhammed soll von besonderer Schönheit gewesen seyn. Seine blitzenden schwarzen Augen, seine rothen vollen Wangen, seine zarten Augenbraunen, seine edeln Züge, die ein mildes Herz ankündigten, seine Adlernase, sein stattlicher Bart — bei den Arabern sehr viel werth — sein süßer Mund, seine schönen Zähne, seine würdevolle Haltung — das waren die Gaben der Natur, welche bei einem so sinnlichen Volke mehr galten, als Wahrheit des Wortes. Wenn er sprach, so riß er hin, kein Herz konnte seiner Freundlichkeit widerstehen.

In seinen ersten Mannsjahren führte er die Geschäfte einer reichen Kaufmannswittwe, der Kadischa, die aus Erkenntlichkeit ihn heirathete. Nun war er ein wohlhabender Mann. Er machte zwar noch einige Handelsreisen, aber immer mehr fühlte er sich vom beschaulichen Leben und von dem stillen

Projecte angezogen, eine glänzende Gewalt über die Gemüther der Menschen zu erringen. Was Abraham, Moyses und Christus den Menschen geworden, schlechter dachte er von sich auch nicht. Wenn bei den Karawanen seine Genossen sich mit Scherzreden und lustigen Liedern die Zeit vertrieben, so blieb er gewöhnlich zurück, und hing auf seinem Kameele in tiefen Betrachtungen. War er zu Hause, so brachte er jährlich den Monat Ramadan einsam in einer Höhle zu, und kam immer wie begeistert zurück, so daß die Seinigen die größten Wunderdinge ahnten. In dieser Abgeschiedenheit kam sein Religionsplan völlig zur Reife. Er war nicht demüthig genug, ein Christ zu werden, und das Evangelium bei seinem Volke einzuführen; vielmehr kam er auf den Gedanken, aus allen ihm bekannten Religionen eine neue zusammen zu setzen, die nicht so strenge, wie die jüdische, nicht so leichtsinnig, wie die heidnische, und nicht so erhaben, wie die christliche, für ein sinnliches Volk passe, das nur von einer Seligkeit durch körperliche Genüsse einen Begriff hatte, und zur Einführung dieser Religion wollte er sich selbst als den höchsten und letzten Gesandten Gottes darstellen. Schlechtweg einen Betrüger kann man ihn wohl nicht nennen. Muhammed war ein Schwärmer: in der Einsamkeit erschienen seiner glühenden Phantasie die lebendigsten Bilder, die er wohl selbst für göttliche Offenbarungen hielt, und so war er mehr ein Betrogener, als ein Betrüger. Wir wollen hören, was die muhammedanischen Lehrer von ihm erzählen.

In einer Höhle des Berges Hara bei Mecca erschien ihm einmal des Nachts 610 der Engel Gabriel, brachte ihm von Gott einen Brief, und verkündigte ihm seinen göttlichen Beruf, die reine Lehre Ibrahims (Abrahams) unter den Menschen herzustellen und zu vervollkommnen. Muhammed aber sagte, er könne nicht lesen. Da ergriff der Engel ihn beim Schopf, und warf ihn dreimal zur Erde. Da konnte er gleich lesen, und erkannte seinen Be-

ruf. Ob er auch das Schreiben nach dieser Methode erlernt habe wird nicht berichtet.

Am andern Morgen erzählte er den Vorfall seinen Hausgenossen. Seine Frau war die erste, die er bekehrte. Sie schwur: Bei dem, in dessen Hand die Seele der Kadischa ist, Muhammed ist Prophet! Ihr folgten sein Sclave Said, sein Neffe Ali, ein verkrüppelter Knabe von 10 Jahren, der allgemein geachtete Abu Bekr und einige andere.

Bald darauf lud der neue Prophet seine ganze Familie zum Essen. Er setzte ihnen Milch und einen Hammelbraten vor, und als sie gegessen hatten, stand er auf, und rief mit flammenden Worten, er könne ihnen etwas noch weit besserer geben, ja das beste auf Erden und im Himmel. „Allah — sagte er — hat mir befohlen, euch zu ihm zu rufen; wer unter euch will in diesem Geschäfte mein Großwessir (Statthalter) seyn." Alle lachten, und konnten nicht begreifen, wie der sonst so verständige Kaufmann auf einmal verrückt geworden sey. Nur der Knabe Ali trat an seine Seite, und erklärte, er wolle sein Großwessir werden. Muhammed nahm es an, und befahl den Uebrigen, diesem seinen Diener von nun an zu gehorchen. Da lachten die Spötter noch mehr, allein Muhammed ließ sich nicht irre machen: er schalt sie Ungläubige, Gottlose, und verkündigte ihnen die ewige Hölle. Solches erbitterte. Die Koreischiten gelobten, alle Verbindung mit ihm abzubrechen, und hängten die Urkunde dieses geistlichen Bannes in die Caaba. Und sieh! in dieser zerfraß ein Wurm alle Buchstaben in einer Nacht, nur der Name Gottes war immer verschont. Nun zog man ihn vor Gericht, und forderte ihn auf, seine göttliche Sendung durch Wunder zu beweisen. Da verwandelte er den hellen Tag in die finsterste Nacht, und ließ dann den Mond am Himmel erscheinen. Dieser senkte sich herab, neigte sich vor ihm, sprach sogar, und nannte ihn laut vor ganz Mecca den Propheten Gottes. Dann schlüpfte er auf des Propheten Geheiß mehrmals durch dessen Aermel, theilte sich darauf in zwei Hälften, und

erhob sich endlich zu den Wolken, wo er sich wieder vereinigte. Darum ist der Mond das Symbol des muhammedanischen Glaubens.

Auf ein so herrliches Wunder glaubten 500 Meccaner, selbst der Oberrichter, obschon die Verstockten alles für Zauberei erklärten.

Um diese Zeit machte der Prophet auch seine Reise in den Himmel. Der Engel Gabriel, welcher an seiner Stirn die Worte trug: „Gott ist Gott, und Muhammed ist sein Prophet", weckte ihn auf, und brachte ihm den Grauschimmel Borak. Dieser trug ihn schnell durch die Lüfte nach Jerusalem, hatte aber auch Menschenverstand, und konnte sprechen. Der Prophet versprach dem trefflichen Thiere auch die Auferstehung und das Paradies. Auf dem Sinai und zu Bethlehem mußte Muhammed beten; zu Jerusalem kam er in der Auferstehungskirche mit Abraham, Moyses und Jesus zusammen. Hier ließ er seinen Borak stehen, und kletterte eine Leiter hinan, deren Sprossen von Gold, Silber und Edelsteinen waren. Diese führte durch alle sieben Himmel, die immer 500 Jahrreisen von einander entfernt waren, aber der Mann Gottes machte jeden Zwischenraum in einem Augenblicke ab. Ueber dem siebenten Himmel war Gottes Thron, vom Engel Asrafel getragen, aber so weit durfte Gabriel ihn nicht begleiten. Muhammed wurde von Gott angeredet, und hielt mit ihm ein langes Gespräch, unter welchem die Engel zuweilen sangen, daß nur ein Gott, und Muhammed sein Prophet sey. Gott versprach seinem Gesandten als besondern Vorzug, daß auf Erden der Name Gott und Muhammed immer zusammen genannt werden sollten, und befahl ihm, daß er und seine Gläubigen an jedem Tage 50 mal beten sollten, welches er jedoch auf Bitten seines Dieners nach und nach auf 5 herabsetzte. Dann sah Muhammed noch das Paradies, stieg die goldene Leiter wieder hinab, setzte sich in Jerusalem wieder auf seinen Borak, und kam noch in der nämlichen Nacht nach Mecca zurück.

Am andern Tage erzählte er die Wunderreise sei-

nen Gläubigen, aber die Leute wollten es nicht glauben, und mehrere fielen ab. Selbst seine Frau meinte, er müsse die Reise wohl nur im Geiste gemacht haben. Wirklich litt der Prophet, wie man sagt, zuweilen an der Fallsucht, und gab dann seine Convulsionen für Umgang seiner Seele mit der Geisterwelt aus. Andere erzählen noch, er habe eine Taube abgerichtet, ihm Körner aus dem Ohre zu essen, und gesagt, dies sey der Engel Gabriel, der ihm die göttlichen Wahrheiten ins Ohr sage. Abu Bekr war sein treuster Anhänger, indem er immer sagte, daß alles wahr seyn müsse, was der Gesandte Gottes berichte.

Den größten Glauben fand er jedoch in Medina, besonders weil dessen Bürger alte Feinde der Koreischiten waren. Diese schwuren ihm völlige Ergebenheit bis zum Sterben, und er versicherte ihnen eidlich, eben so immer für sie zu leben und zu sterben. Daher bekam die neue Glaubenszunft den Namen Moslemin (vom arabischen Worte Salema, Hingebung), was die Deutschen in Muselmänner verdreht haben. Aus ihnen wählte Muhammed 12 Vertraute, nach dem Beispiele Christi, die er Apostel und Fürsten nannte, und schickte sie aus, seinen Glauben zu predigen.

Nun hielten sich die Koreischiten nicht länger. Sie schwuren, den verstockten Ketzer umzubringen, ehe er, wie seine meisten Anhänger, aus Mecca entwiche. Schon hatten die Mörder sein Haus umringt, aber durch Hülfe des Ali floh Muhammed doch aus Mecca — den 15ten Juli 622 — und kam nach vielen Lebensgefahren glücklich zu Medina an.

Von dieser Flucht (arabisch Hegira) rechnen die Muhammedaner ihre Jahre, jedoch Mondjahre, so daß sie am 11ten Juni 1831 ihr 1247stes Jahr anfingen. In Medina vermählte sich Muhammed, da seine Kadischa gestorben war, mit Abu Bekr's Tochter Ayessa, nahm die Würde eines Priesters und Fürsten an, und beschloß, seine Lehre nun mit dem Schwerte zu verbreiten. Bisher, sagte er, hätte er den Ungläubigen nur Geduld entgegensetzen

dürfen; da diese aber jetzt Gott selbst lästerten, seinen Propheten einen Lügner hießen, und die Moslemer drückten, so verstatte ihm Gott, nun das Schwert gegen sie zu führen, und alle Ungläubigen — Heiden, Juden und Christen nämlich — von dem Erdboden zu vertilgen; eine Nacht in den Waffen zugebracht, oder ein Tropfen Blutes für Gottes Sache vergossen, sey verdienstlicher, als fasten und beten, wer im Treffen falle, erlange die Freuden des Paradieses, und jede seiner Wunden werde am Tage des Weltgerichtes wie Bisam duften und wie ein Leuchtkäfer glänzen; 72 himmlische Jungfrauen würden dort oben jeden Gläubigen bedienen, und auf die allerfrömmsten warte ausserdem noch ein Glück, das keine sterbliche Zunge aussprechen könne.

Man denke sich solche Verheissungen von einem feurigen Manne ausgesprochen, auf dessen Lippen die Wahrheit selbst zu ruhen schien — von einem Manne, der die raublustigen Araber zum Plündern führte, und jede Beute redlich mit ihnen theilte — von einem Manne endlich, der die Vielweiberei erlaubte, wie er denn selbst zuletzt 15 Frauen hatte — und man wird sich nicht wundern, daß die neue Religion jetzt viele Anhänger gewann. Die rohen Kriegerhaufen der Araber, die nur von ihr hörten, gewannen sie lieb; der fern wohnende König der Aethiopen nahm sie an, und die zunächst um den Propheten waren, beteten den Mann Gottes fast an, und schlugen sich darum, seinen ausgeworfenen Speichel zu verschlingen. Christus hat nicht gelehrt, was den Menschen schmeichelte, auch seine Religion nicht mit dem Schwerte verbreitet. Muhammed aber wurde jetzt ein rascher Eroberer. Ganz Arabien ward durchzogen und bezwungen, jeder Gegner getödtet, 700 Juden einmal lebendig begraben. Nur Mecca hielt sich lange, und brachte dem Heere der Moslemer einmal eine derbe Niederlage bei, so daß Muhammed einen Waffenstillstand auf 10 Jahre eingehen mußte. Aber diesen hielt er nicht: einen andächtigen friedlichen Besuch der Caaba, den man ihm nicht wohl hatte abschlagen können, benutzte er,

einige Meccaner auf seine Seite zu bringen. Bald darauf fiel er mit stürmender Hand über die Stadt her, und die Thore öffneten sich ihm. Sein erstes Werk war nun, daß er auf seinem Kameele 7 mal betend um die Caaba ritt, und mit seinem Stabe andächtig den schwarzen Stein berührte. Dann ließ er aus derselben alle Götzenbilder hinausschleppen und zerschmettern. Die Koreischiten wurden begnadigt, und nahmen seinen Glauben an.

Dann rückte er, schon im 7ten Jahre der Hegira, mit 30000 Mann in Syrien ein, machte sich dem persischen Könige und dem griechischen Kaiser furchtbar, und forderte beide auf, seine allein seligmachende Religion anzunehmen. Chosroes zerriß den Brief, und nannte den Muhammed seinen rebellischen Knecht; Heraklius sendete ihm bloß ein Geschenk.

Mitten in seinen Eroberungen starb Muhammed, 63 Jahre alt. Eine seiner Frauen hatte ihm nämlich einen vergifteten Hammelbraten vorgesetzt, um seine göttliche Sendung zu prüfen. Sein Sarg ist in der Moschee zu Medina, schwebt aber sicher nicht an dem Gewölbe in freier Luft durch die Anziehungskraft eines großen Magneten, wie wohl erzählt wird. Doch fehlen uns alle zuverlässigen Beschreibungen so wohl von dieser Moschee, als von der Caaba, denn ein Christ bekommt sie durchaus nicht zu sehen. — Nur mit seiner ersten Frau hatte Muhammed Kinder, von diesen überlebte ihn aber bloß seine Tochter Fatima, die mit dem Ali vermählt war.

§. 20.

Der Koran.

Muhammed konnte nicht schreiben, und doch forderte er kurz vor seinem Tode Papier und Dinte, um eine feste Glaubensregel aufzusetzen. Einige hielten das für Wahnsinn, andere baten aber um den Aufsatz. Da legte er allen Stillschweigen auf, mit dem Bedeuten in Gegenwart des Propheten müsse man nicht zanken, und damit war die Sache abgethan.

Erst nach seinem Tode wurden seine Sprüche, wie man sagt, durch Abu Bekr gesammelt, und das Buch ward Al Koran (die Lesung) genannt. Es ist dem Muhammedaner, was dem Christen die Bibel ist, denn der Moslem glaubt, der Engel Gabriel habe dem Muhammed die Lehren des Koran innerhalb 23 Jahren eingegeben. Lange war er ein geheimer Schatz in der Familie des Propheten, und erst etwa 20 Jahre nach dessen Tode wurde er feierlich als Glaubensbuch dem Volke bekannt gemacht.

Der Koran ist in dem schönsten Arabisch geschrieben, und besteht aus dem Imam und Din, der Glaubens- und der Sittenlehre; auch ist er, wie unsere Bibel, in Suren oder Verse abgetheilt. In allem soll er 77639 Wörter und 323015 Buchstaben enthalten. Wohl 200 Jahre später ist ihm ein Anhang von Erklärungen und Sagen beigefügt, Sunnah von den Türken genannt, den aber andere Muhammedaner für Ketzerei ausgeben, und so sind die Muhammedaner in zwei Hauptsecten zerfallen, Sunniten und die altgläubigen Schüten. Sunniten sind besonders die Perser, und die Schüten werfen ihnen als die größte Ketzerei vor, daß sie glauben: „Gott ist Gott, Muhammed ist sein Prophet, und Ali ist des Propheten Großwessir", da man doch nur die beiden ersten Stücke sagen dürfe: „Gott ist Gott, und Muhammed ist sein Prophet." Die Sunnah im Koran rührt also wohl von Ali her, den seine Anhänger für einen zweiten aber geringern Propheten, annehmen.

Bei vielen Albernheiten enthält der Koran auch viele sehr poetische und erhabene Stellen; die Moslemer legen seinen Sprüchen sogar Wunderkräfte bei, tragen sie schriftlich auf dem bloßen Leibe, und murmeln sie in Gefahren als einen Talismann zwischen den Zähnen. Abraham, Moyses und Jesus werden im Koran mit Achtung angeführt, aber nur als Muhammeds Vorläufer. Beschneidung, Enthaltung vom Wein und Schweinefleisch und zahllose Reinigungen durch Waschen mit Wasser oder in dessen Ermangelung durch Reiben mit Sand sind strenge

Vorschriften, offenbar aus dem Judenthum entlehnt. Die übrigen moralischen Lehren des Koran lassen sich auf Fasten, Beten und Almosengeben zurückführen. „Beten — sagt der Koran in seiner Bildersprache — führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an den Eingang des Himmels, und Almosen öffnen die Thür." Gewiß nicht übel gesagt, aber man merket wohl, daß Muhammed von den Christen gelernt hatte. Demnach ist nicht zu läugnen, daß Muhammeds Religion auch ihr Gutes gehabt habe. Sie führte, da sie bald durch Asien und Africa verbreitet wurde, viele Millionen Heiden wenigstens zur Erkenntniß des einen wahren Gottes, und gewöhnte sie zu guten Werken. Dem Christenthum hat sie aber leider Abbruch gethan.

Beten muß der Muhammedaner fünf mal im Tage, und er thut es mit vieler Andacht, selbst wenn er auch eben auf der Straße ist. Das Zeichen zum Gebet wird von den Thürmen der Moscheen gegeben, nicht durch Glocken, sondern durch den lauten Ausruf: „Gott ist groß. Ich bezeuge, daß kein Gott ist, als der Einzige. Ich bezeuge, daß Muhammed Gottes Prophet ist." Vor dem Beten muß man sich waschen, und während des Gebets das Gesicht nach der Gegend wenden, wo die Caaba liegt. Jeder Gläubige muß auch einmal in seinem Leben zur Caaba wallfahrten, oder einen für sich hinsenden.

Die großen Fasten der Muhammedaner fallen in ihren Monat Ramadan, der ihrem Beiramsfeste vorhergeht. Dann darf nur nach Sonnenuntergang gegessen werden, alle Fleischspeisen sind untersagt, auch die Bäder und andere sinnliche Vergnügungen. Der **Beiram** ist zum Andenken, daß **Ibrahim** (Abraham) abließ, seinen Sohn **Ismael** (wie der Muhammedaner statt des Isaak behauptet) zu opfern, wozu der Teufel ihn habe verführen wollen. Am Beiramsfeste feiert der Araber also die Lebensrettung seines Stammvaters.

Die Armen erhalten reiche Gaben. Jeder Muhammedaner muß den 10ten Theil seiner Einkünfte

zu Almosen verwenden, wer aber andern am Vermögen Unrecht zugefügt hat, muß den 5ten Theil hergeben, und den Schaden doch noch ersetzen.

Die unbedingte Hingebung für den Glauben war der vierte Hauptpunkt der Sittenlehre, und da lehrte der Koran, wer sich auch der Schlacht entziehe, den treffe doch der für ihn bestimmte Pfeil selbst auf dem Bette; eben so wenig könne einer der Hölle entgehen, wenn er dafür bestimmt sey, sollte er auch noch so fromm leben. Doch für die Moslemer hat diese Lehre nichts Fürchterliches, denn sie alle werden selig durch die Fürbitte des Propheten. Der Glaube an ein blindes Schicksal ist auch Ursache, daß ein Muhammedaner es für sündhaft hält, Arzeneikunde zu treiben, indem der Arzt den Fügungen des Schicksals entgegen wirken wolle.

Der heilige Wochentag der Moslemer ist der Freitag. Ihre Kirchen heissen Moscheen, ihre Geistlichen Molla, und das geistliche Oberhaupt Mufti, ihre Mönche Derwische. Auch eine Art Rosenkranz ist üblich, um gewisse Gebete nach einer bestimmten Zahl zu wiederholen.

§. 21.

Die Kalifen.

Muhammed hatte am Ende seines Lebens beides in sich vereinigt, die Würde des geistlichen und weltlichen Oberhauptes in Arabien, und in beiden Eigenschaften folgte ihm sein trefflicher Schwiegervater Abu Bekr. Sonderbar genug! Der im Felde das Schlachtschwert führte, verkündete in der Moschee auch das Wort Gottes. Aber doch vermaß er sich nicht, dem Propheten gleich seyn zu wollen, sondern ließ sich demüthig nur dessen Kalifen, d. h. Nachfolger nennen. Diesen Titel führten alle Beherrscher der Araber nach ihm, und die Welt erfuhr bald, wie furchtbar diese Kalifen waren. Denn die Araber oder — wie sie im christlichen Kaiserreiche hießen — die Saracenen (Morgenländer) traten nun als Eroberer auf, und gingen so rasch zu Werke,

als sollte der Islam über die ganze Erde verbreitet werden, und von den christlichen Staaten auch gar nichts übrig bleiben. Schon Abu Bekr eroberte ein Stück von Syrien, sein Nachfolger Omar schlug ein kaiserlich-griechisches Heer, nahm Damascus und ganz Phönizien weg, dann ganz Aegypten und ganz Syrien. Im J. 637 fiel Jerusalem, 638 Antiochia, 640 Alexandria in der Saracenen Hände. Welche Verluste für den griechischen Kaiser in so wenig Jahren! Doch dabei blieb es nicht: 647 nahm der folgende Kalife Othmann fast die ganze Nordküste von Africa — Belisars Siege waren alle vergeblich gewesen — 648 fällt die Insel Cypern, 653 Rhodus. Armer Heraklius!

So stand in kurzer Zeit ein neues Weltreich da, das sich von Indien bis zum Atlas erstreckte, denn auch das furchtbare Perserreich hatte Omar über den Haufen geworfen.

Daß es in einem solchen Raubzuge nicht an Barbareien fehlte, versteht sich von selbst. In Alexandria traf Omar die in der ganzen Welt berühmte Bibliothek. Da that er den Ausspruch, entweder stände in diesen Büchern, was auch der Koran enthielte, und dann wären sie überflüssig — oder es stände etwas in ihnen, das dem Koran wiederspräche, und dann wären sie gottlos, auf jeden Fall also müßten sie vertilgt werden. So wurden mit den klassischen Werken des Alterthums und den Denkwürdigkeiten der christlichen Kirche einige Monate lang die öffentlichen Bäder geheizt. Die Saracenen feierten ihren Sieg über Aegypten durch Anlegung einer neuen Stadt, Cairo oder die Siegreiche genannt, und Alexandria verlor seinen Glanz.

Auf der Insel Rhodus lag der berühmte Koloß, eins der sieben Wunderwerke der alten Welt, von welchem ich früher zu erzählen vergessen habe. Es war die metallene Statue des Sonnengottes, ein griechisches Kunstwerk, welches den Eingang des Hafens zierte. Jeder Fuß stand auf einem Postamente, und die größten Schiffe konnten zwischen den Beinen durchfahren. In der einen Hand hielt die

Figur ein Feuerbecken, welches bei Nacht als Leuchtthurm diente. Ein Erdbeben hatte das Riesenwerk schon früher niedergeworfen, die Trümmer lagen auf dem Boden zerstreut. Jetzt kaufte ein Jude aus Edessa dieselben von den Saracenen als altes Metall, und belud zu Lande 900 Kameele mit ihnen.

Nach Othmanns Tode wurde Ali, Muhammeds ehemaliger Großwessir, Kalife, ward aber nach 5 Jahren nebst seinem Sohne Hassan ermordet, und das Haus der Ommaijaden bemächtigte sich des Kalifats. Unter ihnen erreichte der Saracenenstaat seinen höchsten Glanz. Er breitete seine Geschwader rechts und links auf dem Mittelmeere aus, eroberte 670 Sicilien, 671 Cilicien, und 672 ward Constantinopel selbst von den Saracenen belagert. Da machte ein Grieche aus Syrien, Kallinikus mit Namen, eine treffliche Erfindung, die erste Festung der Christenheit zu retten. Es war eine Mischung höchst entzündlicher Materien, die man bald in Töpfen auf die feindlichen Schiffe warf, bald mit Werg verbunden um Pfeile und Wurfspieße wand, die auf die Ungläubigen geschleudert wurden, bald auch in eigenen Brandern unter die feindliche Flotte brachte, und durch Röhren in ihre Fahrzeuge pumpte. Es hieß das griechische Feuer, und man rühmt unglaubliche Wirkungen von ihm. Es steckte alles in Brand, was es berührte, zerplatzte mit entsetzlichem Knall, brannte sogar unter dem Wasser, und loderte mit Wasser begossen nur noch stärker. Wie entsetzten sich die Saracenen! Sechs Jahre nach einander umringten sie Constantinopel, aber immer scheuchte das griechische Feuer sie zurück.

Da kühlte die erste Hitze der Moslemer sich etwas ab; sie sahen sich in ihren neuen Wohnsitzen näher um, und richteten sich friedlicher ein. Der Kalif Al Mansor aus dem neuen Herrscherhause der Abassiden erbaute ums Jahr 760 Bagdad, und machte es zu seiner Residenz, eine Stadt, die dem mächtigen Staate Ehre machte. Er beförderte die Wissenschaften und Gewerbe, die Araber lernten Griechisch, und verbrennten die Werke der Alten

nicht mehr. Naturforscher, Astronomen und Baumeister standen unter ihnen auf; die ehrwürdige gothische Bauart ist ihr Werk, nicht der Gothen. In ihren Städten hatten sie hohe Schulen, Sternwarten, Laboratorien, und mehrere Kunstwörter in den Wissenschaften, z. B. Algebra, Zenith, Nadir, Alkali, Almanach . . . rühren von den Arabern her, so wie auch unsere Ziffern 1, 2, 3 . . . Man muß also diese muhammedanischen Araber ja nicht mit den Türken verwechseln, die immer Feinde der Wissenschaften gewesen sind, und nur die Religion mit den früheren Saracenen gemein haben. Eben so wenig darf man türkische Religion sagen, weil Türk ein Volksname ist. Man sagt ja auch nicht deutsche oder französische Religion.

§. 22.

Die Mauren in Spanien.

(711—1492.)

In Asien war die Herrschaft der Saracenen längst vernichtet, als sie im westlichen Europa noch blühete. Witiza, König der Westgothen in Spanien, hinterließ unmündige Söhne, denen ihr Oheim Roderich die Regierung vorenthielt. Sie, darüber ungehalten, baten den mächtigen Musa, Statthalter des Kalifen im nördlichen Africa, um Hülfe. Dieser sandte seinen Feldherrn Tarik mit einer kleinen Mannschaft Saracenen und einer Schaar eingeborner Mauritanier über die spanische Meerenge nach dem Felsen Calpe, der von ihm seitdem Gibraltar (Gibel al Tarik, Berg des Tarik) heißt, kam aber bald mit großer Verstärkung nach, und besiegte den König Roderich in der achttägigen Schlacht auf den Feldern von Xeres de la Frontera (19—26sten Juli 711) dergestalt, daß nicht einmal Roderichs Leichnam, sondern nur dessen Schuhe und andere königliche Ehrenzeichen zu finden waren. Die Saracenen — in Spanien Moriscos

oder Mauren genannt — durchzogen nun das ganze westgothische Reich, Witiza's bethörte Söhne selbst ermahnten alle treue Festungen zur Ergebung an ihre Freunde, die Mauren, und als die Eroberung vollendet war, behielten die Sieger alles für sich, die armen Prinzen mochten zum Pilgerstabe greifen.

So viel Glück führte den Musa zu den stolzesten Anschlägen. Spanien, die Balearen, Sardinien, Corsica, Sicilien, selbst Apulien und Calabrien in Italien gehorchten schon den Saracenen. War da der Gedanke wohl zu kühn, über die Pyrenäen zu steigen, Gallien und Deutschland zu nehmen, dann in der Peterskirche zu Rom selbst den Islam zu predigen, und endlich den Kaiserstuhl in Constantinopel von der Donau her umzuwerfen, und so die europäischen Lande der Moslemer an die asiatischen zu knüpfen? Musa's Plan war es, und rasch fiel er ins Frankenland ein. Hier aber ward seine Absicht gänzlich vereitelt, die europäische Christenheit gerettet. Der fränkische Feldherr Carl hämmerte 732 bei Poitiers die Mauren so scharf, daß sie nie wieder über die Pyrenäen stiegen. Der Sieger erhielt davon den Beinamen Martell oder Hammer.

Mit Spanien mußten sich also die Mauren begnügen, und auch dieses konnten sie nicht einmal ganz erobern. Pelayo (Pelagius), ein Sprößling des westgothischen Königshauses, flüchtete sich mit einigen christlichen Getreuen in die Gebirge von Asturien, und gründete ein christliches Fürstenthum, das anfangs aus einem einzigen Seestädtchen, Guyon, bestand. Da der erste Schrecken der Christen vergangen war, kamen sie beherzter hervor, und nahmen den Mauren manchen schönen Landstrich ab, aus denen mit der Zeit zwei ansehnliche christliche Königreiche, Castilien und Arragonien, entstanden. Doch hatten die Mauren über 500 Jahre den größten und schönsten Theil Spaniens inne, und übertrafen ihre christlichen Nachbarn an Wissenschaft und Kunst. Sie machten ihr schö-

nes Corduanleder in Cordova, handelten in Cadix, studirten fleißig in Sevilla, Toledo und andern Städten, und steckten mitunter von dort aus die übrige Welt mit astrologischer und kabbalistischer Narrheit an, d. h. sie lehrten aus den Sternen weissagen, und durch Sprüche des Koran Wunder verrichten. Viele Prachtgebäude zeugen noch jetzt von der maurischen Baukunst. Die Hauptmoschee in Cordova war 340 Ellen lang, und enthielt 2000 Säulen, die 17 Gewölbe bildeten; in jeder Nacht wurden sie durch 4000 Lampen erleuchtet. Leider hat man sie halb abgebrochen, die noch vorhandene Hälfte ist in einen christlichen Dom verwandelt, der aber doch noch 16 Thürme und 16 Thüren hat. — Die Brücke über den Guadalquivir zu Cordova ist 364 Ellen lang, und hat Bogen von 22 Ellen Weite. — Der Alhambra, das letzte Schloß der maurischen Heerscher, ist noch zu Grenada zu sehen. Viele spanische Städte haben noch jetzt arabische Namen, sind also mitunter von ihnen gebaut, und die spanische Sprache, die schon aus dem Punischen und Lateinischen, wie aus dem Gothisch-deutschen viel aufgenommen hatte, mußte jetzt durch das Arabische eine neue Gestaltung gewinnen.

Die spanischen Emire, die in Cordova wohnten, machten sich seit Abd er Rhamann (755) von den Kalifen in Bagdad unabhängig, und nahmen selbst den Kalifentitel an. Dadurch gewann ihr Reich an innerer Kraft. Die hohe Schule zu Cordova stand in solchem Ruhme, daß sie selbst von christlichen Ausländern besucht wurde. Gerbert v. Rheims, der im J. 1003 als Pabst Silvester II. starb, und wegen seiner Erfindungen in der Mechanik wohl als ein Hexenmeister galt, übrigens aber einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war, hatte zu Cordova unter den Muhammedanern studirt.

Unter den kleinen christlichen Königreichen Spaniens waren die ansehnlichsten Leon, Castilien und Arragonien. Wir werden ihre Geschichte nicht erzählen, weil sie auf die übrigen Weltbege-

benheiten wenig Einfluß hatten. Nur einige große Könige muß ich kurz anführen.

Ferdinand I. der Große, König von Leon, heirathete die Erbprinzessin von Castilien, und vereinigte dadurch im J. 1034 beide Reiche, aber vor seinem Tode theilte er sie wieder, indem er dem einen Sohne Sancho Castilien, dem andern Alphonsus Leon zutheilte. Im Kriege war Ferdinand der Schrecken der Mauren, spanische Dichter verewigten seine Thaten.

Ferdinand III. der Heilige (1219—1252), König von Castilien, brachte Leon durch Erbschaft an sich, und vom Pabste Honorius III. durch Geld und Kreuzpredigten unterstützt, griff er kräftig die Mauren an, zog 1236 triumphirend in ihr prächtiges weltberühmtes Cordova ein, eroberte Sevilla Estremadura, und machte den maurischen König in Granada sich zinsbar, alles in zwei Jahren. Dann wendete er sein Augenmerk auf die innere Wohlfahrt seiner Staaten. Er sammelte die Gesetze seiner Vorfahren, und führte eine regelmäßige Gerechtigkeitspflege ein. Er schaffte die Theilbarkeit des Staates, diesen Anlaß der sich immer erneuernden innern Kriege, für immer ab, und setzte für die Thronfolge das Recht der Erstgeburt fest. Dann ordnete er den hohen Rath von Castilien an, der, aus 16 Gliedern bestehend, wachen sollte, daß weder der König, noch die Reichsstände (Cortes) den Gesetzen zu nahe träten; keine Verordnung des Königs oder der Stände war gültig ohne Genehmigung dieses hohen Rathes. Gewiß eine liberale Einrichtung von Ferdinand dem Heiligen.

Portugal, auch eine Provinz, welche Castilien den Mauren entrissen hatte, hieß anfangs eine Grafschaft. Im J. 1095 erhielt sie Heinrich von Burgund, ein armer Ritter, als Lohn für seine dem Könige von Castilien im Kriege geleisteten vielen Dienste. Aber schon Heinrichs Sohn, Alphonsus I. nannte sich König von Portugal, und sagte sich von Castilien los.

Freilich fehlte es auch in dem spanischen Kalifate

nicht an Unruhen, Bürgerkriegen und Empörungen, und es bildeten sich auch in ihm mehrere unabhängige kleine Staaten. Aber ich übergehe dies, um Begebenheiten zu erzählen, die uns näher angehen. Ich führe erst wieder auf das griechische Reich zurück, das wir unter dem tapfern Heraklius verlassen haben. Bemerken wir erst nur, welche Wirkungen die Eroberungen der Saracenen auf die christliche Kirche hatten. Die Länder, in denen das Evangelium am ersten und am schönsten geblühet hatte, Palästina, Syrien, Kleinasien, Aegypten, Karthago — Länder, in denen so viele glorreiche Märtyrer geblutet, so viele treffliche Kirchenväter gelehrt hatten, in denen selbst die meisten apostolischen Hauptkirchen lagen — waren jetzt alle muhammedanisch, und wenn das Christenthum in ihnen auch nicht ganz unterging, so war es doch unterdrückt. Seit Muhammed war Europa der Hauptsitz der christlichen Religion, und ist es noch bis auf den heutigen Tag. Sollte man nicht sagen, daß auf solche Weise der Orient für seine ewigen Glaubensstreitigkeiten bestraft sey?

III. Forsetzung vom griechischen Kaiserthum.

§. 23.

Die Monotheliten.

(Seit 640.)

Und sollte man es glauben? Noch war unter den Christen des Morgenlandes des Glaubensstreites kein Ende. Während die Saracenen vor Constantinopel lagen, und das ganze Land auf dem Spiele stand, spekulirten die Kaiser drinnen, ob in Christo ein oder zwei Willen wären. Der Patriarch Sergius von Constantinopel lehrte mit aller Hitze nur einen Willen in Christo, und brachte auch den Kaiser Heraklius auf die Seite der Monotheliten. Heraklius verdammte durch sein Edict Ek-

thesis die Gegner, während er Jerusalem und alle die heiligen Orte, wo der Erlöser gewandelt hatte, den Saracenen überließ. Er starb wenige Wochen nach dem Falle Alexandria's, der zweiten Stadt seines Reiches. Gleich nach ihm wurde sein Sohn Constantin III. von der Stiefmutter vergiftet, und dessen Sohn Constans II. regierte 27 Jahre als Wütherich. Während dessen hatte Sergius auch den Pabst Honorius so weit gewonnen, daß man lieber ganz davon schweigen solle, ob es einen oder zwei Willen in Christo gebe. Daß Honorius dies billigte, hat ihm den Verdacht zugezogen, als habe er die Ketzerei selbst gutgeheissen. Den h. Sophronius Patriarch zu Jerusalem, öffnete aber durch einen berühmten Brief dem Pabste die Augen: da Honorius gestorben war, that der h. Pabst Martinus die Monotheliten in den Bann. Dagegen erklärte Kaiser Constans durch sein Edict Typus sich für die Monotheliten, ließ den h. Martinus aus Rom nach Constantinopel schleppen, und verwies ihn in's Exil, in welchem er nach zwei Jahren starb. Dasselbe Schicksal hatte der Archimandrit zu Constantinopel, Maximus, dem man aber erst die Zunge aus dem Halse schnitt. Solche Sachen waren einmal Hofsitte. Als aber Constans auch seinen Bruder Theodosius ermordet hatte, wich aller Friede von ihm: er fand nirgends mehr Ruhe, weder zu Hause, noch im Felde, und ward zu Syrakus im Bade von einem Kammerdiener ermordet.

Vierzig Jahre dauerte der wüthige Streit um Christi Willen, bis unter Constantin IV. genannt Pogonatus (der Schönbärtige) eine allgemeine Kirchenversammlung im J. 680 die Ruhe herstellte. Diese Synode ist die 6te allgemeine und die 3te zu Constantinopel. Es erschienen 3 Legaten des Pabstes Agathon als Vorsitzer und 160 Bischöfe, in der Mitte des Saales (im kaiserlichen Palaste) lagen die Evangelien aufgeschlagen. Die Lehre der Monotheliten ward untersucht und verworfen, der Brief des h. Sophronius als rechtgläubig gelobt, und die Lehre von zwei Willen in Christo, einem

göttlichen und menschlichen, feierlich ausgesprochen. Auch der Kaiser unterschrieb diese Erklärung. Dann folgten die Bannsprüche gegen die Anhänger der Irrlehre, wobei man selbst des Pabstes Honorius nicht schonte. Kaiser Constantinus Pogonatus, der dem Schlusse der Versammlung beiwohnte, erhielt von den Bischöfen die nämlichen feierlichen Begrüßungen, wie früher Constantin der Große, Theodosius der Große und Marcian.

§. 24.

Die Bulgaren.

Kaum war diese Sache beendigt, kaum hatte man die Saracenen durch das griechische Feuer ein wenig verscheucht, als sich im Norden schon wieder ein neuer Feind des Reiches sehen ließ. Die Bulgaren waren es, zu dem großen Volke der Slaven (nicht Sclaven) gehörig, die wahrscheinlich aus Asien stammen, als Nachzügler der großen Völkerwanderung. Sie haben ihre besondere Sprache, und bedeckten schon seit Justinian I. den ganzen Osten Europa's, vom baltischen und weissen Meere bis an das schwarze und kaspische Meer herab, und ausser den Bulgaren waren noch die Kassuben, Wenden, Wilzen, Lutizier (in der Lausitz), Böhmen, Mähren und Ungarn besondere Zweige dieser großen Nation.

Die Bulgaren namentlich rückten in das alte Mösien ein, welches seitdem die Bulgarei hieß; doch hatten sie, mit den Avaren vereint, auch alles Land zwischen der Donau, der Theiß und den Karpathen in Besitz. Sie waren ein wildes Heidenvolk, ohne Gesetze, ohne Regierung, ohne Gewerbe. Sie kannten keine Obern, als den General im Kriege, lebten unter Zelten, hüteten ihr Vieh, jagten und raubten. Der wenige Ackerbau wurde von Sclaven getrieben. Gewöhnlich waren die armen Griechen, ihre Nachbarn, das Ziel ihrer Raubkriege, und die Saracenen, welche von der entgegengesetzten Seite oft zugleich anrückten, machten ihnen desto leichteres

Spiel. Zwar erhielten sie von dem griechischen Patriarchen aus Constantinopel christliche Glaubensprediger, und der Pabst Nicolaus I. vollendete durch übersandte Bischöfe, um welche sie ihn ersucht hatten, ihre Bekehrung; aber ihre Sitten blieben vor der Hand rauh, und das griechische Reich hatte genug von ihnen auszustehen. Dieses immer geplagte Kaiserthum saß hier zwischen zwei Eroberern in der Klemme, und hatte keine Soldaten, keine fähige Generale, nicht einmal tüchtige Kaiser, die sich als Männer zeigten. Kammerdiener regierten das Land. Ein solcher Mensch war der Kämmerling Justinians des Zweiten, Sohnes des schönbärtigen Constantin. Derselbe gab der alten Mutter seines Kaisers, wenn sie etwas versah, eigenhändig Peitschenhiebe im Palaste, und das mußte der Kaiser leiden. Der Finanzminister eben dieses Kaisers ließ die Steuerempfänger, wenn sie nicht pünktlich zahlten, bei den Beinen über einem Feuer aufhängen. Und die Steuerbeamten konnten kein Geld schaffen, weil die Unterthanen selbst nichts hatten, da sie jährlich von Saracenen und Bulgaren ausgeplündert wurden. Wahrlich, ein jämmerliches Kaiserthum!

§. 25.

Justinian II. und seine Nachfolger.

(685—716.)

Durch eine solche Regierung konnte Justinian II. unmöglich die Liebe seiner Unterthanen gewinnen. Und es wäre doch wohl nöthig gewesen, daß Fürst und Volk freundlich zusammengehalten hätten, da die Bulgaren immer feindseliger andrangen. Aber von diesen ließ Justinian sich schimpflich schlagen. Darüber wird das Volk entrüstet, und murret laut. Der Kaiser will ihnen zeigen, daß er noch ihr Herr ist, und befiehlt heimlich, alle Bürger Constantinopels in einer Nacht zu ermorden, den Patriarchen zuerst. Zum Glück wird der Anschlag verrathen, die Straßen füllen sich in der entscheidenden Nacht,

die Kerker werden alle geöffnet, die ganze Stadt geräth in Aufruhr — Leontius, ein wackerer General, tritt an die Spitze des Volkes, und stürmt gegen den Palast des Kaisers an. Der Patriarch fliegt durch die dichten Haufen, und ruft mit dem Spruche des Psalmisten: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat" das Volk noch mehr zur Rache auf — freilich seiner priesterlichen Würde zuwider, aber wer kann es auch einem Volke verargen, daß es sich gegen einen Mörder muthig vertheidigt? Das Volk erhebt wüthend ein Geschrei, und verlangt des Kaisers Kopf. Aber der mäßige Leontius begnügt sich, ihm die Nase und Zunge abschneiden zu lassen, und ihn so ins Elend zu schicken (694.)

Nun war Leontius Kaiser, aber nur drei Jahre. Da vergalt ein anderer General, Tiberius Absimar, ihm Gleiches mit Gleichem: er schneidet dem Leontius die Nase ab, steckt ihn in ein Kloster, und besteigt seinen Kaiserthron (697.)

Nach sechs Jahren kam da Justinian II. wieder zum Vorschein. Er war so lange bei den Bulgaren gewesen, diese waren seine Freunde geworden, und brachten ihn wieder nach Constantinopel. Den Tiberius machten sie grausam todt (703), und Justinian II. regierte ohne Nase und Zunge nun noch 8 Jahre; da ward er noch hingerichtet (711), und des Heraklius Haus mit ihm vernichtet.

Philippicus Bardanes, der folgende Kaiser, regierte zwei Jahre; dann setzten sie ihn ab, und stachen ihm die Augen aus (713).

Sein Nachfolger Anastasius II. hatte zwei Jahre regiert, als er auch seine Nase und Ohren in Gefahr kommen sah, und vielleicht seine Augen dabei. Um sie zu behalten, dankte er noch früh genug freiwillig ab (715).

Nach ihm regierte Theodosius III. nur ein Jahr, und dankte wieder ab, um nicht verstümmelt zu werden (716).

Was sagen meine Leser dazu? Kann wohl ein armseligeres Reich erdacht werden, als wo es so zugeht?

§. 26.

Die Bilderstürmer.

(726—787.)

Um diese Zeit fallen die Saracenen von neuem über das griechische Reich her. Jetzt wurde ein durchgreifender Feldherr erfordert, und so fiel die Kaiserwahl auf den Leo Isauricus, einen Mann von niederer Herkunft und ohne Wissenschaften, der aber ein guter Soldat war. Mit Kühnheit und Verstand ergriff er das Steuer des lange schwankenden Schiffes, zwang die Saracenen, die ein ganzes Jahr lang Constantinopel belagert hatten, zum Abzuge, und nöthigte ihnen durch sein männliches Betragen Achtung ab. Auch im Innern seines Reiches führte er Ordnung und Ruhe zurück.

So weit war er in den ersten 10 Jahren seiner Regierung gekommen, als er den unseligen Gedanken faßte, die Religion zu verbessern. Ein Kaiser war im Orient noch nicht als Reformator aufgetreten, diesen Ruhm wollte Leo der Isaurier verdienen. Den ersten Einfall darüber gaben ihm die Saracenen: diese nannten die Christen Götzendiener, weil sie Bilder anbeteten, und von einem Feinde konnte Kaiser Leo einen solchen Vorwurf gar nicht gut vertragen. Es ist wahr, daß die ersten Christen noch wenig Bilder hatten, aus Furcht sich vom Heidenthum nicht genug zu unterscheiden, aber doch hatten sie schon Bilder, besonders das Kreuz, und verehrten sie auch. Als die Christen später nicht mehr so viel von Heiden umgeben waren, also nicht mehr so viel Gefahr hatten, in Abgötterei zu fallen, da hatte die Bilderverehrung zugenommen, und drohete jetzt wirklich auszuarten. Daß man vor ihnen kniete, und sie schmückte, mochte hingehen, denn man erwies ja selbst den Statuen des regierenden Kaisers

solche Ehren in den Städten, ohne daß einem Christen dabei einfiel, den Kaiser oder dessen Bild anbeten zu wollen. Aber daß man von der Vergoldung der Bilder etwas abkratzte, und es bei der Communion mit empfing, daß Kranke ihre Binden und Betten an den Bildern reiben ließen, um gesund zu werden u. s. w., das war wirklich ein Aergerniß, zu dessen Ablegung Kaiser Leo die Patriarchen und Bischöfe hätte veranlassen sollen. Aber so machte er's nicht: er verbot durch einen kaiserlichen Machtspruch die Bilderverehrung, und ließ alle Gemälde und Statuen aus den Kirchen werfen, was auch der h. Patriarch Germanus zu Constantinopel dagegen sagen mochte. Dies erregte einen allgemeinen Aufstand. Das Volk in Constantinopel mordete die Steinhauer, welche die Bilder zerstörten, und als der Befehl des Kaisers in Rom verkündigt wurde, gerieth allda gleichfalls das Volk in Enthusiasmus, und machte es mit den Bildsäulen des Kaisers, wie der Kaiser zu Constantinopel gegen die Bilder des Erlösers und der Heiligen verfuhr: es riß die Statuen des Kaisers nieder, und schleifte sie durch den Gassenkoth. Sonderbar genug nahm Leo dies höchlich übel, sah es als eine Beschimpfung seiner Person an, und konnte nicht begreifen, daß seine Wuth gegen die Bilder — wenigstens seine Art, sie zu entfernen — eine Beschimpfung des Heilandes und seiner treuen Bekenner selbst sey. Er fuhr fort, die Bilder zu verfolgen, jagte den h. Patriarchen Germanus in's Exil, und gab lieber die treffliche Provinz des untern Italiens auf, als daß er von seiner Lieblingsidee nachgelassen hätte. Zwar kündigten die Römer ihm nicht förmlich den Gehorsam auf, aber sie gehorchten ihm doch nicht mehr. Er starb als Bilderstürmer, nachdem er 25 Jahre regiert hatte.

Constantin V. mit dem Ekelnamen Kopronymus (weil er bei seiner Taufe den Taufbrunnen besudelt hatte), des Isauriers Sohn, behauptete noch strenger die Grundsätze seines Vaters. Er ließ die Bilderverehrung, die er eine Erfindung des Teu-

fels nannte, mit Gewalt unterdrücken, und berief 754 deshalb ein allgemeines Concilium. Es versammelten sich 338 Bischöfe zu Constantinopel, und der Kaiser schrieb ihnen die Beschlüsse vor, Apostel und Märtyrer sollten forthin nicht mehr Heilige heißen, und weder sie noch Maria, um Fürbitte angerufen werden, viel weniger sollten Bilder geduldet seyn. Widerspruch litt Constantin nicht: die Bischöfe, welche diese neue Lehre nicht unterschreiben wollten, wurden sofort abgesetzt. Die katholische Kirche hat dies Concilium niemals für ein rechtmäßiges gehalten, schon aus dem Grunde, weil die Bischöfe in demselben nicht frei waren.

Am allerwenigsten wollten die Mönche und Nonnen in Constantinopel die neue Kirchenversammlung anerkennen. Das erbitterte den Kaiser: er ließ mit Gewalt einige Klöster leeren, und in Kasernen verwandeln. Bei Nikodemia lebte der h. Abt Stephanus; diesen ließ er auch nach Constantinopel bringen, und hoffte ihn durch seine Dialektik, in welcher er sehr geschickt zu seyn glaubte, von der Verehrung der Bilder abzubringen. „Dummer Mensch — redete er ihn an — begreifst du nicht, daß man ein Bild Jesu Christi mit Füßen treten könne, ohne Jesum Christum selbst zu beschimpfen? Was hat die Ehre Christi mit einem Stück Holz oder Stein zu schaffen"? Der h. Abt zog eine Münze mit des Kaisers Bild hervor, und sagte: „Also darf ich auch dieses Bild mit Füßen treten, ohne gegen die Ehrfurcht zu handeln, welche ich dir schuldig bin. Und so warf er die Münze zu Boden, und trat sie mit Füßen. Als die Hofherrn des Kaisers aber mit Fäusten über ihn herfielen, rief er naiv aus: „Also ist es ein strafbares Verbrechen, das Bild eines irdischen Fürsten so zu beschimpfen; aber das Bildniß des Königs der Himmel so zu mißhandeln, das ist erlaubt!" Seine Worte erbitterten den Kaiser: der h. Stephanus wurde ins Gefängniß gesetzt, und bald hingerichtet. Neunzehn Offiziere, die ihn im Kerker freundlich besucht hatten, wurden gepeinigt, und zwei, die seinen Heldentod bewundert hatten,

geköpft. Der Kaiser setzte seiner Wuth endlich keine Gränzen.

Alle Unterthanen mußten schwören, keine Bilder mehr verehren zu wollen, und wer's nun noch that, ward geblendet oder hingerichtet. Auf Holz gemalte Bilder wurden auf den Köpfen ihrer Verehrer zerschlagen. Den Mönchen bestrich man ihren Bart mit Pech, und zündete ihn an. Am Ende wollte Constantin selbst diesen Gräueln zusehen, und ließ sich an einem öffentlichen Platze einen Richterstuhl bauen, die Katholiken dahin bringen, und sie vor seinen Augen martern und tödten. Je grauser die Qual, desto mehr entzückte es ihn. Auch die Reliquien in den Kirchen griff er an, und ließ viele derselben verbrennen oder ins Meer werfen.

Der Wütherich regierte 34 Jahre, und that in dieser langen Zeit nichts, als die Bilder bekriegen. Er starb 775 an einem Fieber, und ihm folgte sein Sohn Leo III., auch ein Ikonoklast, wie im Griechischen ein Bilderstürmer heißt. Da er einmal unter seiner Gemahlinn Bettkissen zwei Bilder versteckt fand, hob er allen Umgang mit ihr auf. Er hinterließ als Thronerben einen zehnjährigen Knaben, Constantin VI. Porphyrogennetus (im Purpur geboren) genannt.

§. 27.

Die Kaiserinn Irene.

(780—802.)

Für den minderjährigen Prinzen trat seine Mutter Irene, eben die Kaiserinn, welche unter ihren Kissen die Bilder hatte, als Vormünderinn die Regierung an, und verschaffte sich dadurch gleich einen großen Anhang, daß sie die strengen Gesetze ihrer Vorgänger gegen die Bilder alle aufhob, und so den Unterthanen ihre Gewissensfreiheit wieder gab. Um diese Wohlthat recht feierlich und rechtskräftig zu machen, veranlaßte sie ein Concilium zu Constantinopel 786; als aber die Leibwache der alten Kai-

ser, welche die Bilder verabscheute, die Bischöfe gewaltsam vertrieb, wurde dasselbe erst im folgenden Jahre zu Nicäa gehalten, doch war die letzte Sitzung zu Constantinopel. Der Pabst Adrian hatte Legaten hergesandt, und es erschienen 370 Bischöfe; die drei Patriarchen des Morgenlandes, weil sie unter der Herrschaft der Saracenen standen, schickten Briefe, deren Inhalt mit der Meinung der übrigen Bischöfe übereinstimmte. Dies ist die 7te allgemeine und die 2te nicäische Kirchenversammlnng; in derselben wurde die Bilderverehrung für nützlich und erlaubt erklärt, indem dieselben auf die Personen ginge, welche durch die Bilder vorgestellt werden, das Anbeten der Heiligen und der Bilder aber strenge verworfen, und jeder abergläubische Gebrauch der Bilder untersagt.

Das war von der Kaiserinn Irene freilich löblich, daß sie den Kirchenfrieden im Reiche herstellte, aber viel mehr kann man von ihr auch nicht rühmen. Sie war herrschsüchtig und roh, den natürlichsten sanften Gefühlen entfremdet — es mochte ihr noch etwas Wildes von ihrer Nation ankleben, denn sie war die Tochter eines Türkenfürsten. Die Mutter trat als Feindinn ihres Sohnes auf. Schuld hatten bei diesem Streite beide. Der Prinz Constantin, von seinen Günstlingen verleitet, will sich vor der Zeit dem Gehorsam entziehen, und seine Mutter entfernen, und die Mutter behandelt ihn auch zu sehr als Kind, sperrt ihn in sein Zimmer ein, und züchtigt ihn noch mit Schlägen. Das kränkt die Soldaten und Senatoren, Irene kann die Empörung diesmal nicht unterdrücken, Constantin VI. wird allgemein zum Kaiser ausgerufen (790).

Die tief beleidigte Mutter sinnt auf Rache. Während sie öffentlich ein erbauliches Leben führt, besticht sie feige Menschen, ihrem Sohne allerlei erdichtete Verschwörungen anzubringen. Der Sohn glaubt zu leicht, und läßt viele Menschen unschuldig hinrichten. Dadurch verliert er die Liebe des Volks, und Irene lacht. Falsche Freunde rathen ihm, seine Gemahlinn wegzujagen, und deren Kammer-

mädchen zu heirathen. Einem Oheim läßt er die Augen ausstechen, und vier andern Verwandten die Zungen ausschneiden. Das Volk murrt laut über solche Gräuelthaten, und das wollte Irene nur hören. Jetzt durfte sie alles wagen: Constantin wird im Schlafe seiner Augen beraubt, mit einer Rohheit, daß er nach einigen Tagen an der Verblutung sterben mußte, und Irene von den Verschwornen wieder zur Kaiserinn ausgerufen (797).

Das Volk schwieg still, denn Kaiser Constantin VI. hatte ja nichts getaugt, aber beliebt war auch Irene nicht. Es wurde bekannt, daß sie Carl dem Großen, dem mächtigen Herrscher im Occident, der damals Wittwer war, sich zur Braut angeboten habe, um das Abendland mit dem Morgenlande zu verbinden, und die Glorie des alten Roms wieder herzustellen. Dies erweckte unter den Großen eine Verschwörung, denn kein Volk hat gern einen ausländischen Beherrscher. Der Großschatzmeister Nicephorus wurde 802 zum Kaiser ausgerufen, und dieser verwies die Irene nach Lesbos, wo sie arm und vergessen starb.

Und jetzt ist es auch einmal Zeit, die mächtigen Franken zu besuchen, von denen schon zuweilen die Rede gewesen ist. Mit dem Kaiser Nicephorus setzen wir nächstens die Geschichte des griechischen Reiches fort.

IV. Die Franken.

§. 28.

Aelteste Verfassung der Franken.

Die Franken, wie wir schon wissen, gehörten zu den Deutschen. Die Geschichte der Deutschen haben wir also nun zu erwarten, und was kann interessanter seyn, als das Volk, unter dem wir leben, und das wir jetzt so gebildet und kunstreich sehen, von jener Epoche aus zu verfolgen, wo dasselbe noch roh wie Mongolen und Türken war, und ein

Vaterland hatte, das der Tartarei glich! Kann ich meine Leser jetzt auch noch nicht durch alle kleinsten Veränderungen hindurchführen, welche dieses Volk vom 5ten bis zum 19ten Jahrhundert erlitten hat, so werden doch schon einige hervorgehobene Hauptbegebenheiten auf eine künftige gründlichere Kenntniß der deutschen Geschichte begierig machen.

Die Franken treten früh als eine Hauptnation Deutschlands hervor, und erscheinen in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung als Söldner der römischen Kaiser. Aber noch zeitig genug verlassen sie diese gefährliche Verbindung, und zeigen sich wieder als ein freies Volk in Gallien und Deutschland, unter mehreren Fürsten und Namen. So hieß ein Zweig von ihnen Salier, ein anderer Ripaurier. Auch die tapfern Baiern waren ihnen verwandt. Ihr Gebiet zog sich bis an die Alpen hinab. Von Seiten ihres Charakters sind sie in übelm Rufe, Meineid und Grausamkeit sind in ihrer Geschichte einheimisch. Das beweiset gleich ihr erster großer Kriegesheld, der aus vielen zerstückelten Frankenstämmen zuerst eine vereinte große Monarchie bildete, der König Clodowig oder nach späterer Aussprache Ludwig.

§. 28.

Clodowig.

(Reg. 481—511.)

Als ein Jüngling von 15 Jahren trat Clodowig voll Kühnheit und Feuer die Regierung der salischen Franken an. Er schien nur eine Leidenschaft zu haben, die Herrschsucht, und im Uebrigen ein kalter, bedächtiger Mann zu seyn. Wenn es wahr ist, daß alle seine arglistigen Unternehmungen den Zeitgenossen gar nicht anstößig vorgekommen sind, wenn also dergleichen Geist der Zeit seyn konnte, so mögen wir Gott wohl danken, daß solche Zeiten vorüber sind.

Unter mancherlei nichtigen Vorwänden wußte

Clodowig mit allen seinen Nachbarn Krieg anzufangen, und den einen nach dem andern auf die Seite zu schaffen. Der erste war Syagrius, römischer Statthalter von Gallien, der mit einer römischen Armee noch einen ansehnlichen Theil dieses Landes behauptete. Ein Fremder durfte in Gallien nicht geduldet werden. Clodowig schlug den Syagrius 486 bei Soissons, und dieser floh nach Toulouse zum Alarich, Könige der Westgothen. Clodowig, um einen Vorwand zu Händeln auch mit diesem Volke zu haben, forderte den Flüchtling von Alarich. Dieser war feige genug, den Syagrius auszuliefern, und Clodowig ließ ihn hinrichten.

In dem schönen Ländchen Burgund in Südfrankreich war unlängst ein König gestorben, der hatte dasselbe unter seine vier Söhne getheilt, und ihnen die Städte Vienne, Lyon, Besançon und Genf zu Residenzen angewiesen. Aber die Söhne schlugen sich unter einander todt, nur zwei blieben am Leben, Gundobald und Godegisel. Das erfuhr Clodowig, und ließ durch einen klugen Boten heimlich bei der einen Prinzessinn um ihre Hand werben, und als er mit ihr in Richtigkeit war, verlangte er sie öffentlich von ihrem Oheim Gundobald als seine Braut. Das war einmal ein schlauer politischer Streich! Gab Gundobald seine Nichte nicht heraus, so holte der Bräutigam sie mit Gewalt, und bekriegte den tyrannischen Oheim; gab er sie heraus, so forderte Clodowig ihres Vaters Güter als Mitgift. Auf jeden Fall konnte also Clodowig dem Burgunder etwas anhaben. Nach langem Besinnen willigte er in die Ehe, und die Prinzessinn — sie hies Clotilde — verließ froh ihre Gefangenschaft, wie sich denken läßt, da Clodowig sie durch Gesandte abholen ließ. Als der Zug nicht mehr weit von der fränkischen Gränze war, steckten ihre Begleiter jeden Burgundischen Weiler, durch welchen sie noch kamen, in Brand.

Als Clotilde nun Königinn der salischen Franken war, mußte Gundobald gleich ihr bewegliches Eigenthum herausgeben. Clodowig hatte ihm noch

mehr zugedacht, aber die Alemannen machten ihm erst zu schaffen. Diese, im heutigen Baden und Würtemberg ansässig, überfielen 496 den Sigebert, Fürsten der ripuarischen Franken, der in Cöln wohnte. Clodowig eilt seinem Vetter zu Hülfe, die Alemannen wenden sich gegen ihn, und es kommt bei Zülpich (Tolbiak) zu einer fürchterlichen Schlacht.

Immer hatte ihm seine junge Gemahlinn angelegen, ein Christ zu werden, er verachtete das aber, und hoffte auch ohne das Christenthum sein Glück zu machen. Aber als er sich hier auf dem blutigen Schlachtfelde bei Tolbiak zum ersten male vom Glücke verlassen sieht, sein Heer in die äusserste Noth geräth, da fällt ihm auf einmal Angst aufs Herz, er denkt an seine bisherige Verachtung gegen Christus, und thut mitten im Getümmel der Schlacht laut das Gelübde, wenn Clotildens Gott ihn rette, so wolle er ihn auch anbeten. Bald darauf fällt der tapfere König der Alemannen, und Clodowig erhält den vollständigsten Sieg.

Welche Freude! Clotilde und alle Bischöfe Galliens erinnern ihn sogleich an sein Gelübde, und er erfüllte es noch im nämlichen Jahre. Am Weihnachtsfeste 496 ließ er sich nebst seiner Schwester Audoflede, Theodorichs des Großen nachherigen Gemahlinn, und 3000 edeln Franken zu Rheims vom h. Bischofe Remigius taufen. Politik war es nicht, daß er Christ wurde, denn alle seine Franken waren Heiden, aber den Geist des Christenthums hatte er auch noch wenig erfasset. Als man ihm die Leidensgeschichte Jesu erzählte, ergrimmte er über die Grausamkeit der Juden, und rief aus: „Wäre ich doch mit meinen Franken da gewesen — ich hätte es ihnen vergelten wollen!" — Remigius hatte die Taufhandlung sehr feierlich gemacht: er holte an der Spitze seiner Priester den König und die übrigen Täuflinge mit vielem Gepränge zur Kirche ab, in den Straßen waren Tapeten ausgehängt, und in dem hohen Dome flimmerten viele hundert Kerzen, aus köstlichem Rauchwerke bereitet, und die frohesten Kirchengesänge erschallten aus tausend Kehlen. Das

ergriff den Barbaren gewaltig, und er fragte den h. Remigius, der ihn an der Hand führte, ob es im Himmel auch so schön sey. — Bei dem Taufbrunnen war das Gedränge so groß, daß das Salböl nicht herbeigeschafft werden konnte. Da brachte — sagt die Legende — eine Taube es in einem gläsernen Fläschlein. Dieses wird noch jetzt im Dome zu Rheims bei der Krönung der französischen Könige gebraucht, und heißt bei den Franzosen la sainte Ampoule. — In der Revolution ward sie vernichtet, aber 1824 brachte ein alter Priester sie wieder zum Vorschein, indem er sagte, den Revolutionsmännern eine unächte dargereicht zu haben, und Carl X. ward aus ihr wieder gesalbt. — Als der h. Pabst Anastasius II. von der Taufe Clodowigs hörte, gab er ihm den Titel des allerchristlichsten Königs, weil er damals der einzige katholische Monarch war. Diesen Titel führen nach ihm alle französischen Könige, aber Clodowig machte ihm wenig Ehre.

Nach seiner Taufe verfolgte er schnell seinen Sieg über die Alemannen, und durchzog ihr mit Wäldern und Sümpfen bedecktes Land 9 Jahre lang, bis er dasselbe ganz unterworfen und gehörig vertheilt hatte.

Kaum war diese Arbeit abgethan, so lief ihm schon wieder etwas Neues in die Hände. Das schöne Burgund war's, nach welchem er schon lange lüstern gewesen war. König Godegisel wollte seinen Bruder Gundobald jetzt gern bei Seite haben, und lud ganz heimlich Clodowigen ein, unter dem Versprechen, nach abgemachter Sache brüderlich mit ihm zu theilen. Clodowig läßt sich's gefallen, und rückt dem Gundobald in's Land. Gundobald weiß nichts von dem Plane, und ruft (500) seinen Bruder Godegisel schnell zu Hülfe. Godegisel erscheint auch mit den Seinen, als es aber bei Dijon zur Schlacht kommt, geht er mit allen seinen Mannen zu den Franken über. Der erschrockene Gundobald flieht nach Avignon, Clodowig schließt ihn ein, und will ihn verderben. Von einem Burgunder läßt er sich aber doch bereden, den unseligen Handel

aufzugeben, und von den beiden Brüdern sich bloß der Lehnunterwürfigkeit und eines starken Tributs zu versichern. Der Vergleich wird abgeschlossen, und Clodowig zieht vergnügt ab. Kaum ist er fort, so überrumpelt Gundobald seinen treulosen Bruder Godegisel in Vienne, und läßt ihn in der Kirche ermorden. Man sieht, es ging damals im Frankenreiche, wie im griechischen Reiche.

Jetzt dachte Clodowig an die Westgothen, die er nicht länger diesseits der Pyrenäen dulden wollte. Sie waren Arianer. „Es thut mir in der Seele weh — sagte Clodowig zu seinen Franken — daß diese Ketzer da den schönsten Theil von Gallien besitzen. Lasset uns mit göttlicher Hülfe gehen, und ihnen ihr Land abnehmen.“ Ehe er Paris verließ, gelobte er, den Aposteln eine Kirche zu bauen an dem Orte, wo seine Streitart, die er mit aller Gewalt von sich warf, niederfallen würde, und als er durch Tours kam, versprach er nach glücklich beendigtem Zuge dem h. Martinus, der dort begraben liegt, sein Streitroß. Der Krieg (507) lief glücklich ab. Clodowig erlegte den westgothischen König Alarich mit eigener Hand, erbeutete dessen Schatz in seiner Residenz Toulouse, und eroberte alles Land bis an die Pyrenäen. Vielleicht hätte er das ganze westgothische Reich in Spanien dabei genommen, aber das verhinderte Theodorich der Große, der zur rechten Zeit jetzt als Vormund des westgothischen Kronprinzen einschritt. Clodowig ging indessen auch so vergnügt nach Hause, und entrichtete seine Gelübde. Aber sein Streitroß wollte er nun nicht gern missen, und er mußte es mit 200 Goldgulden lösen, denn so hoch taxirten die Geistlichen es, wobei Clodowig sagte: der h. Martinus ist gut in der Noth, aber theuer im Handel.

In Tours erschienen Gesandte des griechischen Kaisers an ihn, um ihm zu seinen Siegen Glück zu wünschen, und ihm die Freundschaftsversicherung ihres Herrn, einen königlichen Schmuck und den Titel eines römischen Patriciers und Consuls anzutragen. Solche Dinge hatten noch damals von der Römer

Zeiten her einen glänzenden Ruf, und die elenden Kaiser suchten sich damit bei weit mächtigeren Fürsten noch immer ein Ansehen zu geben. Auch Clodowig nahm alles dankbar an, und beschloß nun das zu thun, was zur würdigen Behauptung des Namens eines Frankenkönigs ihm noch übrig war, nämlich die Fürsten der kleinen fränkischen Nebenstämme, seine Vettern, die ihm bisher in allen seinen Kriegen Beistand geleistet hatten, alle wegzuräumen.

Der erste war Sigebert von Cöln, jetzt alt und lahm, der einen ungerathenen Sohn hatte. Diesen munterte Clodowig auf, seinen unnützen Vater zu ermorden, und der Unmensch that es, als sein Vater einmal schlief. Nun trat Clodowig als Bestrafer des Mörders auf, ließ den strafbaren Sohn wieder tödten, und vereinigte das Land der Ripuarier mit seinem Reiche.

Der zweite war Chararich. Dieses Fürsten bemächtigte er sich mit List, ließ ihm und dessen Sohne das Haar abschneiden, und beide zu Priestern weihen, bald nachher aber auch umbringen.

Der dritte war Ragnacher, der hatte zu Cambray seinen Sitz. Clodowig ließ dessen Diener durch goldene Gefäße — die aber nur vergoldet waren — bestechen, daß sie ihn und dessen Bruder überfallen und binden mußten, während er ihm mit Heeresmacht ins Land fiel. Beide Brüder wurden in diesem Zustande nach Paris geführt, und baten Clodowig um Gerechtigkeit. Er stellte sich entrüstet über den König, daß er sich von seinen Leuten habe binden lassen, und über den Bruder, daß er seinem Könige nicht besser Hülfe geleistet habe, und spaltete beiden mit seiner Streitaxt eigenhändig die Köpfe. Den falschen Dienern, die sich nun noch bei ihm über das unächte Gold beschwerten, sagte er, Verräther wären keines bessern Goldes werth.

Der vierte — doch man wird an diesen Proben genug haben. Wir bemerken nur noch, daß alle seine Vettern, die er auswittern konnte, ein ähnliches Schicksal hatten. Und dann stellte er sich in

der Versammlung seiner Hofleute oft noch traurig, daß er gar keine Verwandten mehr habe. Das schadete ihm aber in der Achtung seiner Unterthanen gar nicht, so roh war damals noch das christliche Frankenvolk; es kostete den Bischöfen unbeschreibliche Mühe, sie ihrer Wildheit zu entwöhnen.

Daß Clodowig ein Christ wurde, war für die Franken freilich ein bleibender Segen, der sich aber erst später recht offenbarte. Man rühmt auch noch von ihm, daß er dem in Trägheit versunkenen fränkischen Volke wieder einen starken Schwung gegeben habe. Allerdings, das thut jede kriegerische Regierung. Indessen hörte dieser Schwung doch bald wieder auf; aber Gottes Fürsehung waltete ganz besonders über diesem Volke, dem damals wirklich kein besseres Schicksal bevorzustehen schien, als den Türken und Mongolen.

§. 30.
Clodowigs Nachfolger.

Nach der elenden Sitte jener Zeiten theilte Clodowig sein großes Reich unter seine vier Söhne, und das war der sicherste Weg, Eifersucht und Mordgier unter den Brüdern zu wecken, und das Reich in unabsehbare Zerrüttung zu stürzen. Dietrich nahm seine Residenz zu Metz, Clodomir zu Orleans, Childebert zu Paris und Chlotar zu Soissons. Von hier aus suchte jeder sein Gebiet zu vergrößern, doch nicht auf Kosten seiner Brüder, denn sie waren wunderbar einig unter sich. Der eine überfiel die Gothen in Italien, die ihn als Freund erwarteten; ein anderer überrumpelte Burgund, und nicht zufrieden, den König dieses Landes gefangen bekommen zu haben, ließ er ihn mit seiner Gemahlinn und zwei Prinzen in einen Brunnen werfen. So kam auch Burgund zum Frankenreiche. — Der dritte wollte Thüringen erobern, und da er dessen Fürsten nicht mit Gewalt in seine Hände bekommen konnte, so ließ er ihn zu einer freundschaft=

lichen Unterredung nach Zülpich einladen, führte ihn auf die breite Stadtmauer, und während er hier oben das treuherzigste Gespräch mit ihm hielt, ließ er ihn durch einen Franken plötzlich hinabstürzen. Nun war Thüringen freilich sein. — Der vierte schmetterte seines Bruders zwei unmündige Kinder mit eigener Hand gegen eine Mauer, um ihr Erbtheil an sich reissen zu können. Derselbe ließ späterhin einen seiner eigenen Söhne, der sich gegen ihn empört hatte, mit Weib und Kindern in eine Hütte einschließen, und alle lebendig aufbrennen. O scheußliche Brüder!

Sie starben endlich alle ohne Erben, bis auf Chlotar, der sie auch überlebte, und nun auf kurze Zeit das Frankenreich wieder vereinigte.

Allein auch Chlotar hatte wieder vier Söhne, Charibert, Guntram, Chilperich und Sigebert. Also erfolgte 561 abermals eine vierfache Zerstückelung: Gräuelthaten geschahen, so unmenschlich, daß man an der Natur irre wird, und so zahlreich, daß gleichzeitige Geschichtschreiber sagen, es sey nicht möglich, das ermüdende Register derselben auch nur zur Hälfte aufzusetzen, und der jüngste Tag müsse wo nahe seyn. Gatten gegen Gatten, Brüder gegen Geschwister, Mütter gegen ihre Kinder wüthen mit Dolch und Streitart; das Reich kommt darüber in Verfall, und die Sitten des Volkes verwildern bis zur Unmenschlichkeit. Endlich nach langen Bruderkriegen, in denen Dolch und Schwert gebührend aufgeräumt haben, vereinigt sich das Reich zum dritten male unter Chilperichs Sohn Chlotar II., und wird seitdem nicht wieder zerrissen.

§. 31.

Brunehild und Fredegunde.

Zwei Frauen deren Charakterschilderung uns zu einem Sittengemälde jener Zeit dienen mag — denn ganz kann ich meinen Lesern den Schauder nicht ersparen, mit welchem die weitläufigeren Berichte der Geschichtschreiber jener Periode jeden Leser erfüllen.

Sigebert und Chilperich, Chlotars Söhne, die eben genannt sind, heiratheten zwei schöne und kluge Schwestern, Töchter des westgothischen Königs. Sigebert liebte seine Gemahlinn Brunehild (die braune Holde) herzlich, aber Chilperich verachtete seine Gailesvinth bald, die denn eines Morgens todt im Bette gefunden wurde. Der Verdacht fiel auf eine gemeine Frankinn, Namens Fredegunde, aber Fredegunde stolzirte bald selbst als Königinn einher.

Daß Brunehild der Mörderinn ihrer Schwester nicht gut seyn konnte, war natürlich. Fredegunde wußte das recht gut, und als sie einmal eine Gelegenheit fand, ließ sie ihrer Feindinn Brunehild dafür ihren Mann durch erkaufte Meuchelmörder umbringen. Um ganz freie Hände zu haben, mordete sie auch bald ihren eigenen Mann Chilperich. Nun standen beide Weiber feindselig einander gegenüber, denn jede riß die Regierung an sich, als Vormünderinn ihrer minderjährigen Kinder.

Fredegunde in Soissons war die ärgste Tyranninn. Hohe und Niedere, auf welche sie einen Haß geworfen hatte, ließ sie martern, und dann tödten, Priester am Altare, Edle in ihren Häusern; ja einmal ließ sie zu Tournay eine große Gesellschaft vornehmer Franken köstlich bewirthen, und als sie satt gegessen und getrunken hatten, kamen die Scharfrichter in den Saal, und machten alle vor ihren Augen nieder. Mit Henkern und Marterwerkzeugen war sie immer umgeben. Mit ihrer erwachsenen Stieftochter Rigunthis lebte sie in unaufhörlichem Hader, ja sie schlug dieselbe fast täglich mit Fäusten. Einmal nach solch einem Auftritte war die Stiefmutter plötzlich wie verwandelt. „Wir wollen uns aus einander setzen, liebe Tochter — sprach sie freundlich — komm, nimm deines Vaters hinterlassene Schätze, und geh mit ihnen, wohin dir's gefällt." Sie führte das Mädchen zu einem großen Koffer, hob den Deckel auf, lehnte ihn an die Wand, und beugte sich dann hinüber, die Sachen aus der tiefen Kiste zu langen. „Ei — sprach sie nach einer

Weile — besser, du suchest dir selbst aus, mir wird das Bücken sauer." Kaum hatte das Kind seinen Kopf hineingesteckt, als die Rabenmutter den schweren Kofferdeckel auf sie fallen ließ. Ihr entsetzliches Geschrei zog zum Glück noch schnell genug Helfer herbei, daß sie noch das Leben behielt; aber wie war sie zugerichtet! Die Augen standen ihr weit aus dem Kopfe hervor.

Und diese Unholdinn starb dennoch eines natürlichen Todes auf dem Bette, und — was sonderbar ist — sie war bei ihrem Volke weit weniger verhaßt, als Brunehild, die doch weit weniger Gräuelthaten verübt hatte.

Brunehild hatte einen Sohn Childebert; als dieser aber eben mündig war, starb er auch schon. Im Namen seiner beiden jungen Söhne nahm sie als Großmutter abermals die Regierung an. Als diese heranwuchsen, schlug der eine den andern todt, zu der Großmutter Freude, und der Mörder kam auch bald um, hinterließ aber schon wieder vier Söhne, und diese Urenkel erlebte Brunehild noch. Jetzt 80 Jahr alt, wollte sie zum dritten male die Regentinn spielen. Aber diese Herrschsucht, so wie die Einführung ausländischer Minister verdroß ihr Volk aufs höchste, und dies bot Fredegundens Sohne, Chlotar dem Zweiten, das Reich an, der bei dieser Gelegenheit, wie schon gesagt ist, das ganze Frankenreich wieder vereinigte. Was konnte Brunehild von dem Sohne ihrer Erzfeindinn aber wohl Gutes erwarten? Sie floh nach Worms. Hier holten die Verfolger sie ein, und Chlotar ließ ihre Urenkel ermorden, dann die alte Frau — seine Tante — drei Tage lang foltern, darnach auf ein Kameel setzen, sie im ganzen Heere zur Schau herumführen, zuletzt sie mit einem Arme und einem Beine an den Schweif eines wilden Pferdes binden, und sie zu Tode schleifen.

Hier lege ich die Feder nieder. Kein Wort mehr von fränkischer Grausamkeit! Damit man aber nicht glaube, daß solches nur Thaten einzelner Unmenschen gewesen füge ich noch hinzu, daß es Geist

der Zeit war, daß Fürsten, und selbst aus dem rohen Frankenvolke Priester, sich dergleichen Unthaten ohne Bedenken erlaubten, daß bei ihnen, wie bei gemeinen Leuten, Unzucht, Raub, Mord und Treulosigkeit ganz natürliche Dinge waren, und der fromme Bischof Gregorius von Tours, der die Geschichte dieser Zeit beschrieben hat, aus der allgemeinen Sittenlosigkeit das nahe Ende der Welt mit der festesten Zuversicht behauptet. Rechnen wir diese Unsittlichkeit nur kühn unter die Verfolgungen, welche die christliche Religion erlitten hat, und preisen wir den Herrn, der auch in diesem Sturme seine Kirche schützte! Ich werde künftig noch mehr dieser Art erzählen müssen. Jetzt etwas Schöneres, das uns nach den fränkischen Gräuelscenen zur Erquickung dienen mag!

§. 32.

Die h. Genovefa.

(421—511.)

Zu Clodowigs Zeit glänzte unter dem Frankenvolke ein besonderes Tugendmuster, die h. Genovefa. Sie war geboren zu Nanterre nahe bei Paris. Als der h. Bischof Germanus von Auxerre (von den Franzosen St. Germain l'Auxerrois genannt), auch ein Licht in dieser finstern Zeit, einmal durch jenen Flecken kam, bemerkte er an Genovefa etwas Ausserordentliches, und ermahnte sie, sich den gottgeweihten Jungfrauen zuzugesellen.

Von nun an war die h. Genovefa ein Muster der Reinigkeit und der Abtödtung, mit Arbeiten und Fasten verband sie das beständige Gebet. Verläumdungen ertrug sie mit Geduld, bis Gott ihre Unschuld an den Tag brachte.

Als der schreckliche Attila sich der Stadt Paris näherte, ermahnte sie die Bürger zur Buße und zum Gebet, und dann weissagte sie, die Hunnen würden Paris nicht erreichen, welches auch erfüllt ward.

In so großem Ansehen stand die Heilige, daß man von allen Seiten herbeikam, sie um ihr Gebet zu bitten. Sie veranlaßte den Bau der Kirche zu St. Denis zur Ehre des h. Dionysius und seiner Genossen, welche zu Paris das Evangelium gegründet haben.

Zur Zeit einer Hungersnoth unternahm die h. Genovefa große Reisen und führte den Parisern Lebensmittel zu.

Sie starb, 90 Jahr alt, in demselben Jahre mit dem Könige Clodowig, und wurde neben diesem Könige in der Kirche der Apostel Petrus und Paulus begraben. Paris erwählte sie zur Patroninn, und gab der Kirche, in welcher ihre Reliquien ruhen, nachher den Namen Genovefakirche. Diese Kirche ist auch in der neuesten Zeit merkwürdig geworden.

§. 33.

Das Lehenwesen.

Als die Franken von Gallien Besitz nahmen, erhielt jeder freie Mann ein eigenthümliches Grundstück zum erblichen Besitze, ein Allode, wie man es hieß, das er von seinen Leibeigenen anbauen ließ, von dessen Ertrage er sich nährte. Er selbst zog lieber in den Krieg, und tummelte sich im Gefolge des Königs oder irgend eines mächtigen königlichen Beamten umher. Die allgemeine Gewaltthätigkeit aber, daß jeder seinem Nachbar ungestraft sein Eigenthum wegnahm, wenn er nur Macht dazu hatte, bewirkte bald, daß der freie Mann sein Allodialgut lieber dem zunächst gelegenen Fürsten oder auch dem Könige selbst abtrat, sich in dessen kriegerisches Gefolge aufnehmen ließ, und sich nur einen sichern Unterhalt vorbehielt. So wurden der König und die Fürsten die Obereigenthümer aller Güter, die Besitzer hatten ihre Ländereien nur als ein Lehngut, und hießen Vasallen ihres Lehnsherrn.

Die Könige und die ihnen verwandten Fürsten waren daher immer mit einem zahlreichen Hofstaate

von Vasallen umringt, denen sie ihren Schutz angedeihen ließen, und die ihnen im Kriege gleichfalls auf den ersten Wink mit ihren bewaffneten Leibeigenen zu Gebote standen. Hatten die Könige nicht Vasallen genug, so erwarben sie solche, indem sie nach Sitte des griechischen Kaiserhofes allerlei Hofämter einführten, die von Küche und Keller, von Essenauftragen und Weineinschenken u. d. gl. benannt waren. So entstanden die Truchsesse, die Mundschenken, die Kämmerer, die Kellermeister, Stallmeister, Forstmeister. Die Oberanführer der Heere wurden Herzoge genannt; die ein Richteramt verwalteten, hießen Grafen, d. h. Graue (nach alter Schreibart Grawen), von ihren grauen Häuptern, denn nur alte Männer wurden zu Richtern bestellt. Der Gerichtsbezirk hieß eine Grafschaft. Lag diese an der Gränze oder Mark, so war sie eine Markgrafschaft; befand sich in ihr eine königliche Burg oder Pfalz (palatium), so nannte man sie eine Pfalzgrafschaft.

Mit solchen Würden belehnte der König nun seine Treuen, und besoldete sie nicht mit Geld, sondern gab ihnen die Nutznießung irgend eines königlichen Eigenthums, einer Jagd, eines Zolles, einer Mühle, einer Fischerei; die höheren Beamten, als Herzoge und Grafen, erhielten wohl einen großen Bezirk Ländereien zum Lehngute. Die Bischöfe, Aebte und andere hohe Geistlichen wurden häufig von den Königen zum weltlichen Richteramte bestellt; weil sie unter den Franken fast die einzigen waren, welche lesen und schreiben konnten, so waren sie am tauglichsten dazu. Darum wurden auch sie, gleich den weltlichen Personen, von den Königen mit Kammergütern, gräflichen und fürstlichen Würden belehnt, und das Symbol der Belehnung war die Investitur (Bekleidung) mit dem bischöflichen Ringe und Stabe. Dies hat in der Folge viel Unheil hervorgebracht. Die Belehnung weltlicher Personen geschah mit dem Scepter.

Starb der Vasall, so fiel seine Würde und das mit ihr verbundene Lehngut augenblicklich an den Kö-

nig zurück. Frau und Kinder mochten sehen, wo sie blieben, doch belehnte der König oft auch den ältesten Sohn des Verstorbenen mit dem Lehngute und der Würde des Vaters, wenn derselbe demüthig darum ansuchte, und ein tüchtiger Mann war; doch konnte der König auch einen ganz fremden Vasallen einsetzen. Auch konnte er einen Vasallen noch bei Lebzeiten seiner Güter entsetzen, wenn derselbe seine Pflichten nicht erfüllte.

Aber was fingen die großen Vasallen mit so weitläufigen Besitzungen an? Sie vertheilten sie stückweise wieder an freie Leute, die sich dafür wieder zu allerhand Diensten, besonders im Kriege, verpflichteten. Sie hießen Freiherren, und bildeten den untern Adel. Der eine bekam eine ganze Dorfschaft, der andere einen Forst, eine Jagdgerechtigkeit u. s. w., die er oft wieder nur an seine leibeigenen Bauern austheilte, indeß er selbst als Ritter lieber seinem Herzoge oder Grafen ins Kriegsgetümmel nachzog. Mancher lustige Lehnsherr verlangte von seinen leibeigenen Bauern statt aller Abgaben oft nur einen possierlichen Dienst, z. B. der Inhaber eines Gutes mußte sich alle Jahre an einem bestimmten Tage in der Burg des Gutsherrn einfinden, und einen Sperling an einem Bindfaden mitbringen, oder sich auf den Kopf stellen, die Beine in die Höhe recken, die Backen aufblasen, oder eine Nacht auf einem Baume zubringen. Ein ehemaliges Nonnenkloster nicht weit von der Lippe in Westfalen hatte einen eigenbehörigen Bauer, der gehalten war, alle Jahre auf einem Wagen ein Ei vorzufahren, und die Aebtissinn bewillkommte ihn mit einem hölzernen Bierkruge, der mit Kuhfladen beschmiert seyn mußte.

So war im Mittelalter fast alles Lehen, einen freien Bürgerstand kannte man gar nicht. Dies hatte sein Gutes und sein Böses. In so unruhigen Zeiten, wo Regierung und Gesetze kraftlos waren, hielt die Lehnverfassung das Volk noch am sichersten zusammen. Die Könige konnten zu jeder Zeit schnell ein Heer ins Feld stellen, wenn sie nur ihre Vasal-

len, und diese wieder ihre Leute aufboten. Aber auch beschränkter an Macht waren die Könige, indem sie sich in manchen Stücken nach ihren mächtigen Vasallen bequemen mußten. Manche Herzoge und Grafen, so wie manche Ritter, brauchten ihre Leute oft zu Befehdungen ihrer Nachbarn, zuweilen war das ganze Land ein Kriegsschauplatz, und der König hatte nicht die Macht, ihnen zu wehren. Ja, endlich machten die Vasallen ihre Lehngüter auf ihre Familien erblich, achteten des Landesherrn nicht mehr, und übten selbst die Landeshoheit in ihrem Gebiete. Auf diese Weise sind alle jetzt regierenden Königs- und Fürstenhäuser in Deutschland entstanden; nur in einigen Ländern, z. B. in Frankreich, sind die Könige so glücklich gewesen, die Lehngüter wieder an die Krone zu bringen. Spuren des Lehnwesens sind noch in ganz Europa, Rußland und die Türkei ausgenommen.

§. 34.

Die Ordalien.

Daß es nöthig sey, das wilde Volk durch Gesetze und obrigkeitliche Strafen im Zaum zu halten, sahen die fränkischen Könige früh ein. Wir finden daher schon uralte Gesetze bei ihnen, die salischen Gesetze genannt, die Clodowig sammeln ließ, und regelmäßige Gerichtstage, unter andern die Märzfelder genannt, zu denen sich das Volk unter freiem Himmel versammelte. Der König selbst war Richter, in den Gauen aber die Grafen oder auch die Herzoge, und die Processe waren bald abgethan. Denn in den salischen Gesetzen war genau ausgemacht, wie viel ein abgehauener Finger, ein Hieb, der einen blauen Fleck hinterlassen, oder Blut hervorgebracht, oder den Knochen gebrochen hatte — ferner, wie viel eine gequetschte Nase, eine abgerissene Lippe, ein weggehauenes Ohr, ein ausgestoßener Zahn kosten solle. Der Mord eines freien Franken wurde mit 200 Schillingen, eines Bauers mit 35, die Entwendung eines Pferdes aber mit 45

Schillingen gebüßt, denn ein Bauer galt weniger in der Taxe, als ein Pferd. Die meisten Verbrechen konnten mit Geld bestraft werden, Todesstrafen kamen später vor. Selten aber klagte der Franke es dem Richter, wenn ihm jemand Unrecht gethan hatte: er strafte seinen Beleidiger lieber selbst ab, das brachte das Faustrecht mit sich. Ja, hatte jemand ihm seinen Vater oder Bruder erschlagen, so durfte er nicht ruhen, bis er den Mörder wieder getödtet, und so seinen ermordeten Verwandten gerächt hatte. Wer das nicht that, sondern nach der christlichen Vorschrift dem Mörder verzieh, der war unehrlich. Diese grausame Sitte der Blutrache hatten ja auch die Heiden des Alterthums.

Wurde ein Verbrecher aber wirklich vor den Richter gebracht, so war dieser eben nicht sehr gewandt, denselben zum Geständnisse zu bringen. In unsern Tagen wird der Missethäter so lange hin und her gefragt, bis er selbst sich in seinen Antworten verwickelt, und sich widerspricht. Das verstanden aber die Richter der Franken nicht. Sie fragten den Beklagten zweimal, dreimal, ob er die That begangen habe; sagte dieser nun immer: Nein! so war der Richter Weisheit zu Ende, und man ließ — Gott entscheiden, denn dieser — meinte man — würde einen Unschuldigen hier nicht im Stiche lassen. Der Beklagte mußte irgend etwas Gefährliches zur Probe unternehmen; bestand er diese Probe, so ward er für unschuldig erklärt, sonst für schuldig. Solche Proben hießen Ordalien, d. h. Gottesurtheile, weil man dachte, Gott stände demjenigen, der Recht hätte, in diesen Proben bei.

Eine von diesen Proben war der Zweikampf. Kläger und Beklagter mußten sich darum schlagen, wer Recht habe, und der Sieger hatte den Proceß gewonnen. Daraus sind die schändlichen Duelle entstanden.

Für Frauen galt die Feuerprobe zur Bewährung ihrer Unschuld. Die angeklagte Person mußte mit bloßen Füßen über eine hingelegte glühende Eisenplatte gehen, oder ein glühendes Stück Eisen 4

Schritte weit in den bloßen Händen tragen, oder mit einem wächsernen Hemde bekleidet durch ein Feuer gehen, welches die Probe des wächsernen Hemdes hieß. Auch mußte sie wohl den aufgestreiften Arm in einen Kessel siedenden Wassers tauchen, und einen darin liegenden Ring herausholen, welches die Kesselfange hieß. Das wunde Glied wurde dann von einer Gerichtsperson verbunden, und auf das Verband ein Siegel gesetzt. Nach 3 Tagen ließ der Richter das Verband abnehmen; war dann schon die Heilung begonnen, so galt die Person für unschuldig.

Personen, die der Hexerei beschuldigt waren, mußten die Wasserprobe bestehen. Sie wurden krumm zusammen gebunden auf einen Fluß oder Teich gelegt. Schwammen sie oben, so waren sie Hexen, und wurden lebendig verbrennt; sanken sie unter, so sprach man sie frei, und zog sie schnell wieder aus dem Wasser. Auch das Hexenwägen war üblich: verdächtige Personen wurden gewägt, und waren sie ungewöhnlich leicht, so hießen sie schuldig.

Die Kreuzprobe ward in der Kirche vorgenommen. Ein Priester hielt eine Messe, während welcher Kläger und Beklagter mit ausgestreckten Armen beten mußten, welches man im Kreuz beten nennt. Wessen Arm zuerst vor Müdigkeit sank, der hatte den Proceß verloren.

Der geweihete Bissen war ein Stückchen Brod, welches mit vielen Verwünschungen für den Schuldigen eingesegnet wurde. Dann mußte der Angeklagte den Bissen essen; wurde er darauf nicht krank, so war er unschuldig.

Das Bahrrecht brauchte man gegen Personen, die des Mordens verdächtig waren. Man legte den Ermordeten auf eine Bahre, und der Angeklagte mußte dessen Wunde berühren. Regte der Ermordete sich, kam Blut aus der Wunde, oder trat ihm Schaum vor den Mund, so war der Angeklagte schuldig.

Daß solche Proben nichts anderes waren, als Gott versuchen, sieht man ohne mein Erinnern wohl

ein. Auch soll es bei ihnen nicht immer ehrlich zugegangen seyn, und vergebens eiferten weise Könige, besonders aber die Kirche, gegen den schändlichen Frevel. Ueber 500 Jahre behaupteten sich die Ordalien, und erst die allgemeine Einführung des kanonischen (kirchlichen) Rechtes schwächte ihr Ansehen im 13ten und 14ten Jahrhundert.

§. 35.

Fortschritte des Christenthums im Frankenreiche.

(600—750.)

Rührend ist es zu sehen, wie mitten im kriegerischen Gewühle einzelne fromme Mönche mit dem Kreuze in der Hand von einem Orte zum andern pilgern, und bald an der Heerstraße, bald im einsamen Walde eine Klausnerhütte und ein Kirchlein errichten, um die Leute mit dem Evangelium bekannt zu machen. Die Bischöfe von Cöln, Trier, Noyon, Tongern . . . sendeten Bekehrer in Menge unter die noch heidnischen Nordfranken. Der h. Amandus hat Flandern zum Christenthume gebracht, Remaclus die Klöster Stablo und Malmedy bei Aachen gegründet, und der h. Lambertus, Bischof von Mastricht, ging selbst als Glaubensprediger aus. Er ward 707 erschlagen, und die auf dem Mordplatze ihm zu Ehren erbaute prächtige Kirche gab der Stadt Lüttich den Ursprung, wo sonst nur ein Meierhof stand. Im Baierlande predigte der h. Emmeranus; der h. Kilianus errichtete einen Bischofssitz zu Würzburg, der h. Willibaldus zu Eichstädt, der h. Corbianus zu Freisingen, der h. Rupertus zu Salzburg. Die meisten starben des Märtyrertodes.

In England blüheten damals zahlreiche Klöster, aus denen mancher apostolische Arbeiter in das Land der Friesen und Sachsen ging, um das alte Mutterland einmal vom Heidenthum abzubringen. Die Sprachverwandtschaft machte den Engländern dies

Geschäft leichter, als es den fränkischen Glaubenspredigern war. Der h. Egbertus, ein englischer Abt, sendete 690 zehn Mönche auf einmal nach Deutschland hinüber, unter denen besonders Swibertus und Willibrordus ausgezeichnet waren. Swibertus predigte zwischen der Ems und Lippe, Willibrordus an der Mündung des Rheins, also in Holland, und sie fanden noch wenig Eingang bei den Friesen und Sachsen. Beide waren Reisebischöfe, und erst im Alter nahmen sie feste Sitze. Willibrordus baute eine bischöfliche Kirche an dem Orte, wo jetzt Utrecht liegt. Die Norddeutschen waren abgesagte Feinde des Christenthums, anfangs, weil es die Religion ihrer Feinde, der Römer, geworden war. Darum mochten sie auch nun die Franken, ihre ehemaligen Landsleute, nicht mehr leiden, weil sie seit Clodowig Christen waren, und machten unaufhörlich Streifzüge über den Rhein. Kam ein christlicher Missionar in ihre Gauen, so ruheten sie nicht, bis sie ihn ermordet hatten. Swibertus und Willibrordus zogen sich gezwungen zurück, zwei andere aber endigten so nicht. Es waren die beiden Ewalde, zwei Brüder aus England. Sie kamen auch in das Land der Sachsen, und wünschten vor ihren Herzog geführt zu werden, weil sie ihm Sachen von Wichtigkeit mitzutheilen hätten. Ein Sachse nahm sie auf, und bemerkte, daß sie des Nachts einem ihm fremden Gotte Lieder anstimmten. Da merkte er, daß sie christliche Geistlichen waren, und rief am andern Morgen seine Nachbarn zusammen. Diese, alle eifrige Verehrer Wodans, machten beide nieder, und zwar den einen, den sie für den gefährlichsten hielten, durch langsame Ablösung der Glieder. Der Ort ihres Martertodes ist ungewiß: Dortmund im Märkischen und Laer im Münsterischen werden dafür ausgegeben. Bei Laer steht auf dem Heiligenfelde die Ewaldenkapelle.

§. 36.

Der Apostel der Deutschen.

(Predigte 715—755.)

Nun kam zu den Deutschen ein schlichter Missionar, der sein ganzes Leben damit zubrachte, daß er Heiden taufte, und Klöster stiftete — Winfridus, ein Mönch aus England, nachher Bonifacius genannt, der Apostel der Deutschen.

Er fühlte sich innerlich berufen, die Ruhe und Gemächlichkeit des Klosters mit den Gefahren der Mission zu vertauschen, und fing sein Geschäft 715 bei den Friesen an, als Gehülfe des h. Willibrordus. Aber bei dem störrischen Volke konnte er wenig ausrichten. Er reisete deswegen nach Rom, um sich vom Oberhaupte der Kirche selbst Empfehlungsschreiben an die deutschen Volkshäupter, die schon Christen waren, und besiegelte Vollmachten um der Bischöfe Süddeutschlands willen zu holen, die ihm unendliche Schwierigkeiten in den Weg legten, indem sie ihn als einen unbefugten Störer ihrer Rechte haßten. Männer, die sich Geistliche nannten, mitunter aber so unwissende Barbaren waren, daß sie in nomine Patria et filia et Spiritua sancta tauften, unterschieden sich von Laien durch nichts, als durch Kleidung und Tonsur. Sie jagten und fischten, und zogen in den Krieg. In der Kirche hielten sie die Messe, und unter den heiligen Eichen opferten sie Pferdefleisch, wie jeder es haben wollte. Die christlichen Franken verkauften noch ihre Sclaven den heidnischen Sachsen, welche dieselben schlachteten.

Nachdem Winfridus vom Pabste mit der ausgedehntesten Vollmacht und mit den dringendsten Empfehlungen an alle christlichen Herren Deutschlands versehen war, und am Grabe der Apostel Petrus und Paulus seinen Vorsatz erneuert hatte, den Namen Jesu vor die Fürsten und Völker zu bringen, trat er unter dem Namen Bonifacius als Reisebischof sein Amt an. Er predigte in Baiern, Thüringen

und Friesland, ging dann abermals nach Rom, von seinen Arbeiten Bericht abzustatten, und ward vom Pabste zum Erzbischofe der zerstreuten deutschen Kirchen und zum Vicarius des apostolischen Stuhles ernannt, wie auch mit dem Pallium geziert. Dies Pallium, ein Ehrenschmuck der Erzbischöfe, ist eine weisse wollene Bekleidung, von welcher ein Theil über den Rücken, der andere über die Brust hängt, und auf welche vier rothe Kreuze gestickt sind. Es berechtigt den Erzbischof, in einzelnen Fällen des Pabstes Stelle zu vertreten.

Jetzt wendete Bonifacius sich an den Baiernherzog Odilo, und bewegte ihn, die Kirchen Baierns in vier Diöcesen abzutheilen, Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau. Das Jahr darauf (740) errichtete er einen neuen bischöflichen Sitz zu Neuburg an der Donau, der nachher mit Augsburg vereinigt ist. Hierauf ging er nach Franken, und vertheilte sämmtliche christliche Ortschaften unter die Aufsicht der beiden Bischöfe in Würzburg und Eichstädt, zweien Colonien, die damals noch kaum Dörfern ähnlich sahen. Noch schlimmer war es in Thüringen und Hessen bestellt, denn in beiden Ländern war kaum eine haltbare Ortschaft zu finden, wo ein dauernder Bischofssitz angelegt werden konnte: so zerstreut lebten damals diese Völker noch. Endlich ward in Erfurt und in Buraburg (bei Fritzlar) ein Haus für einen Bischof erbauet; indessen da bald die Bauern, die sich unlängst da angesiedelt hatten, ihre elenden Hütten wieder verließen, so gingen auch diese Bisthümer wieder ein. Um in Fulda, wo Bonifacius ein Kloster baute, nicht auch über kurz oder lang verlassen zu sitzen, bevölkerte er diese neue Anlage mit Benedictinern, die er aus England herüberlud, und aus denen er eine treffliche Pflanzschule von Bischöfen und Priestern bildete. So sauer ließ sich's der h. Bonifacius in unserm rauhen Vaterlande werden, die störrischen Krieger und Jäger zu zähmen, und sie zu sanften Christen zu erziehen.

Die deutschen Herzoge unterstützten ihn kräftig

mit ihrem weltlichen Arme. Daß er sich bei diesen so beliebt machte, war eine Wirkung des ihm eigenthümlichen Talents und seines redlichen und für die Versittlichung und Aufklärung der Menschen eifrig bemühten Gemüths. Und so verdankt ihm Deutschland unbeschreiblich viel Gutes. Er machte das Christenthum erst recht bleibend unter unsern Vorfahren, gewöhnte sie zu mildern Sitten, schaffte das Essen des Pferdefleisches ab, und machte die Schreibkunst überall bekannter. Er führte jährliche Versammlungen ein, in denen Fürsten und Geistliche sich für das Wohl der Völker beriethen, und sammelte die zerstreut wohnenden Männer in eine Gemeinheit durch Vertheilung in Diöcesen, deren Bischöfe er nicht mehr ihrer Rohheit überließ, indem er sie alle vom Pabste noch abhängiger machte.

Endlich (745) wählte er Mainz zu seinem beständigen Sitze, wo der Pabst ihm das Erzbisthum übertrug, und führte von dort aus die Aufsicht über alle fränkischen Bisthümer, sogar zu Rouen, Rheims und Sens, über welche ihm der Pabst den Primat ertheilt hatte. Aber das ruhige Leben war durchaus nicht für ihn. Acht Jahre hielt er's aus, dann überließ er die Stelle einem andern, und ging wieder auf die Mission zu den Friesen. Hier fand er seinen Tod. Er ward bei Dokkum von den Heiden erschlagen, als er eben den jungen Christen die h. Firmung ertheilen wollte. Sein Grab ist zu Fulda.

§. 37.

Die Majordomen.

Unter den schlechten Regierungen schlechter Könige rissen im Frankenreiche die Majores domus oder Haushofmeister fast alle Herrschaft allein an sich. Besonders geschah das, seitdem diese Würde dem tapfern und klugen Herzoge Pipin Herstall übertragen war. Dieser hob das schon sinkende Reich mit Macht wieder empor, schlug rings die Widersacher desselben zurück, und der schwache König hatte

von seiner Würde fast nichts mehr, als den Namen, ließ sich auch nur zweimal im Jahre von seinen Unterthanen sehen, im Frühlinge und Herbste, wenn er das öffentliche Gericht hielt.

Pipin Herstall's Tochter war die h. Gertrudis, die schon als Kind ein Muster der Tugend war. Als ihr Vater starb, und ihre Mutter Itta in ein Nonnenkloster trat, nahm auch ihre junge Tochter den Schleier, und wurde gleich Oberinn. Abtödtungen aller Art, Gebet, niedrige Dienstleistungen im Kloster, Sanftmuth gegen zanksüchtige Ordensschwestern, seltene Kenntniß der h. Schrift zierten sie im Orden. Sie ließ gelehrte Männer von Rom kommen, ihre Klosterbibliothek zu ordnen und durch Abschreiben wichtiger Bücher zu vermehren; sie selbst enthüllte schwere Stellen der h. Schrift den größten Theologen ihrer Zeit. Wegen ihrer hohen Geburt glänzte ihr Beispiel im Frankenreiche um so herrlicher, aber sie wurde früh vollendet: die h. Gertrudis starb schon 33 Jahr alt, zu Nivelles in Brabant.

Wunderbar ist es, daß aus dem Hause Pipin Herstall's drei Geschlechter entsprossen, deren folgendes immer kräftiger und edler war, als das vorhergehende. Pipins Sohn, der 714 die Würde des Majordomus erbte, hieß Karl Martell, dessen wir bereits erwähnt haben. Er spannte die Nerven seiner Nation noch höher; unter ihm schlugen seine Franken die Araber bei Poitiers, demüthigten die Friesen, brachten die Allemannen und Baiern wieder zur Lehnsunterwürfigkeit zurück, und retteten die Thüringer aus den Händen der Sachsen, unserer lieben Vorfahren, die noch die wildesten Heiden waren. Während einer 27jährigen Regierung traf er auch im Innern so viele gute Einrichtungen, daß er seinem Sohne Pipin dem Kleinen 741 den Staat wie neugeschaffen hinterlassen konnte. Dieser hieß der Kleine von seiner unansehnlichen Statur, aber in dem kleinen Körper wohnte so viel Muskelkraft, daß er einmal bei einer Thierhetze einem Löwen, welcher einem Büffel auf dem Nacken saß,

durch einen einzigen Hieb mit solcher Gewalt den Kopf absäbelte, daß das Schwert noch tief in den Nacken des Büffels fuhr.

§. 38.

Der Haushofmeister wird König.

(752.)

Karl Martell dachte schon daran, seine Familie auf den Königsthron zu heben; allein er fand in dem Charakter der Franken, die eine religiöse Ehrfurcht gegen ihr angestammtes, wenn auch kraftloses, Königshaus hegten, einen unüberwindlichen Widerstand. Als 737 der König starb, ließ der Majordom 4 Jahre lang den Thron unbesetzt, in der Hoffnung, gebeten zu werden, er möchte ihn selbst besteigen. Allein die Franken murrten zu laut, und es mußte endlich wieder ein König aus Clodowigs Stamme, Childerich III. ausgerufen werden.

Da aber auch dieser König nur ein Schatten war, und der Majordom Pipin der Kleine Wunder der Tapferkeit und der Herrscherkunst verrichtete, so schien es, als möchte ein zweiter Versuch weniger Schwierigkeit finden, wofern man das Volk nur durch eine hohe geistliche Auctorität gewinnen könnte; denn an der Religion und an den Kirchenvorstehern hingen seit Clodowig die Franken ungemein fest. Pipin schickte also eine Gesandtschaft nach Rom an den Pabst Zacharias, und ließ diesen fragen, wer die königliche Würde verdiene, der allein die sauern Geschäfte des Königs besorge, oder der, welcher zwar den Titel führe, aber der Herrschaft gar nicht gewachsen sey. Der Pabst entschied für den erstern, nicht, als wenn er hätte Kronen geben und nehmen können — das fiel ihm nicht ein — sondern er wollte nur sein Gutachten geben, da man ihn einmal um seine Meinung gefragt hatte. Auf eine Frage gehört eine Antwort. — Pipin legte den Brief des Pabstes den Großen des Reiches auf einer Versammlung zu Soissons vor, die letzte Bedenklichkeit der Franken

schwand, Pipin der Kleine ward zum Könige der Franken ausgerufen, von dem päbstlichen Stellvertreter feierlich gesalbt und gekrönt, und der schwache König Childerich III. in ein Kloster geschickt, womit derselbe auch wohl zufrieden war.

Diese merkwürdige Erhebung des Majordom zum Könige der Franken geschah im J. 752. Das Haus der Merovinger (von Merovåus, einem Ahnherrn Clodowigs, benannt) ging jetzt aus, und Pipin der Kleine eröffnet die Regentenfamilie der Karolinger, die bis 911 das Reich der Franken beherrscht hat.

§. 39.

Der Pabst erhält ein Ländergebiet.

(754.)

Schon lange bedrängten die Longobarden das Gebiet von Rom. Die Römer verabscheuten das Barbarenjoch ärger, als den Tod, und wendeten sich, um Hülfe bittend, an ihren Landesherrn nach Constantinopel. Aber der griechische Kaiser war viel zu schwach, seine Provinz zu vertheidigen. Nun sandte Pabst Stephanus III. 20 Priester zum Longobardenkönige, welche auf ihren Knien baten, er möchte der ehrwürdigen Stadt schonen. Da auch dieses nichts fruchtete, machte der Pabst sich selbst auf die Reise nach dem Frankenlande, und ersuchte den König Pipin um schnelle Hülfe gegen die Feinde Roms.

Dieser Besuch des heiligen Vaters (753) erregte im ganzen Frankenlande eine unbeschreibliche Freude. Man schätzte sich glücklich, das Antlitz des Statthalters Christi auf dem vaterländischen Boden zu erblicken, und wußte nicht, welche Ehre man dem hohen Gaste anthun sollte. Pipin schickte ihm seinen Sohn Karl 30 Meilen weit entgegen, an der Mosel aber, wo er seinen Hof hielt, empfing er ihn selbst, in Gegenwart der Königinn und der Großen seines Reiches. Der Pabst erschien, als Flehender,

nach Sitte mit Asche in dem silberweißen Haare, aber Pipin fiel vor ihm nieder, und hielt ihm nachher immer den Steigbügel, so oft er sich zu Pferde setzen wollte. Paris empfing den Pabst mit dem lautesten Jubel; in der Abteikirche zu St. Denis salbte er Pipin noch einmal mit eigenen Händen zum Könige, wie auch dessen Prinzen Karl und Karlmann zu folgenden Königen.

Mit dem anbrechenden Frühlinge 754 rückte ein gewaltiges Frankenheer über die Alpen in die Lombardei, kehrte aber bald wieder um, da die Longobarden dem Pabste alle Genugthuung versprachen. Sie hielten aber schlecht ihr Wort. Pipin zieht zum zweiten male über die Alpen, schlägt die Longobarden gänzlich, und zwingt sie, alles wieder herauszugeben, was sie den Römern entrissen haben. Die eroberten Landschaften gab er als Lehen der römischen Kirche. Der griechische Kaiser war hierüber zwar ungehalten, und schickte Gesandte zum Pipin, sein Eigenthum zurückzufordern; aber der Franke antwortete, er habe nicht für den Kaiser in Constantinopel, sondern zur Ehre des h. Petrus, des Apostelfürsten, und um Nachlaß seiner Sünden diesen Feldzug unternommen. Doch scheint Constantinus Kopronymus dem Frankenkönige nicht ganz gram geworden zu seyn, denn er sandte ihm 757 zum Geschenke eine Orgel, die damals eben erfunden war.

Nun war also der Pabst ein weltlicher Fürst geworden: er besaß das sogenannte Exarchat von Ravenna, einen trefflichen District, der ausser den besten prächtigen Städten Rom und Ravenna noch über 20 andere Städte und mehrere 100 Dörfer enthielt. Doch war damit gar nicht gemeint, daß er es ganz unabhängig besitzen sollte, denn Pipins Nachfolger haben noch lange nachher die Landeshoheit über Rom ausgeübet. Der Pabst war als Fürst ein Vasall des Landesherrn, und wie nun nach dem Lehnrechte der Landesherr mit einem Fürstenthume belehnen konnte, wen er wollte, so findet man in der Folge, daß das Reichsoberhaupt bei den Pabstwahlen gewöhnlich um die Bestätigung ersucht

wurde. Ganz natürlich! Die Landesherren wollten damit nicht sagen, daß sie das Oberhaupt der Kirche einsetzen, und ihm seine geistliche Gewalt ertheilen könnten; aber die Belehnung mit dem weltlichen Gebiete konnten sie geben oder verweigern, und darum verlangten sie, daß ein Pabst gewählt würde, der ihnen angenehm wäre. Gewonnen aber hatten die Päbste bedeutend an Ansehen, auch in zeitlichen Dingen. Sie besaßen fürstliche Würde, hatten Land und Leute zu regieren, brachten durch ihr Gutachten Pipins Haus auf den Thron der Franken, salbten Könige, und setzten ihnen die Krone auf. Und woher das alles? Weil die weltlichen Fürsten ihnen diese Macht einräumten. Welche Folgen dieses gehabt habe, werden wir erst in der Folge absehen können. Es dauerte nicht lange, so meinten Fürsten und Volk, der Pabst habe Länder und Königskronen zu vergeben, und das Recht, welches die Fürsten erst freiwillig dem Pabste zugestanden hatten, behauptete dieser bald mit fester Kraft, und ließ es sich nicht leicht wieder nehmen. Dies hatte damals, wie jede Sache, sein Gutes und Böses; wir werden es schon bald hören.

§. 40.

Karl der Große.

(Geb. 742, † 814.)

(Als Pipin der Kleine 768 starb, erbte die ausgebreitete Herrschaft sein Sohn Karl der Große (denn Karlmann starb schon 771), ein junger Held von 26 Jahren, starken Körpers, hellen Geistes und feurigen Blutes.) Er überkam ein zum Kriege geübtes und aufgeregtes Volk, und an allen Gränzen saßen Feinde, die das noch wenig gesicherte Reich beunruhigten. Karl, nach dem Geiste seiner Zeit ein Freund des Kriegsgetümmels, fühlte Kraft und Beharrlichkeit genug in sich, es nicht nur mit allen aufzunehmen, sondern sie sämmtlich bis zur demüthigsten Unterwerfung zu bringen. Und das hielt er für

nöthig, wenn er seinem Reiche eine Einheit geben wollte, welche durch die bestimmtesten natürlichen Gränzen zusammen gehalten würde. Aus der Unterwürfigkeit sollte dann eine Lehnsabhängigkeit hervorgehen, durch welche besonders Deutschland in eine Gesellschaft freundschaftlich verbundener Völker verwandelt würde, welche durch die Vereinigung starker Kräfte theils sich selbst innerlich befestigte und veredelte, theils die Obermacht über alle anderen europäischen Nationen behaupten könnte.

Einen Eroberer also werden wir kennen lernen, dessen Schwert in 40 Jahren wenig in der Scheide ruhte, aber einen Eroberer der seltensten Art, der freilich wohl vieles für seinen Ruhm, das meiste aber doch für seine Franken, ja sogar für das wahre Beste der Völker, die er bekriegte, und für die Religion that. Sein redliches Gemüth kannte keinen andern Zweck, als seine Kräfte zum allgemeinen Wohle anzuwenden, und das bewirkte Gute für alle Zeiten dauerhaft zu machen. Und seine Kräfte waren so groß! Wie man es nur bei den größten Geistern des alten Griechenvolks findet, übersah er schnell, was jedesmal zu thun sey, führte es rasch aus, fand richtig die besten Gehülfen, und beherrschte alle durch seine Seelenwürde, führte kräftig das Schwert in der Feldschlacht, lag den Wissenschaften ob, und erfüllte mit Liebe die Pflichten der Religion, alles zugleich. Er war frei von dem Aberglauben seiner Zeitgenossen, und sein Eifer für Gelehrsamkeit glänzte wie eine Sonne in der Finsterniß, umgeben von vielen funkelnden Sternen, die er alle gleichsam ins Daseyn rief.

Wie ein solcher Geist in solchen Zeiten habe aufstehen können, ist uns wirklich unbegreiflich. Seine Eltern hatten ihn nicht einmal schreiben lernen lassen. Nur das wissen wir, daß er in seinen Jünglingsjahren mit seinem Vater Pipin einmal eine Reise nach Rom gemacht habe. Vielleicht, daß hier der überraschende Anblick der Trümmer aus dem Alterthum und des hehren christlichen Gottesdienstes in seine lebendige Seele einen Funken warf, von wel-

chem seine roheren Begleiter wenig oder nichts empfanden. Vielleicht, daß ihm hier ein trefflicher Mann mit wenigen, aber unauslöschlichen Worten Bericht von jenen Römern gab, die einst das waren, was er aus seinem Volke zu machen bis dahin dunkel geträumt hatte, ein Heldenvolk durchdrungen vom Christussinne. Genug, er hatte ein Ideal vor Augen, das ihm mit jedem Jahre seines Lebens deutlicher ward; und erst im Alter merkte er, daß er es nicht erreichen könne, was ihn bald mit Kummer, bald mit Unwillen erfüllte.

Anfangs war er nur Eroberer, und da sollen auch seine Sitten nicht immer die reinsten gewesen seyn, denn der Krieg bringt immer Wildheit, Roheit hervor, wenn er nur Krieg ist. Doch wollen wir die Schwächen des großen Mannes übergehen, lieber das Große, Gute von ihm erzählen. Durch das halbe Europa trieb er jährlich seine Franken, vom Ebro bis zur Theiß, von der Tiber bis zur Eider, und wir bewundern die Nerven, die eine solche Spannung so lange aushalten konnten. Sein erster Feind regte sich in Aquitanien, in der Gegend des jetzigen Bordeaux. Der Krieg war bald beendigt, aber im J. 772 begann sein berühmtester Krieg, der Krieg mit den Sachsen. Dieses alte deutsche Volk hatte, wie wir wissen, die Länder zwischen dem Niederrhein und der Niederelbe inne, hing fest an seinen Gebräuchen und an seiner Götzenreligion; und erschlug gern alle christlichen Missionarien. Sie hatten keine Städte, und ihr armes Vaterland unter dem damals weit rauhern Himmelsstriche ernährte sie schlecht; doch wollten sie von keiner bessern Verfassung wissen, und lebten mit den Franken in ewigem Streite. Ein neuer Einfall derselben in das Gebiet der Franken nöthigte Karln, gegen sie zu ziehen. Aber er wollte sie nicht bloß auf einige Meilen in ihre Wälder zurückschlagen, er wollte sie ein für allemal bändigen, und zum Lehnsverein zwingen. Dabei fühlte er sich als Christ berufen, sie von dem bösen Heidenthum zu erlösen, und durch die christliche Religion ihre Sitten zu mil-

dern. Es ist wahr, in diesen Sachsenkriegen, die 33 Jahre gedauert haben, sind Hunderttausende aufgeopfert worden; aber darum dürfen wir Karl doch nicht mit Muhammed vergleichen. Karl mußte die Sachsen bekriegen, sie sogar unterjochen, weil sie seinem Lande gar keine Ruhe lassen wollten; Muhammed aber eroberte Länder, die ihn nie beleidigt hatten.

Karl zog also muthig gegen die Sachsen aus, und alle Franken brannten vor Begierde, dies Heidenvolk zu zähmen. Gleich die erste Schlacht verloren die Sachsen, und ihr heiligster Ort, ein runder Platz im Walde (nicht weit von Paderborn), in dessen Mitte die Irmensäule stand, wurde zerstört, wodurch ihrer Religion eine lebhafte Erinnerung geraubt ward. Aber sie rächten die Irmensäule durch hartnäckige Gegenwehr: Karl mußte bis zur Weser vordringen, ehe sie sich zum Frieden und zu Geißeln verstanden.

Von da mußte Karl schon eilen, nach Italien zu kommen, denn der Pabst wurde damals von den Longobarden bedrängt. Siegreich im Fluge, wie immer, sehen wir ihn 774 vor Pavia: er erobert es nach sechsmonatlicher Belagerung, und macht damit dem ganzen Longobardenreiche ein Ende. Der letzte König Desiderius muß zu Lüttich in ein Kloster gehen.

Das war 774. Und 775, wo war er da? Wieder oben in Ostfalen und Westfalen, denn die Sachsen hatten während seiner Abwesenheit seine Gränzländer geplündert. Er trieb sie abermals in die Enge, sie baten abermals um Frieden, und gaben Geißeln, und Karl stand plötzlich 776 — abermals in Italien.

Hier hatte ein Herzog von Friaul sich zu empören gewagt. Es war zu besorgen, der Rest der Longobarden möchte gemeinschaftliche Sache mit ihm machen, vielleicht auch weitere Unterstützung suchen. Wehe ihnen! Wie fuhr Karls Blitzstrahl unter sie! Die Empörer wurden gezüchtigt, der Herzog von Friaul durch Henkershand hingerichtet.

Inzwischen hatten auch die Sachsen sich wieder

empört. Aber während sie Karln noch einige hundert Meilen fern glaubten, erschien er schon in demselben Jahre unter ihnen wie ein schnell aufsteigendes Gewitter, schlug sie, und legte Festungen in ihrem Lande an. Die bangen Sachsen versprachen, nie wieder ungehorsam zu seyn, und gaben neue Geißeln. Karl ließ dieselben in fränkischen Klöstern unterrichten, und brauchte sie nachher als Missionare oder weltliche Beamten unter ihren rohen Landesleuten.

Nun meinte er, das Sachsenvolk wäre beruhigt, und würde ferner durch Güte zu lenken seyn. Darum berief er 777 alle ihre Edeln zu einem Reichstage nach dem Platze Paderborn, und erhielt von allen, welche erschienen, die Versicherung der Unterwürfigkeit; aber Wittekind, ihr tapferster Herzog, war nicht erschienen, und das bedeutete nichts Gutes. Indessen verordnete doch Karl die Errichtung einiger christlichen Kirchen, und stellte bei denselben Priester an.

Eine besondere Ehre war für Karl in Paderborn die Gesandtschaft von einem spanischen Emir, der ihn um Hülfe gegen seinen Unterdrücker, einen andern maurischen Fürsten ansprechen ließ. Die fremde Tracht der Gesandten erregte ein gewaltiges Aufsehen unter den Sachsen, und auch Karln reizte das Abentheuer. Im folgenden Jahre (778) stand er am Ebro, eroberte Pampelona und Saragossa für sich selbst, und vereinigte das Ländchen unter dem Namen der spanischen Mark mit seinem Frankenreiche. Doch neue Rebellion der Sachsen rief ihn schleunig zurück, in den Pyrenäen verlor er viele tapfere Hauptleute, Roland und andere, Hauptfiguren in alten Rittergeschichten, und eilte nur, nach dem Osnabrückischen zu kommen, wo alles im Aufstande war. Welche Züge! Zwei Jahre nach einander wurden die Sachsen bekriegt, und ihrer vielen gebrochenen Eide ungeachtet traute Karl ihnen doch immer wieder, und nahm aus ihnen sogar streitbare Männer aus, die er unter fränkischen Anführern gegen die Slaven schickte, während er selbst

eine Reise nach Rom machte. Aber die Sachsen brachen wieder ihre Eide: sie erschlugen ihre fränkischen Feldherren, und fielen unter Wittekinds Anführung in Karls Gebiet ein. Was ihnen unter die Hände kam, mußte sterben.

Schnell flog Karl aus Italien herbei, und traf die Empörer an der Aller. Sie flohen vor ihm wie scheue Hühner, Wittekind war nach Schleswig entwischt, aber die Gemeinen holte Karl doch ein. Er strafte sie schrecklich: 4500 ließ er auf der Stelle niederhauen. Diese Härte brachte die Sachsen zur Verzweiflung: das ganze Volk stand in Masse auf, entschlossen ihre Feinde zu verderben, es möge kosten, was es wolle. Sie thaten Gelübde an Wodan, wovon sich noch eine Formel im Archive des Rathhauses zu Goslar erhalten hat. Ich theile sie hier mit als ein Denkmahl der Sprache und Denkungsart jener Sachsen, welche unsere Väter sind:

> Hilli kroti Woudana, ilp osk un osken pana Wittikin, ok kelta of ten aiskena Carlevi ten slaktenera. Ik kif ti in our on tou skapa un tat rofe. Ik slakte ti al fanka-up tinen illiken Artisberka.

Das heißt:

> Heiliger großer Wodan, hilf uns und unserm Hauptmann Wittekind, auch den Unterfeldherren gegen den abscheulichen Karl den Schlächter. Ich gebe dir einen Auerochsen und zwei Schafe und den Raub. Ich schlachte dir alle Gefangenen auf deinem heiligen Harzberge.

Und wahrlich, sie wehrten sich gegen den Schlächter so muthig, daß dieser sich nach Paderborn zurückziehen, und sein Heer verstärken mußte, ehe er weiter etwas gegen sie unternehmen durfte. Doch konnten sie auf die Dauer dem siegreichen Helden nicht widerstehen. Karl durchzog drei Jahre (783 bis 785) ihr Land, bald drohend, bald Gutes verheissend. Endlich stellten sich die beiden furchtbarsten Herzoge, Wittekind und Albion, freiwillig, indem sie Karls deutschem Worte trauten. Sie begehr-

ten die Taufe, Karl selbst war ihr Pathe, und Wittekind ward mit der Herzogswürde belehnt. Jetzt verschwindet er aus der Geschichte, sein Grab aber wird in der Kirche zu Engern im Ravensbergischen gezeigt.

Damit waren aber Karls Kriegsthaten noch lange nicht vollendet. Wir sehen ihn in Italien, wo er dem Pabste wieder Ruhe schafft — in Baiern, wo er den aufrührerischen Herzog Thassilo erst besiegt, und dann begnadiget — in der Mark Brandenburg, wo er die Wilzen sich unterwirft — ja sogar tief in Ungarn bei Belgrad, wo er die Avaren, Nachkömmlinge der fürchterlichen Hunnen, bändigen mußte. Dann empörten sich die Sachsen wieder, und machten einen neuen vierjährigen Feldzug nöthig. Ich gehe über diese Geschichten schnell hinweg, denn es ist keine Freude, immer von zerfleischenden Schlachten zu erzählen.

Weit merkwürdiger ist eine Gesandtschaft, die Karl 798 zu Paderborn erhielt. Pabst Leo III. war in Rom seines Lebens nicht sicher, eine Rotte hatte ihn sogar einmal aus einer Procession in ein Haus geschleppt, ihm die Augen auszustechen, und nur mit Mühe war er von einem Herzoge gerettet. Karl erfuhr alles, und ließ den verfolgten Pabst zu sich in Sicherheit bringen. Im J. 799 kam Leo mit glänzendem Gefolge zu Paderborn an, wurde vom Könige und Volke mit der größten Ehrfurcht empfangen, und weihte bei dieser Gelegenheit die dort erbaute erste christliche Kirche ein. Karl versprach ihm alle mögliche Genugthuung, und sandte ihn im J. 800 mit einer zahlreichen Begleitung nach Rom zurück, folgte ihm aber auch gleich selbst dahin, und hielt ein scharfes Gericht über die Verbrecher.

Und hier geschah etwas sehr Merkwürdiges. Man überraschte zu Rom die Franken mit einer Ceremonie, die ihre Hochachtung gegen ihren König noch erhöhte, so wenig Vorschub sie auch seiner Macht gewährte. Wir wissen, die Römer hatten sonst Kaiser gehabt, deren Würde nun seit Romulus Augustulus nicht mehr vorhanden war, und jetzt war ihr

Lehnsherr der mächtigste König des Abendlandes, der Herrscher der Franken. Konnte dieser nicht mit gutem Rechte wieder römischer Kaiser heissen? Und konnte Karl seine Thaten schöner krönen, als mit der Herstellung des Kaiserthums im Occident?

Dies geschah am ersten Weihnachtstage 800, als in der Peterskirche, wie gewöhnlich, mit feierlicher Musik ein Hochamt gehalten wurde. Der weite Tempel war dicht mit Menschen angefüllt, Römer und Franken drängten sich, die glänzende Feier zu sehen. Da trat Karl in die Kirche, nicht mit seinem kurzen fränkischen Waffenrocke, sondern im langen Purpur eines römischen Patriciers. Er ging zum Altare, kniete nach seiner frommen Weise an der untern Stufe nieder, und als er nach verrichtetem Gebete wieder aufstehen wollte, trat der Pabst zu ihm, und setzte ihm eine kostbare Krone auf. Die Musiker stimmten sogleich den Krönungsgesang an, und alles Volk sang dreimal mit: „Karl dem Augusten, dem von Gott Gekrönten, dem großen und friedbringenden Kaiser der Römer Leben und Sieg!"

Karl soll nachher geäussert haben, wenn er das gewußt hätte, so wäre er an diesem Tage nicht in die Peterskirche gegangen. Wie dem nun aber auch seyn mag, Karl der Große war nun römischer Kaiser, Beschützer der christlichen Kirche und Lehnsherr von halb Italien. Mit ihm wird also eine neue Reihe römischer Kaiser eröffnet, die nachher die Reichsoberhäupter in Deutschland waren, und richtiger deutsche Kaiser heissen konnten, da sie die Ansprüche auf Rom bald verloren. Im J. 1806 ist dieser Titel wieder eingegangen.

Karl blieb den ganzen Winter über in Rom, denn es war ihm eine liebe Stadt. Er nannte es sogar das goldene Rom, und schrieb einem Freunde, dem Abte Alkuin zu Tours, der die Reise nicht hatte mitmachen wollen, er könne nicht begreifen, wie man die Strohdächer von Tours dem goldenen Rom vorziehen könne. Wie mögen die fränkischen Städte denn damals wohl ausgesehen haben!

Bald darauf (802) wurden auch die Sachsenkriege gänzlich beendigt. Karl ließ den Sachsen ihre Gesetze und Freiheiten, und legte ihnen keine Abgaben auf, als nur den Zehnten an die Geistlichkeit, denn sie hatten sich verpflichten müssen, christliche Prediger unter sich zu dulden. Acht Bischofssitze wurden gegründet im Sachsenlande, Minden, Osnabrück, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Münster und Elze (nachher Hildesheim). Die Sachsenkriege waren gräulich, aber auf sie folgte Segen für das Land. Die Sachsen wurden bald so fromme Christen, wie sie bisher Feinde des Evangeliums gewesen waren. Viele schlugen sich Wohnungen bei den bischöflichen Kirchen oder bei den angelegten königlichen Burgen auf: es entstanden Städte, Handwerke, Ackerbau, die Sachsen nahmen sanftere Sitten an, und sie bewahrten am längsten den unverfälschten deutschen Sinn, Einigkeit und Treue, so wie die reinste Muttersprache. Noch jetzt ist Norddeutschland weniger, als der südliche Theil, mit fremdem Blute vermischt, und den Preis der besseren Sitten, der größten Aufklärung und des regsten Gewerbfleißes wird ihm der Oberdeutsche auch nicht streitig machen können. Und welche legten den Grund zu all diesem Guten? Die Bischöfe und die Mönche, welche Karl durch das Sachsenland vertheilte, und mit seinem kräftigen Arme schützte, daß die Heiden sie nun nicht mehr, wie sonst, tödten durften. Viel Freude konnten diese Männer anfangs dennoch unter den rohen Sachsen wohl nicht finden; aber was duldet ein apostolischer Mann nicht für Jesum und für seine Mitbrüder! Zur Probe nur etwas von einem dieser wackern Männer!

§. 41.

Der h. Ludgerus.

(Geb. 744, †809.)

Er war ein edler Friese; sein Vater hieß Thiatgrin, seine Mutter Liafburg, und sein Geburtsort soll Dockum seyn, wo Bonifacius erschlagen war. Nachdem Ludgerus zu Utrecht und nachher unter dem trefflichen Alkuin zu York in England sich gründliche Kenntnisse erworben hatte, trat er 775 als Diakon bei Deventer sein Predigtamt an. Dies verwaltete er unter den wilden Friesen unverdrossen 7 Jahre, bis Wittekind ihn vertrieb. Da ging Ludgerus zu den Benedictinern nach Monte Cassino in Italien, und lag der Andacht und Wissenschaft ob. Karl ließ ihm das Bisthum Trier antragen, aber der bescheidene Mann antwortete, dafür wären andere Männer, gelehrter und ehrwürdiger, als er, für ihn passeten besser die rohen Völker. Aber Alkuin, der bei Karl viel galt, vergaß seinen ehemaligen Schüler nicht. Der h. Ludgerus wurde aus Italien zurückgerufen, erst am Dollart, dann 791 zu Mimigardefort als Pfarrer bestellt, und von Karl mit Einkünften reichlich versehen. Der fromme Priester gab aber fast alles den Armen, und lebte für sich strenge enthaltsam. Im J. 792 legte er Mimigardefort gegenüber am rechten Aa-Ufer das erste christliche Kirchlein an, und baute dabei ein Haus für seine Priester mit klösterlicher Einrichtung, die zugleich eine Schule eröffneten. Diese Anstalt hat nachher der Stadt Münster den Ursprung und Namen gegeben, denn Monasterium heißt ein Kloster und eine Hauptkirche. Das Jahr darauf gründete er das Kloster Werden an der Ruhr aus seinen eigenen Mitteln, zur Bekehrung und Versittlichung der Heiden. So sauer ließ es sich der Apostel unsers Vaterlandes werden. Mit dem Kreuze in der Hand durchzog er die rauhen Eichenwälder, und die Sachsen litten es, daß er die Heiligthümer des Heidenthums

vor ihren Augen zerstörte. Viele wollten sich jedoch zur Taufe nicht verstehen. Das erbitterte ihn nicht, aber wenn er hörte, daß in einem Hause ein Kind krank lag, so schickte er einen allgemein geachteten Mann, der kein Geistlicher war, und der bat dann die Mutter, das sterbende Kind taufen zu dürfen. Solches Zartgefühl verband der h. Ludgerus mit seinem Eifer. Wenn das Kind, welches auf diese Weise die Nothtaufe erhalten hatte, wieder genas, so kam er selbst nach, ertheilte ihm die h. Firmung, und unterwies es im Glauben. Auf diese Art bildete er aus der aufblühenden Jugend in kurzer Zeit eine herrliche Christengemeinde, an welcher er seine wahre Freude hatte.

Im J. 802 wurde er zum Bischofe von Mimigardefort oder Münster geweiht. Nur der Befehl seiner Obern konnte ihn bestimmen, diese Würde anzunehmen, und sie machte ihn nur eifriger und demüthiger. Er strengte sich fast über seine Kräfte an, die ihm anvertraute Diöcese zum Christenthum zu bringen, und erlag endlich unter seinen Arbeiten. Noch am letzten Tage seines Lebens predigte er zweimal, erst zu Coesfeld, dann zu Billerbeck, und am letztern Orte feierte er zum Schlusse noch das h. Opfer der Christen. Es war am 5ten Fastensonntage 809, den 25sten März. In der folgenden Nacht verschied er zu Billerbeck in den Armen seiner Priester, denen er dringend die neue Christengemeinde empfahl, und wurde zu Werden begraben.

§. 42.

Karls häusliches Leben.

Kaiser Karl überlebte den h. Ludgerus noch 5 Jahre. Gelehrte Geschichtschreiber schildern denselben nun noch als Staatsmann und Gesetzgeber. Alle seine Gesetze und Einrichtungen sind Beweise seiner Gerechtigkeit und Weisheit. Das ganze große Reich war gehörig eingetheilt, und aus allen Provinzen liefen die Berichte bei ihm ein. Alles war Einheit, denn darnach streben große Geister. Er wußte, was

überall vorging, und fertigte nach allen Seiten hin mit bewundernswürdiger Schnelligkeit seine Befehle aus. Auf seine Verfügungen drückte er das Siegel, welches in den Knopf seines Degens gegraben war, und sagte dann wohl: „Hier ist der Befehl, und hier — indem er das Schwert schüttelte — ist der, welcher ihm Gehorsam schaffen soll."

Seine kräftige Regierung war natürlich vielen Unterthanen verhaßt, denn gute Menschen werden erst recht gelobt, wenn sie todt sind. Auch der griechische Kaiser Nicephorus gönnte ihm den Titel eines römischen Kaisers nicht, den er allein führen zu dürfen glaubte, und hatte sogar die Einfalt, ihm das Sachsenland zu schenken; ja er gab dem Grafen Helmogald, Karls Gesandten, den Titel eines Herzogs von Sachsen. Als der Graf dies nach seiner Rückkehr erzählte, antwortete Karl ihm lachend: Ich wollte, der Kaiser Nicephorus hätte Euch seine Hosen geschenkt, Ihr hättet mehr dabei gewonnen."

Desto ehrenvoller waren aber die Gesandtschaften, welche Karl von muhammedanischen Herrschern bekam. Mit diesen unterhielt er nur darum Freundschaft, daß sie ihre christlichen Unterthanen milde behandeln möchten, und schickte denselben reichliche Almosen für die armen Christen des Morgenlandes. Die Monarchen der Moslemin wußten dies Vertrauen Karls gehörig zu würdigen. Harun al Raschid, einer der berühmtesten Kalifen zu Bagdad, sendete ihm unter andern Kostbarkeiten eine Schlaguhr von Metall, die durch Wasser getrieben wurde. Sie hatte sogar einen Zeiger, und wenn eine Stunde um war, so fielen Metallkügelchen klingend auf eine Platte; ein Thürchen öffnete sich von selbst, und Reiter kamen heraus. So eine Uhr hatte man im Occident noch nicht gesehen. — Ein Emir sendete Karln einen großen abgerichteten Elephanten nach Aachen, der hier ein solches Aufsehen machte, daß die Geschichtschreiber von ihm mehr Nachrichten gemeldet haben, als von manchem Könige. — Karl sendete als Gegengeschenke seinen ungläubigen Freunden treffliche Jagdhunde und allerlei Weberarbeiten,

in denen besonders die fränkischen und friesischen Frauen sehr geschickt waren. Karl selbst trug keine andere Bekleidung, als die ihm seine eigenen lieben Töchter gesponnen und gewebt hatten.

Weit größer, als durch seine Eroberungen, ist Karl durch seine Bemühung, sich und seine Völker durch Wissenschaften zu bilden. Es ist fast rührend zu hören, wie der große Mann, dem das halbe Europa gehorchte, sich noch in seinen männlichen Jahren an den Schreibtisch bannte, um mit eiserner Geduld die feinen Züge nachzuzirkeln, deren seine schwere Rechte so ungewohnt war. Selbst unter seinem Kopfkissen hatte er eine Schreibtafel liegen, und wenn er Nachts aufwachte, so übte er sich im Schreiben. Doch brachte er's nicht viel weiter darin, als daß er seinen Namen Karl unterzeichnen konnte: er machte dazu ein Kreuz, und setzte in jede Ecke einen der vier Buchstaben, aus denen sein Name besteht. Wenn er einen gelehrten Mann kennen gelernt hatte, so ruhte er nicht, bis er ihn in sein Land zog. So machte er es mit dem gelehrten englischen Mönche Alkuin, dem nämlichen, unter welchem der h. Ludgerus studirt hatte. Karl wurde mit ihm in Rom bekannt, und bat ihn, der Lehrer seiner Söhne Karl, Ludwig und Pipin zu werden. Karl fand zwei wißbegierige Knaben, die er seinen Prinzen zu Mitschülern gab, Eginhart und Angilbert. Es sind treffliche Männer aus ihnen geworden: Eginhard hat uns seines Wohlthäters Leben in lateinischer Sprache sehr zierlich beschrieben. Man sagt sogar, Karl habe beide nachher zu seinen Schwiegersöhnen angenommen, indem er dem Angilbert seine liebste Tochter Bertha, und dem Eginhart seine Emma zur Gemahlinn gab. Wenn die Geschichte wahr ist, so sieht man daraus, daß der große Kaiser keinen andern Adel kannte, als den Adel der Seele. — In den Lectionen, die Alkuin gab, war Karl selbst zugegen, so oft er konnte, und lernte mit, um nachzuholen, was er in der Jugend hatte versäumen müssen. Latein lernte er fertig sprechen, im Griechischen konnte er wenigstens ein Buch verstehen,

selbst in der Beredsamkeit war er zu Hause. Besonders waren Augustinus und Hieronymus als geistliche Redner seine Lieblinge. „Ach — rief er einst gegen Alkuin aus — wenn ich doch zwölf solche Männer in meinem Reiche hätte!“ Alkuin, der seinen eigenen Werth auch etwas fühlte, antwortete ärgerlich: „Der Schöpfer des Himmels und der Erde hat nur diese zwei gehabt, und du verlangst ihrer zwölf?“

An seinem Hofe stiftete Karl eine Art von Akademie, deren Mitglieder die Namen berühmter Männer des Alterthums führten. Angilbert hieß Homer, Alkuin Horaz, er selbst ließ sich David nennen, und stellte sich den übrigen ganz gleich — mit dem Kaiser durfte ihm hier keiner kommen. In dieser Akademie wurden Volksgesänge alter deutschen Barden gesammelt, eine deutsche Sprachlehre versucht, deutsche Namen für die Monate und Winde erfunden, und über Volksbildung Pläne gemacht. Früchte dieser Arbeiten waren, daß Karl überall Kloster- und Domschulen anlegte, in denen Lesen, Schreiben und Christenthum für die Jugend gelehrt wurde, und auch höhere Lehranstalten zur Bildung künftiger Priester in Flor kamen. Zu Tours war eine solche Schule, welche Alkuin später als dortiger Abt selbst vorstand, wie auch zu Paris und Soissons. Die Mönche mußten Bücher durch Abschreiben vervielfältigen; aus Karls Hausbibliothek sind noch jetzt viele Handschriften in großen Büchersammlungen zu Rom, Paris, Wien, Aachen u. s. w. vorhanden. Karl las selbst viel, so viel er auch sonst zu thun hatte, und bei Tische ließ er sich vorlesen, besonders hörte er gern Augustinus Buch vom Staate Gottes (de civitate Dei), damit ja keine Zeit verloren ginge. Noch eine andere Schule führte er an seinem Hofe ein, in welche alle seine Beamten ihre Kinder schicken mußten, die hohen, wie die niedern. Einmal trat er selbst in die Schulstube, hörte eine Weile zu, und ließ sich dann die schriftlichen Arbeiten der Kinder zeigen. Die fleißigen mußten alle auf seine rechte Seite treten, die trägen auf die linke, und da gab

es ein scharfes Examen. Auf die linke Seite kamen fast alle vornehmen Kinder, die meisten armen aber auf die rechte. Da wandte sich der Kaiser erst zu den kenntnißreichen armen Kindern, und sprach: „Ich freue mich, liebe Kinder, daß ihr so gut einschlaget. Bleibet dabei, und werdet immer verständiger und frömmer. Ihr verfolget euer eigenes Wohl, und zu seiner Zeit soll auch mein Lohn euch nicht fehlen. Ihr aber — und hier kehrte er sich zornig zur Linken — zu den Kindern der Adeligen, die ihr euch so reich und vornehm dünket, und des Lernens nicht noth zu haben meinet, ihr faulen unnützen Buben, ich sage euch — und hier hob er seinen Arm, mit dem er so viele Siege erfochten hatte, fürchterlich empor — wahrhaftig, euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; nichts habet ihr von mir zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut machet."

Karl ließ sich durch die Tölpelhaftigkeit seiner Völker nicht abschrecken, unermüdet arbeitete er an ihrer Bildung. Fast jedes Jahr ließ er Kirchenversammlungen in seinem Reiche halten, und deren Beschlüsse, Capitularien genannt, genau vollziehen. Er pflegte wohl zu sagen, ein frommer Priester, der schlecht singe, sey weit besser, als einer, der gut singe, aber böse lebe. Gute Sitten galten also bei ihm mehr, als viele Wissenschaften.

Die Beförderung des Schulwesens ging Karl dem Großen über alles. Gelehrten Griechen und Italiänern gab er die einträglichsten Bisthümer, damit sie nur die Schulen überall recht aufhellen möchten. Er selbst ließ sich's nicht verdrießen, seinen Beamten in den eingereichten Berichten die Sprachfehler zu verbessern. Sogar auf den Gesang in der Kirche, der so viel zur Erhebung des menschlichen Gemüthes beiträgt, richtete er seine Sorgfalt. Vom Pabste ließ er sich Sänger und Orgelspieler senden. Aber die rohen Franken stellten sich so plump zum Singen, wie zum Schreiben an, und die Italiäner sagten, der deutsche Gesang laute, als wenn wilde Thiere heulten, oder ein Lastwagen über einen Knüt-

teldamm hinrumpele. Wie hat sich auch dieses seitdem geändert!

Eben so groß bewies sich Karl in seiner Oekonomie — denn ein großer Mann ist in allem groß. Wenn er nach Hause kam, so ließ er sich die ökonomischen Rechnungen vorlegen, und in diesen mußten auch die Eier stehen, welche seine Hühner unterdessen gelegt hatten. Er rechnete seinen Pächtern nach, machte Bauanschläge, ließ Sümpfe austrocknen, Gräben ziehen, Wälder aushauen, Wiesen bewässern, Felder umzäumen, als wäre er nur ein Bauer. Zu Aachen und Ingelheim, wo er schöne Schlösser hatte, waren seine Güter das Muster weiser Landwirthschaft. Doch war Aachen nur ein glänzender Flecken, den die Deutschen konnten sich zum Stadtleben noch gar nicht bequemen.

Karl der Große war auch an Körper groß. Er maß 7 Fuß, und besaß eine solche Kräftigkeit, daß sein kaiserlicher Ornat jetzt einen Mann zu Boden drücken kann. Man erzählt, er habe Hufeisen zwischen den Fingern wie Brod zerbrechen können. Sein Gesicht war fast immer heiter, sein Auge blitzend — besonders wenn er zürnte — seine Nase etwas groß, sein Gang würdevoll, seine Stimme aber zarter und höher, als man es bei so großem Körper hätte erwarten sollen. In einem Alter von 68 Jahren wußte er noch nichts von Krankheit, denn er bewegte sich viel, und war höchst mäßig in Speise und Trank. Stieß ihm eine Unbehaglichkeit zu, so heilte er sich durch Fasten. Die Aerzte mochte er nicht leiden, weil sie ihm Gebratenes, sein Leibessen, zu lange untersagten. In der Regel ließ er täglich nur vier Schüsseln auftragen — für einen Kaiser gewiß sehr wenig — nur an Festen aß er etwas besser. Der Braten mußte am Spieße hereingebracht werden. Sein Schlaf war kurz, des Nachts stand er mehrmals auf, und arbeitete ein wenig, schrieb, oder betete, indem er voll Andacht aus dem offenen Fenster zu den Sternen hinaussah, und legte sich dann abermals nieder.

Von Kleiderpracht war der große Mann ein ab

gesagter Feind. Alltags trug er ein Wamms und Beinkleider von Leinwand, die ihm Frau und Töchter selbst gewebt hatten, einen Rock mit seidenem Aufschlage, und über Strümpfe und Beinkleider kreuzweise gewundene bunte Binden, dazu noch zuweilen einen weissen oder grünen Mantel, im Winter aber ein Wamms aus Otterfellen über Schultern und Brust. Nur wenn fremden Gesandten Audienz gegeben ward, zeigte er sich im Kaiserornate: dann trug er ein mit Gold durchwirktes Kleid, Schuhe und Schwert mit Edelsteinen besetzt, und auf dem Haupte eine goldene Krone. Sein tägliches Schwert mit goldenem Wehrgehenk und Griff — es ist noch vorhanden — kann ein Mann in unsern Tagen kaum aufheben, doch kam es ihm nie von der Seite.

§. 43.

Karls des Großen Tod.

(J. 814.)

Karl hatte drei Söhne, unter welche er das Reich schon vertheilt hatte: aber zwei, Karl und Pipin, starben schon vor ihm hin, der noch übrige Ludwig blieb also sein einziger Erbe.

In den letzten vier Jahren mußte Karl viel an Fiebern leiden, und er fühlte sein Ende herannahen. Darum ließ er im Spätherbste 813 seinen Sohn Ludwig nach Aachen kommen, um die Krönung vorzunehmen. Hier hielt er erst einen Reichstag, und fragte alle Fürsten einzeln, ob sie seinen Sohn zum Regenten haben und ob sie ihm gehorchen wollten. Alle stimmten freudig ein. Nun wurde an einem Sonntage — es war der 16te November — in der Münsterkirche ein feierlicher Gottesdienst gehalten; Karl erschien dabei im kaiserlichen Schmucke. Als der Augenblick der Krönung gekommen war, ermahnte er erst seinen Sohn laut vor allem Volke, Gott zu fürchten, und seine Gebote zu halten, die Kirche zu schützen, sein Volk wie seine Kinder zu lieben, der Tröster der Armen zu seyn, gottesfürchtige Beamte

zu bestellen, keinen Vasallen ohne gehörige Untersuchung zu entsetzen, sich selbst aber jederzeit vor Gott und Menschen unsträflich zu betragen.

Willst du das alles thun, mein Sohn? — fragte Karl zuletzt gerührt. Ludwig versprach es, und Thränen der Wehmuth drangen ihm aus den Augen; auch das Volk schluchzte laut. Da hieß der Kaiser ihn die goldene Krone vom Altare nehmen und sich aufsetzen, damit sie, wie er sagte, ihn immer an sein Versprechen erinnern möchte. Die Salbung hatte der Prinz früher schon einmal vom Pabste erhalten.

Zwei Monate nach diesem ergreifenden Auftritte wurde Karl von einem heftigen Fieber befallen, das mit Seitenstechen verbunden war. Die gewöhnliche Fastencur schlug nicht mehr an, denn die erschöpfte Natur konnte sich selbst nicht mehr helfen. Er empfing die h. Communion, und arbeitete noch an der Verbesserung einer biblischen Handschrift. Aber schon am andern Tage — den 28. Januar 814 — erfolgte sein Ende. Er hob noch einmal mit Macht seine Rechte, bezeichnete sich auf Stirn und Brust mit dem h. Kreuzzeichen, faltete die Hände, sprach leise die Worte des Psalmes: „In deine Hände empfehle ich meinen Geist!" und entschlief. Seine Völker trauerten, als wenn jeder seinen Vater verloren hätte. Seinen Schatz hatte er den Kirchen und Geistlichen seines Reiches vermacht, sein Grab ist in Aachen zu sehen, und viele katholische Bisthümer verehren ihn unter den Heiligen. Mit ihm ging das Licht wieder unter, welches er den Völkern angezündet hatte.

Anhang
zur Culturgeschichte dieses Zeitraums.

§. 44.
Wissenschaften.

Mit Carl dem Großen beginnt ein neuer Zeitraum. Ehe wir weiter gehen, wollen wir noch einige male zurückblicken.

Die Völkerwanderung hatte der lateinischen Sprache den Todesstoß gegeben, sie blieb in keinem einzigen Lande Muttersprache, sondern vermischte sich mit den Sprachen der eingewanderten Völker, und so entstanden nach und nach die jetzigen europäischen Sprachen, die italiänische, spanische, portugiesische, französische. Die deutsche Sprache war vom Einflusse der lateinischen frei geblieben, und ihre Töchter sind die englische, dänische, norwegische und schwedische Sprache. Auch die Nachkommen der alten Britten in Wales, Hochschottland, Irland und Bretagne haben ihre eigenthümliche Sprache zu behaupten gewußt.

Büchersprachen wurden aber die letztgenannten Sprachen noch lange nicht, in den Büchern behauptete sich das Latein. Selbst Carl der Große ließ alle seine Verordnungen in lateinischer Sprache ausfertigen. Man erfand auch in den Muttersprachen so seltsame Töne, daß man sie durch die einzig bekannten Buchstaben des lateinischen Alphabets nicht ausdrücken konnte. Selbst noch heut zu Tage ist dies von dem sogenannten Plattdeutsch in Westfalen und anderswo der Fall. — Meist konnten auch nur Geistliche, die des Lateins kundig waren, schreiben, und nur Geistliche wurden von den Königen zu Beamten bestellt, diese alle aber schrieben Latein. Das Volk verstand zur Noth die Schriften und Verord-

nungen, und hatte zehnmal mehr Kenntniß von der lateinischen Sprache, als einer, der in unsern Tagen die untern Gymnasialclassen durchgemacht hat. Man sang lateinische Volkslieder beim Gottesdienste, wie alte Gesangbücher beweisen, und in Ungarn werden noch jetzt alle Verfügungen der Regierung in lateinischer Sprache ausgefertigt, obschon das Latein nicht Muttersprache ist.

Bischof Ulphilas übersetzte, wie schon gesagt ist, die Bibel für seine Gothen in die gothische Sprache. Solche seltene Ausnahmen kommen in diesem Zeitraum schon vor.

Kaiser Justinian schloß im 6ten Jahrhundert alle heidnischen Schulen, und errichtete dafür christliche Klosterschulen (die heidnischen öffentlichen Tempel hatte schon Theodosius der Große im 4ten Jahrhundert schließen lassen). Die Klosterschulen dieses Zeitraums, welche fast nur bei den Benedictinern waren, bestanden aus zwei Cursus, dem Trivium und Quadrivium. Das Trivium (der Dreiweg) umfaßte Grammatik (lateinische Sprachkunde), Dialektik (Denklehre) und Rhetorik (Redekunst). Die Klassen des Trivium hießen Trivialschulen, und wurden als die untern Schulen der Gelehrsamkeit betrachtet, daher trivial noch heut etwas gemeines, niedriges bedeutet. Die Trivialschulen unserer Tage sind etwas ganz anderes. Das Quadrivium (der Vierweg) umfaßte die vier höheren Wissenschaften Musik (Tonkunst), Arithmetik (Zahlenlehre), Geometrie (Raumlehre) und Astronomie (Sternkunde). Die sieben Wissenschaften des Trivium und Quadrivium betrachtete man als den Inbegriff aller höheren Gelehrsamkeit, und nannte sie die sieben freien Künste, weil sie nur von Freigebornen getrieben wurden.

Der Unterricht war meist mündlich, Bücher wurden wenig gebraucht, weil sie wenig vorhanden waren. Zum Schreiben bediente man sich überall der lateinischen Buchstaben, die aber im Verlauf der Zeit sehr eckig wurden, und dann Mönchsschrift

heißt. Aus der eckigen lateinischen Mönchsschrift ist unsere deutsche Druckschrift entstanden, die ausser Deutschland kein europäisches Volk lesen kann, denn die übrigen europäischen Völker sind zu der runden lateinischen Schrift zurückgekehrt. Unsere seltsame deutsche Schreibschrift ist erst seit 400 Jahren im Gange, wie wir zur Zeit melden werden; die deutsche Schreibschrift ist ebenfalls den übrigen Europäern unlesbar. — Merkwürdig ist noch, daß nordische Völker, z. B. Schweden, Norweger, Dänen, Pommern, ganz eigenthümliche Schriftzeichen für die Buchstaben hatten, die Runenschrift genannt. Alte Denkmäler, Runensteine genannt, enthalten Ueberbleibsel dieser seltsamen Schrift. Einige Alterthumsforscher wollen im Runen-Alphabet nur 16 Buchstaben (Consonante) entdeckt haben, und schreiben ihre Erfindung den Phöniziern zu, welche bekanntlich auf ihren Handelsreisen bis nach der Ostsee kamen.

§. 45.

Musik und Poesie.

Die Musik wurde im Anfang des Mittelalters nur für die Kirche bearbeitet. Der h. Ambrosius am Ende des 4ten Jahrhunderts brachte die vier ächten Kirchentöne auf die Bahn, und der h. Pabst Gregorius d. Gr. fügte ihnen die vier unächten bei. Es gehört nicht in den Plan dieser Schrift, diesen Punkt auszuführen. Der ambrosianische Gesang soll schon künstlichen Takt gehabt haben; der gregorianische Gesang bewegt sich feierlich langsam fort, und wurde in Italien, Spanien und England, seit Carl d. Gr. auch in Frankreich und Deutschland allgemein eingeführt. Der gregorianische Gesang, Choral genannt, weil er für einen Gemeindechor berechnet ist, hat nicht Takt und nicht künstliche Verzierung, und wird nur einstimmig gesungen. Zwar führte schon der englische Mönch Dunstanus zu Alfred's Zeit einen vierstimmigen

Gesang in den Kirchen ein, aber sein Versuch fand keine Freunde.

Besonders gehoben wurde die Kirchenmusik durch die Orgel. Es ist völlig unbekannt, wer dieses herrliche Instrument erfunden habe. Man nennt die h. Cäcilia, die 220 zu Rom als Märtyrinn starb, als die Erfinderinn der Orgel, aber dies ist nur eine fromme Sage. Als zu ihrer Vermählung die musikalischen Instrumente klangen (cantantibus Organis), da sang sie: Mein Herz bleibe unbefleckt, daß ich nicht beschämt werde! So sagt ihre Geschichte. Aber man weiß, daß erst Pabst Vigilius († 671) die ersten Windorgeln zu Rom eingeführt hat. Die größte Orgel ist noch jetzt in der Peterskirche zu Rom: sie hat 1000 Stimmen.

Der Kirchengesang hatte viele Tonsetzer in dieser frommen Zeit, selbst Könige wurden Componisten, besonders die Könige von Frankreich.

Sonst ist an eine eigentliche Poesie in diesem unruhigen Zeitraume nicht zu denken. Nur für die Araber, welche nach Muhammed in dieser Periode ihre glänzenden Triumphe feierten, war auch während dieses Zeitraums die höchste Blüte ihrer Poesie, aber die Christen fragten nicht viel nach den Dichtungen der Ungläubigen, wie sich damals von selbst verstand.

§. 46.

Medicin.

Die Heilkunde nebst der Astronomie und — versteht sich — Astrologie wurden ebenfalls von den Arabern am meisten bearbeitet. Bagdad, Kufa und Alexandria hatten hohe Schulen der Saracenen. Aharun, ein arabischer Arzt zu Alexandria, beschrieb im J. 650 zuerst die Pocken oder natürlichen Menschenblattern. Diese Seuche, von welcher die alte Geschichte nichts weiß, entstand zuerst in Aethiopien zugleich mit den Masern, kam 572 nach Arabien; die Saracenen brachten sie nach Aegypten, die Mauren nach Spanien, die späteren Kreuzzüge

auch nach Frankreich und England. Seit 1495 herrschte sie erst in Deutschland. Von den Europäern sind die Amerikaner mit den Pocken angesteckt.

Im Abendlande standen besonders die Benedictiner in hohem Rufe wegen ihrer Wunderkuren. Die Geistlichen waren fast die einzigen, welche sich mit Heilung der Kranken befaßten, einen besondern Stand von Aerzten gab es nicht.

§. 47.

Baukunst.

Durch die Völkerwanderung hatte die griechische Baukunst im Abendlande aufgehört. Mit den Gothen kam in Italien, Frankreich, Spanien u. s. w. die altgothische Bauart auf; altgothische Kirchen haben kleine Fenster, in Halbkreisen geschlossen, auf dem Giebel viele hinaufsteigende Säulen, im Innern plumpe Pfeiler, durch gewölbte Halbkreise verbunden, auswärts Strebepfeiler.

Die arabische Bauart nahm vieles von der griechischen an, die maurische Bauart in Spanien war der römischen nachgebildet, und hatte Bogen in Hufeisenform, da die arabische Bauart Bogen in Cirkelform liebte. Zu gleicher Zeit bildete sich in den christlichen Königreichen Spaniens die neugothische Bauart aus, und fand im ganzen Abendlande Beifall. Die gothischen Kirchen dieser Periode haben gerade, spitzige Thürme, spitzige Bogen, hohe Mauern, Pfeiler und Gewölbe, alles sehr leicht gebauet, ungeheuer große Fenster mit bunten Glasscheiben; die arabischen Moscheen haben Kuppeln, viele schlanke Thürmchen (Minarets), die oben in einer Kugel oder einem Tannzapfen endigen, Cirkelbogen, niedrige Mauern und Gewölbe, mit Mosaik oder Stuck belegt, und die Thore sind flach, wie man sie jetzt bauet, da die Thore der neugothischen Kirchen tief hineingehen, und an den Seitenmauern viele Nischen, Statuen und dgl. enthalten.

Arabische Baumeister traten in Italien, Grie-

chenland und anderswo auf, später schlossen christliche Baumeister sich ihnen an, besonders griechische, und es entstand eine Zunft von Baukünstlern, die ihre Kunst und Regeln geheim hielt; die Mitglieder erkannten sich an gewissen Zeichen. Dieser Umstand soll nachher den Orden der Freimaurer den Ursprung gegeben haben, der sich jetzt mit der Baukunst durchaus nicht mehr befasset.

§. 48.

Handel.

Im Anfange dieser Periode kamen noch alle köstlichen Waaren Asiens über Alexandria nach Europa. Seitdem aber Alexandria in den Händen der Saracenen war, gingen die Waaren über Constantinopel, und Constantinopel wurde die erste Handelsstadt des Erdbodens, wie es früher Tyrus, Karthago und Alexandria gewesen waren.

Ganz besonders that sich in dieser Periode Venedig hervor. Bei dem Andrange der Westgothen, nachher der Hunnen und der Longobarden, hatten viele Bewohner des nördlichen Italiens, das schon zu der alten Römer Zeit Venetia hieß, sich auf die Laguneninseln des adriatischen Meeres geflüchtet, besonders auf die Insel Rialto. Die Verfassung des neuen Inselvolkes war demokratisch. Im Jahr 697 wurde der erste Doge oder Herzog gewählt. Der Staat wurde bald blühend, 750 stand auf der Insel Rialto schon eine blühende Stadt, das nachher so mächtige Venedig. Durch Schifffahrt und Handel wurde die junge Stadt bald reich, und riß den Seehandel auf dem adriatischen Meere ausschließlich an sich. Bedeutende Handelsvortheile, welche der Pabst zu Rom und der Kaiser zu Constantinopel ihr zusicherten, beförderten das Aufkommen des neuen Handelsstaates, und dieser begnügte sich bald nicht mehr mit seinen Inseln, sondern machte große Eroberungen in Dalmatien und Istrien. Im Jahr 997 begaben sich alle Städte Dalmatiens unter venetianischen Schutz.

Im folgenden Zeitraume werden wir Venedig noch herrlicher glänzen sehen.

§. 49.

Neue Erfindungen.

Wassermühlen waren schon den Römern zu August's Zeiten bekannt, die Windmühlen waren unter Karl dem Großen noch nicht bekannt, und kamen erst im 11ten Jahrh. auf; wer beide Erfindungen gemacht habe, ist völlig unbekannt. Die Schiffmühlen erfand Belisar zu Rom.

In Alexandria wurde noch immer Papier aus Papyrus bereitet, womit die Stadt viel Geld ververdiente. Im J. 704 lernten die Araber von den Chinesen in der Bucharei Baumwollenpapier kennen, bereiteten nachher selbst dergleichen, und verpflanzten im 11ten Jahrhundert die Kunst nach Spanien. Hier, wo man Wassermühlen kannte, entstanden die ersten Papiermühlen. Das Papier, sowohl aus Papyrus, als aus Baumwolle, war sehr theuer.

In Frankrich kamen die Glasfenster auf und wurden zuerst bei den Kirchen angewendet. Im 16ten Jahrhundert hatten alle Kirchen, aber noch wenig Häuser in Frankreich Glasfenster, in Wien fast alle Häuser schon im Jahr 1358, welches Aeneas Sylvius (nachher Pabst Pius II.) zu der größten Pracht dieser Stadt rechnet. Man stieß wohl Edelsteine zu Pulver, und mischte sie unter das Glas, um die Kirchenfenster dunkel zu machen. Die Abteikirche zu St. Denis hatte Glasfenster von Lasurfarbe.

Die Glocken soll der Bischof Paulinus von Nola in Campanien gegen das Jahr 400 eingeführt haben, daher sie lateinisch auch campana und nola genannt werden. Im 6ten Jahrhundert kamen die Glocken in den Klöstern auf, um 550

wurden sie in Frankreich eingeführt. Pabst Sabinianus († 605) verordnete, alle Stunden des Tages durch Glockenschläge anzuzeigen, damit die kirchlichen Tagzeiten regelmäßig abgesungen würden. Ehe man Glocken kannte, schlug man Bretter zusammen, um das Volk zum Gottesdienste zu berufen, wie noch jetzt Charfreitag geschieht; daher diese Bretter die heiligen Bretter hießen. Die ersten Glocken waren klein, und hingen auf dem Kirchdach in einem Gestell, als man sie größer goß, wurden Kirchthürme nöthig, deren Höhe zum Ruhme der Baukunst gehörte. — Uhren kannte man noch keine andere, als Wasseruhren; daher war an Schlaguhren auf den Kirchthürmen noch nicht zu denken.

Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis zu den Kreuzzügen.

(J. Chr. 814—1096.)

I. Die Karolinger.

§. 28.

Ludwig der Fromme.

(814—840.)

Jetzt, nach Karls des Großen Tode, sah es im fränkischen Reiche aus, als da der König des Waldes, der Löwe, gestorben war, und die Thiere des zweiten Ranges frohlockend den Meister spielten. Der Erbe Ludwig war ein gutherziger Mann, ein andächtiger Mann, ein gelehrter Mann, aber leider — ein Kaiser war er nicht. Er hätte vielleicht in unsern Tagen ein ruhiges Reich recht glücklich gemacht, denn er wollte nur das Beste, und seine Gesetze waren gütig und weise. Im ersten Jahre seiner Regierung ersetzte er seinen Unterthanen sogar alles, was sie ohne seines Vaters Vorwissen durch ungerechte Beamten verloren hatten, und ließ deshalb Commissarien durch das ganze Land reisen. Die Unterthanen jubelten schon, einen so trefflichen Regenten zu haben. Aber sein gänzlicher Mangel an Nachdruck und Selbstständigkeit machte ihn bald zum Gespötte, und seine besten Befehle wurden nicht ausgeführt. Da war es natürlich, daß die Edeln und

die Bischöfe desto mehr Ansehen beim Volke gewannen, und ihre Macht erstaunlich vergrößerten. Viele Bischöfe hielten sich leider selbst am Hofe auf, trugen kostbare Kleider, Wehrgehenke, Dolche und Spornen, wie die weltlichen Herren, und ließen die Zucht in ihren Kirchen verfallen. Das wollte Ludwig nicht dulden, und die Bischöfe wollten von ihm keine Zurechtweisungen annehmen.

Ludwigs drei Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig der Deutsche, waren bereits erwachsen, als er die Regierung antrat. Um sich die Reichsgeschäfte zu erleichtern, theilte er schon 818 die Provinzen unter sie. Pipin sollte Aquitanien, Ludwig Baiern, Lothar das Uebrige haben. Schon dieses erregte den Neid der Brüder, da Lothar offenbar zu viel begünstigt war, und sie ergriffen bald gegen Lothar und den Vater die Waffen. Noch schlimmer kam es, als der Kaiser noch zu einer neuen Ehe mit der bairischen Prinzessinn Judith schritt, und ihm noch ein viertes Söhnlein geboren ward, Karl der Kahle benannt, weil er, wie es schien, kahl ausgehen mußte, denn alles Land war schon vertheilt. Doch Judith beherrschte den Kaiser ganz, und ihrem lieben Söhnlein zu Liebe wollte er den fest beschwornen Theilungsvertrag wieder umstoßen. Alle Großen waren unzufrieden mit dem schwachen Kaiser und seiner herrschsüchtigen Gemahlinn; sie hetzten die drei ältern Söhne auf, und diese zogen gegen ihren Vater zu Felde. Zweimal bekamen sie ihn gefangen, zweimal rettete ihn die Treue der Deutschen wieder, aber er spielte eine zu erbärmliche Rolle, als daß er sich je wieder hätte Achtung erwerben können. Einmal setzte Lothar ihn zu Soissons vor allem Volke in der Kirche auf den Bußsack, gab ihm einen Zettel in die Hand, auf welchem seine bekannten Sünden standen, z. B. daß er am Gründonnerstage eine Heerschau gehalten habe, und diese mußte er laut ablesen, worauf die Bischöfe ihm eine Kirchenbuße auflegten. Dadurch wollte man ihn dem Volke verächtlich machen, und ihn zur Abdankung und zum Eintritte ins Kloster stimmen, aber dazu war er

doch nicht zu bewegen. Er versprach immer Besserung, und doch unschlüssig und feige, zur Unzeit weichherzig, beging er aus Schwachheit unzählige Ungerechtigkeiten, und da er kein Zutrauen zu sich fassen mochte, überließ er sich gerade den schlechtesten Rathgebern. Er glich einem Kinde, das bei heftigem Sturmwinde sich mitten auf eine große Eisbahn gewagt hat, und der Glätte nicht widerstehen kann. Ganze 26 Jahre quälte er sich auf dem schlüpfrigen Boden, bis der Tod endlich 840 seinem unglücklichen Leben ein Ende machte. Die letzten 40 Tage empfing er täglich die h. Communion, und meinte, es lauerten Teufel hinter seinem Bette auf seine Seele, darum rief er immer: Husch, husch! um sie zu verscheuchen. Von seinen vielen Andachtsübungen, so wie von seinen vielen Bemühungen für Religion und Kirche hat er den Beinamen des Frommen erhalten, doch möchte er eher der Einfältige heissen.

§. 51.

Die Bruderkriege.

(840—843.)

Der älteste Sohn Lothar hatte in den Empörungskriegen der Söhne gegen ihren Vater die schändlichste Rolle gespielt; Ludwig der Deutsche hatte nur gezwungen gegen seinen Vater die Waffen ergriffen, und war der erste, der ihm Abbitte gethan hatte. Lothar stürzte nun auch nach Ludwigs Tode durch seine Habsucht das Reich in die allergrößte Verwirrung. Ein verheerender Bürgerkrieg zernichtete alles Vortreffliche, das Karl der Große während seiner langen Regierung so sorgfältig gepflanzt hatte. Pipin war gestorben, aber dafür war nun Karl der Kahle herangewachsen, und verlangte seinen Antheil. Mit ihm verband sich Ludwig der Deutsche, nach unendlichen Hin- und Herzügen, Unterhandlungen, Bekämpfungen rebellischer Vasallen, und was des Unheils mehr war;

sie verbanden sich, den unersättlichen Lothar, der aus teuflischem Bruderhaß dem Ludwig alle Feinde des Reiches ins Land lockte, in Schranken zu halten. Es ist rührend, mit welcher zarten Gewissenhaftigkeit sie den Krieg gegen ihren leiblichen Bruder führten. Nur nachdem die Geistlichen und die Stände sie dazu autorisirt hatten, gingen sie auf ihn los. Bei Fontenay unweit Auxerre kam es 841 zu einer blutigen Schlacht. Der Sieg war auf der Seite der Gerechtigkeit, und mit diesem Gottesurtheile zufrieden, ließen sie den schurkischen Bruder entwischen, ohne ihm einen Schritt weit nachzusetzen und begruben seine Todten mit brüderlichen Thränen.

Lothar, verwundert, daß man ihm so viel Zeit ließ, war weit entfernt, durch den Edelmuth der Brüder sich zum Frieden bewegen zu lassen. Er zog frische Truppen an sich, und durchstreifte kühn die Länder seiner Brüder. Alle angebotenen billigen Verträge wies er trotzig ab. Da verbanden sie sich nothgedrungen noch einmal, und stießen 842 mit ihren Heeren bei Straßburg zusammen. Ludwig redete sein Heer in deutscher, Karl das seinige in französischer Sprache an; sie ermahnten ihre Leute tapfer zu seyn, stellten ihnen ihre redlichen Absichten und Lothars Ränke vor, und alles Volk versprach in freudigem Zuruf, der gerechten Sache treu zu bleiben. Hierauf schwur Ludwig in dem damals sich bildenden Französischen, damit Karls Heer ihn verstehen könnte, folgenden Eid:

> Pro Deu amur et pro christian poble et nostro commun salvament dist di en avant, in quant Deus savir et prodir me dunat, si salvarai io cist meon fradre Karlo et in adjuda er in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradre salvar dist in o quid il mi altresi facet, et ab Ludher nul plait nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in demno sit.

Denselben Eid sprach Karl der Kahle für Ludwigs deutsches Volk in deutscher Sprache also:

In Godes minna, ind durh tes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes so fram so mir God gewizei indi maht furgibit, so halt ih tesan minan bruoder Ludwig, soso man mit rethu sinan bruodher scal, intin thaz er mig sosoma duo, indi mit Lutherem inni theinni thing me gegango, zhe minate willon imo ce scadhen werhen.

Beides heißt:

Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volkes und unserer beiderseitigen Erhaltung von diesem Tage an und fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Macht verleiht, so halte ich aufrecht diesen meinen Bruder — Karl, Ludwig — (und will ihm zu Hülfe seyn in jeder Sache), so wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder (helfen) soll, und damit er mir eben so thue; und mit Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der mit meinem Willen ihm (meinem Bruder) zum Schaden wäre.

Auch die beiden Heere mußten schwören, daß sie auf die Haltung dieses Bündnisses sehen wollten. Dann rückten sie gegen Aachen an, wo Lothar war, und dieser floh wieder neben ihnen weg nach Lyon. Es war, als ob die Kinder Verstecken spielten. Bei jedem Schritte sahen sie die Bischöfe an, die zahlreich in ihrem Heere waren. Einmal sagten diese, Lothar solle nichts haben, das sey Gottes Wille. Die Brüder schritten also in Gottes Namen zur Theilung. Da endlich schickt Lothar Gesandte mit Freundschaftserbietungen. Dies freut die lieben Brüder innig, obschon Lothars Theilungsvorschläge die übermüthigsten von der Welt waren, und sie sehen ihre Bischöfe an. Und was sagen diese? Lothar habe Recht. So dauret das Schwanken noch lange fort.

Man wundert sich vielleicht über die große Macht der Bischöfe in weltlichen Dingen, die Christus ihnen nicht gegeben hatte. Aber man sieht, sie erhielten diese von den Fürsten selbst. Was dies genutzt und geschadet habe, werden wir bald erfahren.

§. 52.

Die Theilung zu Verdun.

(843.)

Die Brüder, gefesselt durch die Großen und durch ihre eigene Ohnmacht, schließen endlich Frieden mit Lothar, und theilen zu Verdun das Reich. Diese Theilung ist darum so merkwürdig, weil durch sie Frankreich und Deutschland auf immer von einander geschieden sind: ohne sie hätten vielleicht die Deutschen und Franzosen jetzt einerlei Sprache. Deutschland bekam Ludwig der Deutsche, aber nur bis an den Rhein, Frankreich Karl der Kahle, und Lothar erhielt Italien mit der Kaiserwürde, dazu aber noch einen breiten Streifen zwischen Deutschland und Frankreich längs dem Rheine vom mittelländischen Meere bis zur Nordsee. In diesem Streifen bildeten sich bald darauf das Herzogthum Lothringen (von Lothar benannt) und das Herzogthum Burgund.

Lothars Haus erlosch sehr früh, und da entstand ein heftiger Rangstreit unter den deutschen und französischen Königen, wer römischer Kaiser heissen sollte. Derjenige aber galt immer als Kaiser, welcher vom Pabste zu Rom die Krönung erhielt. Es dauerte nicht lange, so wurde die Kaiserwürde den deutschen Königen eigenthümlich.

Hier ist also der Punkt, daß die deutsche Geschichte sich von der französischen trennet: beide müssen nun besonders abgehandelt werden.

§. 53.

Die letzten Karolinger in Deutschland.

(843—911.)

Die Geschichte unsers deutschen Vaterlandes, sollte ich am ausführlichsten erzählen, denn wir selbst sind Deutsche. Aber man erwarte das nicht. Gerade die ältere deutsche Geschichte ist so dunkel, und die größten Thaten haben oft ein so wenig glänzendes Gepränge, daß es sehr schwierig ist, das Einzelne sowohl faßlich, als anziehend darzustellen.

Ludwig der Deutsche regierte bis 876. Sein Leben war ein ewiger Krieg mit unruhigen Vasallen, mit seinen Brüdern und Brudersöhnen und mit den Normännern und Slaven.

Leider ging nach seinem Tode das Reichtheilen wieder an, denn er hatte drei Söhne, Karlmann, Ludwig den Jüngern und Karl den Dicken. Der letztere bekam Schwaben — der zweite Sachsen, Thüringen, Franken und die nördlichen Slavenländer — der erste Baiern mit der Hoheit über Böhmen, Mähren und die andern östlichen Länder. Karlmann starb aber schon 880, und so erbte Ludwig seine Länder dazu.

Karl der Dicke suchte sein Heil in Italien, gewann die Freundschaft des Pabstes, ließ sich 881 zum römischen Kaiser und Könige von Italien krönen, erbte das Jahr darauf, da auch sein Bruder Ludwig starb, ganz Deutschland, hatte ferner das Glück, daß auch die Franzosen 884 unter kritischen Umständen ihn zu ihrem Könige ausriefen, und so war unter ihm Karls des Großen ungeheure Macht wieder vereinigt. Nur Schade, Karl der Dicke war nicht Karl der Große. Er täuschte die Völker alle, die ihr Vertrauen auf ihn gesetzt hatten, und schloß so schimpfliche Friedensverträge, daß es ihm bald ging, wie dem Esel in der Löwenhaut. Aller seiner Würden entsetzt, schimpflich fortgejagt (887), irrte er 11 Jahre traurig umher, und starb im größten Elende. Nach ihm sind die fränkischen Reiche nie

wieder so zusammen gekommen. Italien suchte sich einen andern König, Frankreich auch, Deutschland ebenfalls.

Deutschland wählte den Herzog Arnulph von Kärnthen, Karlmanns Sohn. Er war ein wackerer Held, that rühmliche Züge gegen die Normänner und Slaven, strafte die ränkesüchtigen, treulosen Italiäner, und ließ sich in Rom zum Kaiser krönen. Leider aber holte er sich in Italien auch einen zu frühen Tod (899), denn sein hinterlassener Prinz, Ludwig das Kind, war erst 6 Jahre alt. Während der vormundschaftlichen Regierung des Erzbischofs Hatto von Mainz kam das Reich erstaunlich zurück. Die Unruhen der Großen erschütterten es von innen, die Ungarn und andere Feinde von aussen, und die Slaven rissen sich wieder ganz los. Endlich als der Prinz 18 Jahre alt war, starb er (911), und nun war in Deutschland kein Karolinger mehr übrig.

§. 54.

Die Karolinger in Frankreich.

(843—987.)

In Frankreich erfuhren die Karolinger kein besseres Schicksal. Karl der Kahle, wie gesagt, war eigentlich der erste König von Frankreich. Seine Nachkommen erhielten sich fast anderthalb hundert Jahre auf dem französischen Throne, aber es waren die elendesten Regenten, die man sich denken kann. Bei ihren eigenen Unterthanen hatten sie allerlei schimpfliche Beinamen, aus denen man sehen kann, wie verächtlich sie dem Volke waren. Einer hieß der Stammler, ein anderer der Einfältige, ein dritter der Faule. Sie konnten ihr eigenes Haus nicht regieren, mit Brüdern und Vettern hatten sie unaufhörliche Kriege, und das arme Volk mußte es büßen. Von einer Bemühung, vernünftige Wege zur Beruhigung, Bildung und Beglückung des Staates einzuschlagen, ist keine Spur. Starb der Kö-

nig, so brach um die Thronfolge gewöhnlich immer ein Bürgerkrieg aus, und die Großen waren dieser Herrschaft so satt, daß sie zuweilen fremde Herrscher ins Land riefen — einmal Karl den Dicken — die sich aber auch nicht behaupten konnten.

Die Herzoge und Grafen des Reiches standen sich bei der Schwäche der Könige am besten. Sie vergrößerten ihre Lehen, so gut sie konnten, und starb ein solcher mächtiger Vasall, so eilte der älteste Sohn nach Hofe, und forderte vom Könige die Belehnung. Bekam er sie nicht, so ertrotzte er sie mit dem Schwerte. Zuletzt unterblieb sogar das Nachsuchen der Belehnung, die Lehngüter wurden völlig erblich. Und so wenig achteten die großen Vasallen ihres Königs, daß sie ihm die Heeresfolge versagten, und ihn selbst bekriegten, so oft es ihnen beliebte. Riß sich doch ein großes Stück der südöstlichen Provinzen 879 vom Reiche ganz los, und wählte sich ein eigenes Haupt, das sich König von Provence nannte, und sein Reich zu behaupten wußte.

Bei Deutschland habe ich der feindseligen Normänner erwähnt. Diese Seeräuber aus Norwegen und Dänemark suchten auch die Nordküsten Frankreichs heim, und die schwachen Könige waren nicht mächtig genug, sie abzuwehren. Ihr Herzog Rollo erbot sich ein Christ zu werden, und forderte ein Stück Landes, wofür er dem Könige Vasallendienste versprach. Der König Karl der Einfältige konnte nicht verweigern, was der Eroberer schon besaß. Rollo bekam in der Taufe den Namen Robert, und die von seinen Normännern besetzte Provinz heißt noch jetzt die Normandie. An seinem Tauftage (J. 912) fragte er seinen Lehrer, den Erzbischof von Rouen, nach den ansehnlichsten Kirchen seiner Provinz. Der Erzbischof nannte die Kirchen U. L. Fr. zu Rouen, Bayeur, Evreur, zu St. Michael auf dem Berge, zu St. Peter zu Rouen und Jumiege, und zum h. Dionysius bei Paris. Jeder dieser sieben Kirchen schenkte Robert nun während der sieben Tage, da er das weisse Kleid der Neugetauften trug, ein Landgut. Er wurde ein wackerer

sanfter Christ, so wie er früher ein raub- und blutdurstiger Eroberer war, zum Schrecken seiner Nachbarn. Er gab seinen Normännern die schärfsten Gesetze gegen das Stehlen und Rauben, und die gewohnten Räuber achteten sie. Schon der Name Robert schreckte jeden, denn kein Gesetz ließ Robert ungestraft übertreten. Einmal auf der Jagd ruhte er unter einer Eiche aus, hängte seine goldenen Schnallen an den Baum, und vergaß nachher sie mitzunehmen. Sie hingen, wie man sagt, 3 Jahre, und keiner wagte sie anzurühren: so gefürchtet waren Roberts Gesetze. — Die benachbarten Grafen von Bretagne wurden sogar seine Vasallen, zur Schande des Königs.

Um sich gegen die trotzigen Vasallen zu schützen, sahen sich die Könige nach treuen Freunden um, und diese glaubten sie dadurch zu gewinnen, daß sie neue Herzoge und Grafen ernannten, und solche mit Krongütern belehnten. Anfangs waren diese Emporkömmlinge dankbar, und standen ihrem Wohlthäter, der sie aus dem Staube gehoben, kräftig bei. Aber nicht lange. Kaum fühlten sie sich, so waren sie nicht besser, als die alten Vasallen. Dann folgten neue Standeserhöhungen, neue Belehnungen. Dadurch verschenkten die französischen Könige sich so sehr, daß zuletzt König Ludwig IV., genannt über Meer, im J. 949 von dem ganzen großen Reiche nichts mehr übrig hatte, als die einzige Stadt Laon, in welcher er wohnte.

Nun war es Zeit, daß die Fürsten sich nach einem kräftigern Regenten umsahen, und selbst dieses muß uns von ihnen wundern, da der elendeste König ihnen sonst der liebste war. Hugo der Große war damals der berühmteste Vasall: Er besaß das Herzogthum Neustrien (zwischen der Seine und Loire), das Herzogthum Francien (zwischen der Seine und Maas) und das Herzogthum Burgund, und Paris war seine Hauptstadt. So brachte er es bei der nächsten Thronerledigung 987 dahin, daß sein Sohn Hugo Capet (der Breitkopf, die königliche Würde erhielt. Aus diesem Hause sind bis

jetzt alle französischen Könige entsprossen, nur daß die Revolution und Kaiser Napoleon eine Unterbrechung von 20 Jahren gemacht haben. Der jetzt in Frankreich regierende König Ludwig Philipp ist noch ein Capetinger.

§. 55.
Die falschen Decretalen.
(Seit 787.)

Ich habe vorher erzählt, daß an den Höfen der Karolinger sich immer viele Bischöfe aufhielten. Sie dienten den schwachen Königen als Räthe, denn sie waren die einzigen, welche noch etwas Wissenschaft besaßen. Viele der niedern Geistlichen konnten nicht einmal schreiben, sondern nur lesen, wodurch sie noch die Laien übertrafen. Kaiser und Könige selbst konnten häufig nicht lesen. Daß das Volk von den unwissenden Priestern wenig lernen konnte, versteht sich von selbst. Die ungereimtesten Sachen hörte man von den Kanzeln, z. B. der sey ein guter Christ, der fleißig in die Kirche gehe, und das Vater unser und den Glauben hersagen könne — wer eine Kirche oder ein Kloster baue, dem könne die ewige Seligkeit nicht fehlen, u. s. w. Doch muß man diese einfältigen Lehrer nicht belachen. Wo hätten sie selbst etwas Gründliches vom Christenthum lernen können? Schulen gab es fast gar nicht, als nur in den Klöstern — und eben darum war die Stiftung eines Klosters damals wirklich ein besonders gutes Werk — aber auch die Klosterschulen konnten wenig besucht werden. Alle Landstraßen wimmelten von Räubern: wer nur aus dem Hause ging, lief Gefahr, von den überall lauernden Rittern ausgeplündert, gefangen und ermordet zu werden. Daher die Unwissenheit aller Stände. Mit der Unwissenheit paarte sich bald ein ärgerlicher Wandel. Die Geistlichen lagen in den Schenken, auf den Jahrmärkten, spielten, zechten, und trieben allerlei Schlechtes. Wer eingezogen lebte und studirte, ward ausgelacht, und

scheel angesehen. Die ungeheuern Einkünfte der geistlichen Stellen bewog viele Fürsten- und Königssöhne, noch mehr aber die hochadlichen Junker, den geistlichen Stand zu ergreifen, ohne dafür den mindesten Beruf zu haben, um nur alle Tage in Herrlichkeit und Freude leben zu können. Selbst bis auf den Stuhl Petri erstreckten sich die Gräuel. Im 10ten und 11ten Jahrhundert, als die Kaiser in Italien nichts mehr zu sagen hatten, herrschten dort die Herzoge und Grafen mit unerhörtem Uebermuthe. Da gab es keine ordentliche Pabstwahlen, bei denen man auf Würdigkeit der Person gesehen hätte, sondern die mächtigen Großen und deren ausschweifende Weiber setzten ihre unbärtigen Söhne oder sonst ihre Kreaturen zu Oberhäuptern der Kirche ein. So erscheint da eine Reihe von 20 Päbsten, in denen das Gefühl der Ehrbarkeit wie ausgestorben war. Gelangte einmal ein würdiger Mann auf den Stuhl Petri, so ward er durch Gift oder dergleichen auf die Seite geschafft, und zuweilen regierten zwei, drei Päbste gegen einander. Ich müßte mich schämen, wenn ich aus dieser Gräuelzeit etwas Näheres erzählen wollte.

Aber warum verschweige ich diese Aergernisse nicht lieber ganz? Darum nicht, weil sie lehrreich sind. In den ersten Jahrhunderten wurde die Religion durch Feuer und Schwert verfolgt, nachher durch Ketzereien, jetzt im Mittelalter durch barbarische Unwissenheit und Lasterhaftigkeit vieler Kirchenvorsteher. Auch diese letzte Verfolgung hat die Religion so gut bestanden, wie die vorigen, und das Christenthum blühet noch jetzt, obschon es in den Finsternissen und Gräueln des Mittelalters ersterben zu wollen schien. Kann man daraus nicht wieder sehen, wie Jesus über seine Kirche wacht?

Aber gab es denn gar kein Mittel, die Bischöfe zur treuern Aufsicht über ihre Priester und Laien zu bringen? O ja, die Provinzialkirchenversammlungen, die aus den Bischöfen eines ganzen Landes bestanden, und sehr oft zusammen traten. Auf diesen waren immer noch wackere Männer

genug, welche für das beste der Kirche laut ihre Stimme erhoben, und die pflichtvergessenden Bischöfe, die an den Höfen lagen, zu jagen, zu zechen, und selbst gewaffnet aufs Rauben auszuziehen, mit geistlichen Strafen belegten, wenn sie ihre Diöcesen länger verkommen ließen. Das war nun solchen Bischöfen sehr ungelegen. Was geschah? Sie appellirten an den Pabst. Der Pabst war weit, ihm konnten sie ihr Vergehen leicht vertuschen, wenn derselbe auch den besten Willen hatte, nur die gerechte Sache zu unterstützen. Freilich sagten die Provinzialconcilien, solche Sachen wären nicht für den Richterstuhl des Pabstes; aber da erschien auf einmal ein Buch von 80 Decretalen, d. h. Entscheidungsbriefen, welche die ersten Päbste nach Petrus an allerlei Bischöfe der Christenheit erlassen haben sollten, woraus sich ergeben sollte, daß nicht das Provinzialconcilium, sondern der Pabst die Bischöfe in allen Provincialangelegenheiten gerichtet habe. Ein spanischer Bischof Isidor mit Namen, soll die Decretalen geschmiedet haben, es fiel aber damals keinem Menschen ein, sie für unächt zu halten, so wenig wußte man von der frühern Geschichte. Hierauf fußten nun alle Bischöfe, wenn sie mit dem Provincialconcilium in Verlegenheit geriethen, und die Päbste, da man sie über die Provinzialsachen zu Richtern aufrief, nahmen diese ihnen angebotene Erweiterung ihrer geistlichen Macht endlich an, und die Decretalen wurden Kirchengesetze. So gaben die Bischöfe den Päbsten eine größere geistliche Gewalt, so wie die Fürsten ihnen schon früher die Entscheidung über Königsthrone zugestanden hatten. Von Christo haben die Päbste nur eine geistliche Gewalt, und zwar nur die oberste Leitung solcher Geschäfte, welche die ganze Kirche zur Erhaltung ihrer Einheit betreffen.

§. 56.

Steigende weltliche Macht der Päbste.

Pabst Zacharias hatte durch sein Gutachten die Karolinger auf den Königsthron gehoben, Pabst Leo III. Karl den Großen zum römischen Kaiser ausgerufen und gekrönt. Dafür waren die Karolinger dem päbstlichen Stuhle immer dankbar, und überließen ihm oft die Entscheidung in Staatsangelegenheiten.

Ludwig der Fromme empfing nach seines Vaters Tode vom Pabste noch einmal die Krönung, sendete die Acte der Reichstheilung nach Rom, und zog dann selbst nach Rom, seinen Sohn Lothar vom Pabste zum Kaiser krönen zu lassen. Als Lothars Geschlecht ausgestorben war, meldeten sich Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche um die Kaiserwürde beim — Pabste. Karl der Kahle kam aber zuerst ein, brachte Geschenke, und wurde vom Pabste gekrönt. Von nun an wurde einer nicht eher als Kaiser betrachtet, bis er vom Pabste gekrönt war.

Als Herzog Bose 879 von seinem Könige Karl dem Dicken abfiel, und das Königreich Provence gründete, schrieb Pabst Joannes VIII. an Karl den Dicken, er habe den glorwürdigen Fürsten Bose an Kindes Statt angenommen, und spreche den Bannfluch über alle, die ihn beunruhigen würden. Der nämliche Pabst setzte nachher Karl den Dicken zum Kaiser ein, und schrieb darüber an einen Reichsfürsten: „Ohne Unsere Genehmigung dürfet ihr keinen König annehmen; denn welchen ihr zur Regierung bestellen wollet, der muß zuerst und besonders von Uns berufen und gewählt seyn.“

Ein noch früherer Pabst, Nicolaus I., zwang 866 den Lothar, seine Gemahlinn Theutberge wieder aufzunehmen. Seine Bischöfe, unter andern die Erzbischöfe von Cöln und Trier, hatten ihm erlaubt, sie wegen ihres schlechten Wandels zu entlassen, und eine gewisse Walrade zu heirathen. Hier hatte der Pabst nun nicht so sehr Unrecht, weil eine

solche Ehescheidung dem Evangelium zuwider ist. Ausser der Walrade hatte sich auch Lothar noch eine Menge anderer Weiber angeschafft. Der Legat des Pabstes nahm diese alle mit nach Rom, sie entsprangen ihm aber unterweges, kamen wieder nach Lothringen, schmeichelten sich abermals bei Lothar ein, und machten der Theutberge das Leben so sauer, daß diese den Hof gern wieder verließ. So ehrvergessen waren damals Fürsten, und da war es wirklich eine Wohlthat für die Völker, daß die Päbste kräftig durchgriffen.

§. 57.
Die Legaten.

Ich sprach eben von einem päbstlichen Legaten. Im 10ten Jahrhundert fing es an, daß die Päbste an allen christlichen Höfen Gesandte hielten, die auf den christlichen Wandel der Fürsten und der Völker ihr Augenmerk richten sollten, und unverletzlich waren. Das waren die Legaten. Diese Männer sahen auf alle Regierungssachen, ja auf die Familienangelegenheiten der Fürsten, waren überall die Vermittler und Friedensstifter, vertraten bei den Reichsversammlungen und Concilien die Stelle des Pabstes, und wachten auf alle Weise, daß keiner den Rechten des Pabstes zu nahe trat. Sie publicirten päbstliche Bullen (Edicte), die bald neue Kirchenverordnungen, bald milde Gaben zum Besten der Kirche, bald Bannerklärungen gegen einen ungehorsamen Fürsten enthielten, und konnten mit Strenge verfahren, weil sie nicht nur die Geistlichkeit, sondern auch das Volk auf ihrer Seite hatten. Für die Einheit der Kirche hatte dies einen unbeschreiblichen Nutzen, wie auch für das Wohl der Staaten, über welche die Kirche im Mittelalter, wie wir wissen, die Vormundschaft führen mußte. Wie hätten die Päbste Kirche und Staat in Ordnung erhalten können, wenn sie durch die Legaten von jeder Bewegung nicht schnelle Kunde erhalten hätten! In den neuern Zeiten halten alle große Monarchen es

für nothwendig, an allen auswärtigen großen Höfen einen Gesandten zu halten, und von den Päbsten im Mittelalter ist diese sehr weise Idee erfunden. Nur wenn herrschsüchtige Päbste regierten, oder eigensinnige Männer zu Legaten bestellt wurden, gab diese Einrichtung zu Zwisten Anlaß. Die Bischöfe und Aebte waren den Legaten gewöhnlich recht gram; weil diese sich nicht nur das Ansehen eines Visitators gaben, sondern auch den Bisthümern und Klöstern oft Contributionen auflegten. Um dieser Aufsicht überhoben zu seyn, ließen sich viele Klöster von derselben dispensiren, und zahlten jährlich Exemtionsgebühren nach Rom. Auch Erzbischöfe ließen sich das Amt beständiger Vicare des apostolischen Stuhles vom Pabste ertheilen, und waren dann von den Legaten frei.

§. 58.

Die Cardinäle.

Die Hauptkirchen im römischen Gebiete hießen Cardinalkirchen, und die an denselben stehenden Geistlichen Cardinalbischöfe, Cardinalpriester und Cardinaldiakonen, weil ihre Namen an der Thürangel (in cardine) ihrer Kirchen angeschlagen waren. In den ältesten Zeiten kannte man jedoch nur Cardinalpriester, welche man als die Pfarrer der Stadt Rom betrachten mag.

Bisher waren die Päbste von der gesammten römischen Geistlichkeit und vom Volke gewählt, und seit Karl dem Großen auch von den Kaisern bestätigt worden. Dabei hatten sich viele Unordnungen eingeschlichen, Parteien und Bestechungen waren unvermeidlich, und darum hatten so viele unwürdige Menschen im 10ten und 11ten Jahrhundert den Stuhl Petri eingenommen. Deswegen verordnete Pabst Nikolaus II. auf einer Kirchenversammlung zu Rom 1059, daß, um Simonie (Erkaufung geistlicher Güter um Geld) zu verhüten, künftig die Pabstwahl nur von den Cardinälen vorgenommen, der Gewählte aber von Cardinalbischöfen geweiht

werden sollte, wozu der Kaiser gewiß seine Einwilligung geben werde, falls die Päbste für ihre Person jedesmal darum ansuchen würden, wie es in der Verfügung lautete. Seit diesem Edicte geschah denn die Pabstwahl von den 7 Cardinalbischöfen und 28 Cardinalpriestern. Im 12ten Jahrhundert nahm man auch noch die Cardinaldiakonen dazu, bis endlich spät — im 16ten Jahrhundert — die Zahl der Wählenden, die nun ausschließlich Cardinäle genannt wurden, auf 70 beschränkt ward, eine Zahl aber, die selten vollständig ist.

Die Cardinäle hatten ihren Rang über die Bischöfe und Fürsten, selbst über die Gesandten der Könige. Noch jetzt besorgen sie die Regierungsgeschäfte des päbstlichen Stuhles, und der Pabst bestätigt nur ihre Decrete. Ihre Kleidung ist ein rother Hut und ein langer Scharlachmantel.

§. 59.

Paschasius Radbertus.

(J. 831.)

Von Irrlehren hört man in dieser Periode des Mittelalters wenig, mehr aber von theologischen Streitigkeiten. Paschasius Radbertus, ein Benedictiner im Kloster Neucorfei, schrieb zur Erbauung der bekehrten Sachsen ein Buch über das h. Altarssakrament, in welchem der Ausdruck vorkam, wir empfingen in der h. Hostie den nämlichen Leib Christi, der von Maria geboren wurde, litt und starb. Dieser Ausdruck war neu, und konnte Anstoß geben, weil Christus im Sacramente doch keinen Leiden mehr unterworfen ist. Darum fand Radbertus viele Gegner, unter andern einen gewissen Ratramnus und den Mainzer Erzbischof Rhabanus Maurus. Diese lehrten in ihren Gegenschriften eben so, wie Radbertus, die reelle Gegenwart Christi in diesem Sakramente und die Verwandlung der Substanzen des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi. Der eine Gegner

schreibt z. B. einmal: „Das Brod ist der Leib und der Wein das Blut Christi geworden.“ Darüber war hier der Streit nicht. Wenn meine Leser also einmal hören oder lesen sollten, diesen Glaubensartikel hätte Radbertus neu erfunden, und bei allgemeinem Widerspruche doch endlich durchgesetzt, so wissen sie, was von dieser Erzählung zu halten sey. Völlig 200 Jahre später läugnete Berengarius, ein Priester zu Tours, die reelle Gegenwart, und diese Neuerung fand allgemeinen Widerspruch, ja die Kirche lehrte das h. Sacrament nun noch mehr durch die Einführung des Frohnleichnamsfestes und der Processionen.

§. 60.

Bekehrung der Dänen und Schweden.

(J. 829.)

Im 9ten Jahrhundert wurde die christliche Religion bedeutend ausgebreitet. Von der Bekehrung der Sachsen ist bereits gesprochen. Der h. Ansgarius Benedictiner im Kloster Corfei, ging unter Ludwig dem Frommen nach Dänemark, und gründete dort eine ansehnliche Christengemeinde. Unter anderm kaufte er oft junge Sclaven ein, erzog sie in der Gottesfurcht, und schickte sie dann unter ihre Landesleute zurück. Dadurch machte er die Früchte seiner Predigt bleibend in dem noch rohen Volke.

Der König von Schweden verlangte sogar aus eigenem Antriebe Glaubensprediger von Ludwig dem Frommen. Der Kaiser schickte ihm den h. Ansgarius nebst noch einem Ordensmann aus Corfei, mit reichen Geschenken. Auf der Ostsee fielen die apostolischen Männer Seeräubern in die Hände, verloren ihre Geschenke, und brachten dem Schwedenkönige nichts mit, als das Wort Gottes. Aber doch fanden sie gute Aufnahme. Heringar, einer der ersten Reichsfürsten, ward ein Christ, und baute die erste christliche Kirche.

Als das Evangelium in Dänemark und Schwe-

den so guten Fortgang hatte, ward in Hamburg ein Bisthum für beide Staaten errichtet, und der h. Ansgarius dort zum ersten Bischofe bestellt. Er war ein Mann, dem h. Ludgerus ähnlich, lebte strenge für sich selbst, und hatte an seiner neuen Pflanzschule die herzlichste Freude. Er wollte gern als Märtyrer sterben, und als er eine tödtliche Krankheit fühlte, an welcher er auch starb, sagte er, durch seine Sünden sey er des Glückes unwürdig geworden, als Märtyrer zu sterben.

Als später in Dänemark und Schweden selbst Bisthümer errichtet werden konnten, wurde das Bisthum Hamburg nach Bremen verlegt.

II. Das griechische Kaiserthum.

§ 61.

Kaiser Nicephorus.

(802—811.)

Vom oströmischen Reiche haben wir seit der Kaiserinn Irene, die den Bildersturm beendigte, nichts gehört. Ihr Nachfolger, der Patricier Nicephorus, war ein grausamer Tyrann, dem schändlichsten Geize ergeben, und ein Zelot in Kirchenstreitigkeiten. Im Kriege hatte er etwas Glück, und das machte ihn übermüthig. Er schlug die Bulgaren, ließ deren Todte auf dem Schlachtfelde unbegraben verfaulen, und als der geschlagene König demüthig um Frieden bat, antwortete er, mit den Bulgaren machte er nie Frieden. Dann zog er im Bulgarenlande umher, steckte alle Häuser an, erschlug die Bewohner, und als er auch des Königs Haus eroberte, ließ er gleich Zimmer vor Zimmer versiegeln. Das that er aus Geiz, damit keiner aus dem Heere etwas von der Beute bekäme. Es fanden sich aber einige, die schon vorher etwas zu sich gesteckt hatten. Diesen ließ er auf der Stelle die Ohren abschneiden.

Der König der Bulgaren sah nun wohl, daß es auf die gänzliche Vertilgung seiner Nation abgesehen sey, und hauchte den Seinigen den letzten Muth ein, den Muth der Verzweiflung. Diese umringten das griechische Lager in einem Walde, fällten weit umher die Bäume, und fielen dann wüthend über den Feind. Nur wenige Griechen entkamen hier, denn das Verhau hemmte auch die Flucht. Selbst Nicephorus war unter den Todten. Die Bulgaren schnitten ihm den Kopf ab, und trugen denselben auf einer Stange nach Hause. Dann kam der Kopf in die Hände eines Künstlers, der ihn nach gehöriger Präparation mit Silber überzog, und ihn zu einer Trinkschale für den König einrichtete. Eine lehrreiche Geschichte!

§. 62.

Die folgenden Kaiser.

(811—829.)

In den folgenden 18 Jahren waren 4 Kaiser. Stauratius, des Nicephorus Sohn, dankte schon im ersten Jahre freiwillig ab. Da nahm Michael I. den Purpur auf, und machte sich lächerlich. Er wollte die Bulgaren wieder demüthigen, diese aber forderten einen jährlichen Tribut, eine feste Bestimmung der Gränzen und eine richtige Auslieferung der gegenseitigen Ueberläufer. Die beiden ersten Punkte ging Michael, so schimpflich sie auch waren, ohne Bedenken ein, und erbitterte dadurch sein Volk. Die letzte Bedingung anzunehmen widerriethen ihm seine Bischöfe, und mit Recht, denn die Bulgarennation war noch im Heidenthum, und die bulgarischen Ueberläufer hatten die christliche Religion angenommen. Durfte man sie wohl den Mörderhänden ihrer heidnischen Landsleute überliefern? Darüber machte der wilde Barbar denn einen neuen Angriff. Kaiser Michael zieht gegen ihn zu Felde, die Soldaten folgten ihm verdrüssig, und in der ersten Schlacht laufen sie alle davon. In der Angst bietet

er seinem General Leo die Kaiserwürde an, schert sich demüthig den Kopf, und geht in ein Kloster. Frau und Kinder folgten seinem Beispiele.

Leo der Armenier (Leo V.) erneuerte den Bildersturm, und wurde fast allgemein gehaßt. Er regierte 7 Jahre, und wurde in der Kirche erschlagen. Fürchterliche Zeiten, wo solche Thaten ungestraft verübt werden!

Sein Nachfolger Michael der Stammler (Michael II.) regierte nicht glücklicher. Die Saracenen nahmen ihm Unteritalien weg, und ein Straßenräuber setzte das ganze Land in Schrecken. Doch diesen bekam der Kaiser lebendig in die Hände, und strafte ihn barbarisch, nach dem Geiste des Zeitalters: man hieb ihm Hände und Füße ab, und führte ihn so auf einem Esel durch das Lager, bis er sich verblutet hatte.

Warum erzähle ich das so ausführlich? Damit meine Leser aus einer Reihe von solchen Schilderungen einer Art sich einen Begriff machen von einem ausgearteten Volke, das durch seine Sittenlosigkeit dem Verderben entgegeneilt, und sich wahnsinnig selbst zerfleischet; — damit sie lernen, welcher Verwilderung die Menschheit fähig sey, und damit sie freudig um sich schauen, und das Glück einer wohlgeordneten Staatsverfassung schätzen.

Jetzt war vom griechischen Kaiserthum nichts mehr übrig, als Thracien, Macedonien, Epirus, Griechenland und Kleinasien. Ein kluger Regent hätte aus diesen Landen noch immer das mächtigste Reich der Erde machen können, denn die Feinde des Reiches, Saracenen und Bulgaren, verstanden von der Kriegskunst wenig. Aber wie viele kluge Regenten gab es in diesem Reiche? Dennoch war Griechenland damals immerhin das gebildetste Land der Welt, und Constantinopel blieb noch lange die schönste Stadt der Erde und der Hauptsitz der Wissenschaften.

Zwölf Jahre lang wurde auch der Kriegesruhm der Griechen hergestellt, so lange nämlich der tapfere Theophilus regierte (830—842). Fünf

Feldzüge that er gegen die Saracenen, und im Innern des Reiches duldete er auch keinen Unfug, doch erneuerte er die Verbote der Bilderverehrung. Einst sah er ein reich beladenes Kaufmannsschiff in den Hafen der Hauptstadt einlaufen, und vernahm, daß es seiner Gemahlinn Theodora gehöre. Da ließ er es gleich verbrennen. „Ist wohl jemals — rief er zornig aus — ein Kaiser vor mir an eine Handelsfrau verheirathet gewesen? Wenn die Fürsten Kaufleute seyn wollen, so müssen die Bürger Hungers sterben."

§. 63.

Bekehrung der Bulgaren.

(J. 855.)

Kaiser Theophilus überwand die Bulgaren in einer neuen Schlacht, bekam selbst die Schwester des Bulgarenkönigs gefangen, und 38 Jahre mußte diese Princessinn zu Constantinopel harren. In dieser Zeit ließ sie sich im Christenthum unterrichten, und empfing die h. Taufe.

Als Theophilus starb, und Theodora, die Kaiserinn, mit ihrem Schwager Bardes für ihren minderjährigen Sohn Michael III. das Reich verwaltete, gab sie die bulgarische Prinzessinn frei. Diese redete nun ihrem Bruder immer von der Wahrheit des Christenthums zu, wie einst Clotilde ihrem Gemahl Clodwig, dem Frankenkönige. Aber der Bulgarenkönig hielt an seinen alten Götzen; als eine Seuche sein Land verheerte, und auf seiner christlichen Schwester Gebet augenblicklich nachließ, wollte er wohl ein Christ werden, hätte er nicht eine Rebellion seiner Unterthanen befürchtet. Ein Maler gab endlich den Ausschlag. Dieser erhielt vom Könige den Befehl, ihm die Gemächer seines Schlosses zu malen, und zwar recht schauerlich. Der Maler war ein Christ, und wählte das jüngste Gericht. Die Erklärung des furchtbaren Gemäldes machte auf den Bulgarenkönig einen solchen Eindruck, daß

er von der Kaiserinn Theodora sogleich Glaubensprediger verlangte. Theodora schickte ihm einen Bischof, und der König ließ sich heimlich taufen. Seine Unterthanen erfuhren es aber bald, und rebellirten. Der König überwand die Rebellen, und verzieh ihnen ohne Rache, wie er als Christ gelernt hatte. Dieser Edelmuth gewann das Bulgarenvolk für das Christenthum. Der König schickte auch bald Gesandte an den Pabst, über einiges zu fragen, was die Religion betraf, und mit dem Oberhaupte der Kirche sich in Verbindung zu setzen. Pabst Nikolaus I. freuete sich der neuen Christen, die so weit her kamen, vom päbstlichen Stuhle Unterricht zu empfangen, und gab ihnen zwei würdige Bischöfe mit, die neue Kirche Bulgariens zu organisiren.

§. 64.

Das griechische Schisma.

(Seit 863.)

So lange Michael III. noch ein Kind war, regierte seine Mutter und der Oheim Bardas für ihn das Land — ein Mensch von so schlechten Sitten, daß der Patriarch von Constantinopel, der h. Ignatius, ihn mit dem Kirchenbanne belegen mußte. Dafür rächte sich der Höfling, sobald der Kaiser mündig geworden, auf eine heimtückische Art. Er gab dem schwachen jungen Fürsten den Verdacht ein, als wenn seine eigene Mutter und Schwester ihn vom Throne stoßen wollten. Was that der bange Michael? Er forderte den Patriarchen Ignatius auf, beide zu Nonnen zu kleiden, dieser erwiderte aber, keiner könne gegen seinen Willen in ein Kloster gesteckt werden. Das erbitterte. Auf Betrieb des Bardas veranstaltet Michael eine Kirchenversammlung, bürdet dem Ignatius verschiedene staatsverbrecherische Umtriebe auf, und es finden sich feile Bischöfe, die den Ignatius absetzen, und einen gewissen Schlaukopf Photius auf den Patriarchalstuhl heben. Ignatius wird mit Ketten belastet

nach der Insel Lesbos gebracht. So rächte sich Bardas.

Aber konnte der eingedrängte Photius bei dem Volke und der Geistlichkeit Anhang finden? Ja, durch den Pabst: diesem schrieb er, wie er gezwungen sey, ein so schweres Amt zu übernehmen, und Ignatius freiwillig niedergelegt habe, um in der Ruhe eines Klosters sich zu einem seligen Ende zu bereiten. Der Kaiser bekräftigte diese Lügen, dem Ignatius aber war das Schreiben untersagt. Um nicht getäuscht zu werden, sandte der Pabst — es war Nikolaus I. — zwei Legaten nach Constantinopel. Diesen kamen Photius und der Kaiser mit vollen Beuteln entgegen. In Eil wurde 860 ein neues Concilium gehalten, und in demselben Photius bestätigt.

Indessen hatte Pabst Nikolaus doch den wahren Hergang der Sache erfahren. Nun strafte er seine Legaten, verwarf die Synode des Photius, und verlangte dessen Absetzung. Darauf antwortete der Kaiser in beleidigendem Tone.

Hierzu kam noch ein anderer mißlicher Umstand. Die wilden Bulgaren waren endlich Christen geworden, und obschon von griechischen Priestern unterrichtet und getauft, hatten sie sich doch gleich darauf nach Rom gewendet, ihre neue Kirche recht zu organisiren. Pabst Nikolaus hatte ihnen darauf einige Bevollmächtigte geschickt, die unter ihnen einige neue Vorkehrungen trafen, z. B. sie erkannten die den Bulgaren ertheilte Firmung nicht für gütig, weil sie dieselbe nicht von Bischöfen, sondern von Priestern empfangen hatten. Das ging dem Photius mit vielen griechischen Prälaten an die Seele. Er setzte sich mit etwa 20 Bischöfen in eine Synode, und entwarf eine lange Formel, in welcher er die ganze lateinische Kirche unerhörter Ketzereien beschuldigte, z. B. sie faste am Sonnabend, der doch ein froher Vorbereitungstag zum Sonntage sey — sie wiederholte die Firmung — sie erkenne den römischen Bischof als Oberhaupt an, da mit der Verlegung des christlichen Kaiserthrones doch auch der Hauptsitz der

Religion nach Constantinopel übertragen sey — sie lehre, daß der h. Geist auch vom Sohne ausgehe, u. s. w. Durch den letzten Satz, daß der h. Geist nur vom Vater ausgehe, machte Photius sich selbst zum Irrlehrer, wie auch dadurch, daß er den Primat des römischen Stuhles verwarf. Die andern Sachen waren Nebendinge. Auf den Grund dieser Beschwerden excommunicirte er nun den Pabst mit der ganzen abendländischen Kirche, und nahm selbst den Titel eines allgemeinen Patriarchen — eines Pabstes — an. Das Rundschreiben des Photius enthielt die Unterschriften seiner 20 Bischöfe, ein paar hundert Namen hatte er selbst noch beigeschrieben.

So weit waren also die unaufhörlichen Glaubenszwiste des Orients gediehen, zur völligen Trennung von der Kircheneinheit.

Schon nach einigen Jahren erschlug Basilius der Macedonier den schwachen Michael, und setzte sich selbst auf den Kaiserthron. Er war früher Stallknecht gewesen. Vielleicht, um durch die Gunst der Gutgesinnten seine Macht zu befestigen, wies er unerwartet den Photius in ein Kloster, und rief den h. Ignatius wieder auf den Patriarchalstuhl. Ja, er ließ in Vereinigung mit dem Pabste Hadrian II. eine allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel (die 8te allgemeine, 4te zu Constantinopel) in den Jahren 869 und 870 abhalten, in welcher Photius abgesetzt, und das Schisma zwischen dem Orient und Occident gehoben wurde. Aber die Einigkeit war nicht von Dauer. Als Ignatius starb, wußte Photius sich wieder in seine Würde zu setzen, und dieselbe zu behaupten. Der Bruch wurde vollendet im J. 1053 durch den Patriarchen Michael Cärularius, welcher der lateinischen Kirche als neue Ketzerei anrechnete, daß sie bei der h. Messe ungesäuertes Brod nehme, und den Pabst wieder in den Bann that. Die Patriarchen von Alexandria, Antiochia und Jerusalem pflichteten leider dem Patriarchen von Constantinopel bei, und erkannten ihn als das Ehrenoberhaupt der Kirche an. Doch war die Spaltung damals noch nicht

immer allgemein, vielmehr werden uns noch zuweilen Patriarchen im Orient begegnen, welche katholisch sind.

Die abtrinnige Kirche im Morgenlande, die noch bis auf den heutigen Tag besteht, heißt die griechische Kirche, weil sie sich der griechischen Sprache beim Gottesdienste bedient, so wie die katholische Kirche wohl die lateinische Kirche heißt; doch wollen auch die Griechen gern Katholiken genannt werden. In der Glaubenslehre stimmen sie mit den Katholiken überein, die beiden schon angeführten Punkte ausgenommen, aber in den Kirchengebräuchen haben sie viel Eigenes. Sie dulden bei dem Gottesdienste keine Instrumentalmusik, halten keine Processionen mit dem Venerabel, kennen auch keine Elevation in der Messe und keine Benedictionen mit dem Hochwürdigsten. In ihren Kirchen sieht man nur gemahlte Bilder. Die Taufe geben sie durch Untertauchen, die Firmung ertheilt der taufende Priester; zur Communion bedienen sie sich kleiner Brodstückchen, die vorher in den consekrirten Wein geworfen sind, und in einem Löffelchen gereicht werden. Welche beichten, legen einzeln ihr Sündenbekenntniß ab, und empfangen am Ende die Lossprechung gemeinschaftlich. Die Oelung der Kranken wird von mehrern Priestern ertheilt. Ehemänner können die Priesterweihe empfangen, stirbt aber nach ihrer Weihe die Frau, so müssen sie Wittwer bleiben. Die Bischöfe werden aus den Klöstern genommen, und sind ihres Gelübdes wegen ledig. Große Fasten sind im ganzen Jahre drei, und werden strenge beobachtet, nur Speisen aus dem Pflanzenreiche dürfen dann genossen werden.

§. 65.

Die folgenden Kaiser.

(867—1118.)

Basilius der Macedonier eröffnete (867) ein neues Regentenhaus im Reiche der Byzantiner. Aber es würde uns wenig unterhalten, von allen

folgenden Kaisern einzeln zu hören. Absetzungen, Vergiftungen und alle andere Arten des Mordes, oft von Weiberkomplotten bewirkt, wiederholen sich in schauerlicher Einförmigkeit bei jedem Regierungswechsel. Zuweilen wird noch ein glänzender Sieg erfochten, der das Reich rettet, so gewaltig die Feinde auch andringen. Unter diesen erscheinen auch zur Zeit des Photius die Russen das erste mal, und nehmen bald das Christenthum an, jedoch nach dem griechischen Bekenntnisse, bei welchem sie auch immer geblieben sind. Ihr erster Bischof war vom h. Ignatius geweiht, also damals noch katholisch. Etwas früher bekamen auch die Slaven, besonders die jetzigen Polen (J. 842) das Christenthum aus Constantinopel, sind aber immer dem katholischen Bekenntnisse treu geblieben. Die Bulgaren wurden sogar dem Kaiserreiche einverleibt. Kaiser Basilius II. hatte im J. 1014 den Bulgaren 15000 Gefangene abgenommen; diesen ließ er Mann vor Mann beide Augen ausstechen, doch vergönnte er jedem Hundert einen Mann mit einem Auge zum Wegweiser ins Vaterland. Der Bulgarenkönig Samuel fiel bei ihrem Anblicke in Ohnmacht, und starb zwei Tage nachher vor Kummer, und nun nahmen die Griechen das Bulgarenreich ohne Schwierigkeit ein. — O lasset uns forteilen aus diesen Jahrhunderten der Unmenschlichkeit! Nur zweierlei will ich aus dieser Periode noch ausheben, den sonderbaren Glückswechsel des Diogenes Romanus und die Ankunft eines ganz neuen Feindes, der Normannen. —

§. 66.

Diogenes Romanus.

(1068—1071.)

Diogenes Romanus lag als Theilnehmer einer Verschwörung im Kerker, und sollte sterben. Die Kaiserinn Eudoria aber, die nach ihres Gemahls Constantin X. Dukas Tode als Vormünderinn

ihrer drei Kinder die Regierung führte, und bei der Annäherung der Türken ihre Schwäche fühlte, sah sich nach einem tapfern Gemahle um, und das sollte der verurtheilte Diogenes Romanus seyn. Sonderbar genug! Freilich hatte sie geschworen, nicht wieder zu heirathen; aber sie stellte sich, als hätte sie zu des Patriarchen Neffen eine besondere Vorliebe gefasset, und der ehrgeizige Prälat wollte die schöne Gelegenheit benutzen, seinen Verwandten auf den Kaiserthron zu heben, und entband die Fürstinn von ihrem Gelübde. Gleich in der folgenden Nacht wurde Diogenes ins Schloß geholt, mit der Eudoxia heimlich vermählt, und am andern Morgen zum Kaiser ausgerufen. Wie ärgerte sich der alte Patriarch, von einem jungen Weibe überlistet zu seyn!

Der begnadigte Verbrecher war also Kaiser, aber seine Freude sollte nicht lange dauern. Er that drei rühmliche Züge gegen die Türken, aber ein Prinz aus dem letzten Kaiserhause streute am Ende während der Schlacht falsche Gerüchte aus, Diogenes fliehe schon; alle Soldaten verloren den Muth, und Diogenes fiel in die Hände der Türken. Nun war sein Glück abermals hin, in Constantinopel hielt man ihn für todt, und Michael Dukas, der älteste von Eudoxia's Söhnen, wurde zum Kaiser ausgerufen.

Aber noch einmal sollte dem armen Diogenes Romanus das Glück lächeln. Der türkische Sultan entläßt ihn unter ehrenvollen Bedingungen aus der Gefangenschaft, und obschon der neue Kaiser bei dieser Nachricht an alle Gränzörter den Befehl schickt, den Stiefvater nicht ins Land zu lassen, wenn er sich irgendwo blicken lasse, so gewährt ihm doch der Statthalter von Antiochia, der ihm sein Glück verdankte, eine gastliche Aufnahme, und führt ihn in die engen Pässe von Cilicien. Doch hier überraschet ihn ein General des neuen Kaisers, und zwingt ihn, sich zu ergeben. Es wird ein Vergleich geschlossen, Romanus entsagt allen Ansprüchen auf das Kaiserthum, und erscheint schon als Mönch im Lager des kaiserlichen Feldherrn Andronikus. Aber so milde

Bedingungen wollte der junge Kaiser seinem Stiefvater nicht zugestehen: er schickte Boten, Romanus müsse noch seine Augen hergeben. Andronikus selbst schaudert, bittet, weint — umsonst! Romanus in Todesangst deckt mit den Händen die werthen Augen — umsonst! Er wird gebunden, auf einen Tisch gelegt, und mit einem scharfen Messer werden ihm die Augen ausgeschnitten. Sie verbinden ihm nicht einmal die Wunden, sondern schleppen ihn mit den blutenden Augenhölen nach der Insel Prota. Der Kopf schwillt ihm fürchterlich an. Würmer sammeln sich in den stinkenden Gruben: so stirbt der unglückliche Mann, und wird von seiner schwachen Gemahlinn, die ihn nicht hatte retten können, in einem Kloster begraben, welches er selbst erbaut hatte.

§. 67.

Die Normannen.

(1081 — 1085.)

Von den Normannen habe ich schon in der Geschichte der Karolinger erzählt, wie sie als wilde Seeräuber Deutschland und Frankreich heimsuchten. Norwegen und Dänemark war wohl ihr Vaterland, in Frankreich aber gewannen sie unter Karl dem Dicken die fruchtbare Normandie. Aber sie warfen ihre Blicke noch viel weiter, und es gelang ihnen wunderbar, auch in Italien und England sich Throne zu errichten.

Um Unteritalien stritten im 11ten Jahrhundert drei Nationen: die Griechen, Saracenen und Deutschen. Einige fromme Pilger aus der Normandie, welche hergekommen waren, an dem berühmten Gnadenorte auf dem Berge Gargano den Erzengel Michael zu verehren, ließen sich als Söldner gegen die Griechen anwerben, und erhielten von dem Herzoge Sergius von Neapel zur Belohnung einen Strich Landes, auf welchem sie die Stadt Aversa erbauten. Ihr Anführer Rainulph leistete dem

deutschen Kaiser den Vasalleneid, und wurde mit der Würde eines Grafen von Aversa belehnt. Dies lockte immer mehr Normannen nach Italien. Zehn Söhne des tapfern Grafen Tankred von Hauteville mit großem Gefolge nahmen bei den Griechen Dienste, schlugen die Saracenen von Sicilien weg, und thaten Wunder der Tapferkeit. Als aber die falschen Griechen sie an der Beute nicht gehörig Antheil nehmen lassen wollten, machten sie sich selbst bezahlt, schlugen die Griechen aus Apulien und Kalabrien, und nahmen beide Landschaften für sich. Zwar sprach der Pabst anfangs dagegen, und ließ seine Soldaten gegen die dreisten Gäste rücken, aber die Normannen siegten, und obschon sie den Pabst selbst gefangen bekamen, so machten sie doch den bescheidenen Vorschlag, sie wollten Apulien und Kalabrien vom päblichen Stuhle als Lehen nehmen. So wurde ihr tapferer Anführer Robert Guiscard, einer von Tankreds Söhnen, feierlich zum Herzoge von Apulien und Kalabrien ernannt. Sicilien nahm Robert Guiscard auch bald weg, und der griechische Kaiser, der nichts dagegen machen konnte, schloß sogar Frieden mit dem Eroberer, und gab seinem Sohne eine Tochter Roberts zur Gemahlinn. Ja, als 1078 das damals regierende Haus vom griechischen Throne verdrängt wurde, und die Familie der Komnenen ans Ruder trat, erhob sich Robert Guiscard als Rächer des entthronten Hauses, fiel in Griechenland ein, und schlug den neuen Kaiser Alexius völlig aufs Haupt. Mitten in seinen Siegen flog er nach Hause zurück, rettete den Pabst, seinen Lehnsherrn, von der Gewaltthätigkeit eines deutschen Kaisers, wovon wir bald ausführlich sprechen wollen, und machte sich dann gleich noch einmal nach Griechenland auf. Schon zitterte Constantinopel, aber Robert Guiskard starb unvermuthet auf der Insel Cephalonia den 17. Jul. 1085. Seine Leiche litt an Italiens Küste noch Schiffbruch.

III. Die Engländer.

§. 68.

Einleitung.

Den Engländern widme ich vor allen andern nördlichen Völkern hier einen besondern Abschnitt, nicht, weil ihre Geschichte in dieser Periode erfreulich ist — der große Ruhm der englischen Nation beginnt im ganzen Mittelalter noch nicht — sondern weil ich gern von einzelnen großen Männern erzählen möchte, die früh unter diesem Volke geglänzt haben, und dieses Volk gehört doch auch uns Deutschen an.

Sonst zeigt sich die Barbarei des Mittelalters fast in keiner Geschichte grausenvoller, als in der englischen. Ausserdem, daß auch hier die Könige mit ihren Vasallen in unaufhörlichem Streite liegen, und der Bürgerstand in einer unerträglichen Sclaverei schmachtet, hat England auch noch das Unglück gehabt, eine ungewöhnlich große Anzahl unfähiger und grausamer Könige zu besitzen, deren ausführliche Geschichte man nicht ohne Grauen lesen kann. Solche wurden denn auch wohl grausam ermordet, einer von seiner eigenen Gemahlinn gefangen genommen, manche aus dem Lande gejagt, gerade da, wo ihre Gegenwart am nöthigsten gewesen wäre. Mit einem Worte, die ältere englische Geschichte bietet uns wenig Erfreuliches dar, und läßt sich besser im Auszuge, als vollständig behandeln.

In den englischen Klöstern erhielt sich indessen noch immer mancher Zweig der alten Gelehrsamkeit. War nicht Alkuin ein Engländer? Auch der Kunstfleiß der Engländer im Mittelalter ist nicht ganz verwerflich. Die Städte indessen waren noch schlecht beschaffen, und selbst in London wußte man vor 400 Jahren noch nichts von Straßenpflaster.

§. 69.

Ende der Heptarchie.

(J. 827.)

Wir haben früher erzählt, daß die Angelsachsen aus Deutschland Britannien eroberten, und in demselben 7 kleine Königreiche errichteten. Trotz der vielen Befehdungen erhielten sich diese armen Majestäten doch fast 400 Jahre, bis endlich im J. 827, da Ludwig der Fromme den Thron der Franken besaß, Egbert der Große, König von Westsex, das ganze Siebenreich (Heptarchie) vereinigte. Er ist also der Gründer des vereinigten englischen Reiches. Doch hatte auch in England das Lehenwesen Eingang gefunden. Die unterworfenen Könige wurden Vasallen Egberts, gaben Tribut, und behielten noch eine geraume Zeit ihren Königstitel.

Egberts Sohn, Ethelwolf, war ein frommer Mann, aber kein kräftiger König. Die Dänen, tapfere Seeräuber, kamen jeden Sommer, und plünderten die englischen Küsten aus; endlich überwinterten sie sogar in England, und machten Anstalten, das ganze Reich zu erobern. Ethelwolf ist auch der englische König, der dem römischen Stuhle eine jährliche Rente von 300 Mancusen (220 Rthlr.) versprach, wovon der dritte Theil für den Pabst, das Uebrige zum Unterhalte der Lampen am Grabe der Apostel Petrus und Paulus seyn sollte. Diese Verfügung traf er 855, als er mit seinem jüngsten Sohne Alfred sich ein halbes Jahr lang der Andacht wegen zu Rom aufhielt, und diese Rente ist der sogenannte Peterspfenning, über den in der Folge so viel Rede gewesen ist.

Nach Ethelwolf regierten hinter einander seine 5 Söhne; der jüngste, Alfred, bestieg 871 mit 22 Jahren den Thron.

§. 48.

Alfred der Große.

(871—901.)

Er verdient den Namen des Großen mit Recht, denn er hat den Grund zur englischen Macht gelegt, ohne in der Jugend gebildet zu seyn. Doch die Harfe hatte er gelernt, und diese Wissenschaft rettete ihm einmal sein Reich. Kein Kind versäume daher irgend eine Kunst, die es zu erlernen Gelegenheit hat; denn wer weiß, wozu sie ihm nöthig ist!

Da Alfred die Regierung antrat, wagten die Dänen kühnere Landungen, als jemals. Alfred schlug sie achtmal in einem Jahre, und immer wurden sie stärker durch neue Ankömmlinge ersetzt. Am Ende mußte der König flüchten. Er verkleidete sich als Bauer, und fand bei einem Schäfer Obdach, dessen Frau ihn aber nicht kennen durfte. Diese erlaubte sich daher allerhand dreiste Reden. Einmal trug sie ihm auf, nach ihren Kuchen zu sehen, die eben auf dem Feuer waren. Bei ihrer Rückkehr fand sie dieselben dennoch verbrannt, weil Alfred seinen Bogen geputzt hatte, und warf ihm scheltend vor, er könne ihre Kuchen wohl essen, aber nicht backen.

Wohl ein Jahr blieb den Dänen Alfreds Aufenthalt unbekannt. Da erlitten sie von einem englischen Grafen eine bedeutende Niederlage. Alfred vernahm dieses. Er hatte schon einige junge Krieger an sich gezogen; aber ehe er etwas unternahm, beschloß er, das feindliche Lager auszukundschaften. Er ging als Harfner kühn hin, sang den Feinden alte Bardenlieder, behorchte ihre Gespräche, und vernahm zu seiner größten Freude, daß sie durch die erlittene Niederlage allen Muth verloren hatten. Nun wußte er genug. Er eilte zu den Seinigen zurück, ließ in der Stille alle streitbaren Engländer, die sich nicht wenig wunderten, daß er noch lebe, zu sich entbieten, und fiel so unerwartet über die Dänen her, daß diese alle Fassung verloren, und sich ergaben. Alfred schenkte ihnen Wohnsitze in sei-

nem Lande, weil sie nach seinem Wunsche das Christenthum annahmen.

Aber es konnten neue Dänenschwärme landen. Darum ließ Alfred 120 Schiffe bauen, und hielt sie immer gerüstet, die Küsten des Landes zu decken. Dänen kamen nun zwar nicht wieder, aber Normänner aus Frankreich landeten, in so großer Zahl, daß Alfred nur mit Mühe sie bezwang. Auch diese wurden als Bürger des Landes aufgenommen.

Jetzt war sein Staat beruhigt, und er bemühete sich, ihn durch Künste des Friedens glücklich zu machen. Die von den Dänen zerstörten Klöster wurden wieder aufgebaut, Schulen errichtet, Gelehrte und Künstler ins Land gezogen, und der Grund wurde gelegt zu dem jetzt so blühenden englischen Handel. Alfred theilte das Land in Grafschaften, und jede Grafschaft in Hunderten und Zehnten, in denen einige kluge Hausväter alle geringeren Streitigkeiten der Bürger zu schlichten hatten. Hielten diese Bürgerrichter keine Ordnung, so hatten sie es vor ihm zu verantworten, wenn etwa ein Raub oder Mord vorfiel. Alfreds Geist wußte durch diese Einrichtung bald eine solche Furcht vor dem Gesetze hervorzubringen, daß er goldene Schnallen an den Landstraßen aufhängen konnte, ohne daß einer gewagt hätte sie anzurühren. Und doch war er nicht hart über sein Volk; noch in seinem Testamente sagte er, die Engländer müßten so frei seyn, wie ihre Gedanken. Die Fortschritte des Schulwesens machten ihm die meiste Freude. Er selbst trieb die Wissenschaften, dichtete Volkslieder, übersetzte Kirchenväter ins Angelsächsische, und sammelte neue Bibliotheken, weil die alten von den Dänen vernichtet waren. Um viel thun zu können, geizte er mit der Zeit. Die 24 Stunden des Tages theilte er in drei gleiche Theile: 8 waren den Regierungsgeschäften, 8 den Uebungen der Wissenschaften und der Andacht, 8 der Pflege des Körpers, dem Schlafe, dem Essen und sonstigen Erholungen gewidmet, und weil er keine Uhr hatte, so maß er die Zeit durch brennende Kerzen von bestimmter Länge.

Alfred war also für England, was Karl der Große für das Frankenreich, und zu bedauern ist, daß er keinen Eginhard gefunden hat, der uns sein häusliches Leben in den kleinsten Zügen aufbewahrt hätte *). Er regierte nur eben 29 Jahre, aber in dieser kurzen Zeit hatte er seinem Volke einen gewaltigen Schwung gegeben. Auch darin gleicht Alfred Karl dem Großen, daß er keine Nachfolger hatte, die von seinem Geiste beseelt gewesen wären.

Sein Sohn Eduard I. hatte Mühe, seine dänischen Unterthanen in Gehorsam zu erhalten, und dessen Sohn Athelstan konnte sie nicht besser zügeln.

Athelstans Sohn Edmund wurde bei einem Gastmahle von einem Straßenräuber besucht, der sich ungebeten mit an den Tisch setzte; und als der König ihm befahl, sich zu entfernen, ward der Räuber böse, und schlug den König Edmund todt (946). Damals lebte der h. Dunstanus, Erzbischof zu Canterbury, berühmt durch seinen Eifer für die guten Sitten. Dem Könige selbst legte er wegen eines Ehebruches eine siebenjährige Kirchenbuße auf.

Von den Nachfolgern Edmunds nenne ich nur noch wenige. Der 15jährige Eduard II. bestieg den Thron gegen den Willen seiner Stiefmutter. Dafür regierte er auch nur 3 Jahre. Denn da er sie auf der Jagd in ihrem einsamen Landsitze aus kindlicher Liebe einmal besuchte, ließ sie ihn ermorden, um ihren eigenen Sohn Ethelred auf den Thron zu heben. Eduard II. heißt der Märtyrer, und wird unter den Heiligen verehrt.

---

*) Alfred's Leben von Fr. L. Grafen zu Stolberg wird meinen Lesern empfohlen, wenn sie sich weiter über den großen König belehren wollen.

§. 17.

Kanut der Große.

(1017—1035.)

Ethelred war ein elender König. Unter ihm wagten die Dänen neue Landungen, und er kaufte ihnen den Frieden mit 10000 Pfund Silbers ab. Der nächste Besuch kostete schon 16000 Pfund, und so steigerten die Feinde ihre Forderungen jährlich, bis 48000 Pfund, aber da wurde König Ethelred zornig, und ließ (1002) alle Dänen in seinem Lande, Männer, Weiber und Kinder, niedermetzeln, sogar des dänischen Königs Schwester in seiner Gegenwart köpfen. Dies blieb nicht ungerächt: der dänische König Sueno kam, verwüstete England mit Feuer und Schwert, und Ethelred mußte aus dem Lande fliehen. Er begab sich nach Rouen an den Hof Richards II., Herzogs der Normandie, dessen Tochter Emma seine Gemahlinn war, und nahm seine ganze Familie mit. England wurde das Eigenthum Sueno's, der aber schon 1014 starb. Dessen Sohn Kanut der Große vollendete die Eroberung Englands. Er ließ allen englischen Geißeln Nase und Hände abhauen, und diese dann zu Sandwig ersäufen. Die ganze Ostküste Englands verwandelte er in eine Wüste, da aber der Krieg Jahre lang dauerte, so gestand er endlich dem angelsächsischen Prinzen Edmund den Süden Englands zu. Doch Edmund wurde schon nach einem Monat durch Anstiften seines Schwagers ermordet, und obschon er zwei unmündige Kinder hinterließ, so bewies doch Kanut durch erkaufte falsche Zeugen, daß Edmund seine Kinder enterbt, und ihn zum Erben seiner Länder eingesetzt habe.

So erhielt Kanut ganz England. Die unwürdig erworbene Herrschaft mißbrauchte er aber nicht. Kanut, als er seine Macht befestigt hatte, war eben kein Tyrann über die Engländer. Er ließ sie bei ihren alten Gesetzen und Freiheiten, und zog seine Dänen ihnen auf keine Weise vor. Ausser England

und Dänemark besaß er Norwegen, und war also einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit, weshalb seine Höflinge ihm gern schmeichelten. Um sie zu beschämen, setzte er sich einmal an das Meeresufer zur Zeit der Fluth, und gebot den Wogen, seine Füße nicht zu benetzen. Als dies dennoch geschah, bemerkte er den Schmeichlern, wie ohnmächtig auch der Monarch gegen Gott sey.

In seinen letzten Jahren beschäftigte Kanut sich bloß mit ernsten Gedanken an die Ewigkeit, baute Kirchen und Klöster, stiftete Seelenmessen für die, welche in seinen vielen Kriegen gegen ihn gefallen waren, und pilgerte nach Rom, wo er sich lange aufhielt. Um die entfernte Familie Ethelreds zu gewinnen, hatte er Ethelreds Wittwe Emma geheirathet; diese gebar ihm einen Sohn, Hardiknut, dem er Dänemark gab. Harald, sein Sohn erster Ehe, wurde nach ihm König von England, ein Wütherich, der seinem Halbbruder Alfred, Ethelreds Sohne, die Augen ausstechen ließ, worauf die erschrockene Emma mit ihrem andern Sohne Eduard schnell wieder nach Rom entfloh. Der Wütherich starb bald, und sein Halbbruder Hardiknut erbte den englischen Thron. Auf seinen Befehl wurde Haralds Leiche wieder ausgegraben, und in die Themse geworfen.

Auch der unwürdige Hardiknut lebte nicht lange, und die Engländer eilten 1041, die Dänen gänzlich zu vertreiben, und Ethelreds und Emma's jüngsten Sohn Eduard III. wieder einzusetzen. Dieser ist unter dem Namen Eduard der Bekenner in der Geschichte bekannt, und wird als Heiliger verehrt. Er regierte 25 Jahre, und unter ihm konnte England wieder einmal ausruhen. Er sammelte die sächsischen und dänischen Gesetze, und nannte sein Gesetzbuch das gemeine Recht. Eduard der Bekenner starb 1066, der letzte angelsächsische König.

§. 72.

Wilhelm der Eroberer.

(1066—1087.)

Eduard der Bekenner hinterließ keine Kinder, und kaum hatte er die Augen geschlossen, so ließ sich ein englischer Graf Harald von Westsex zum Könige ausrufen. Damit war aber Wilhelm von der Normandie, ein naher Verwandter des Verstorbenen, gar nicht zufrieden. Seine Normannen waren damals die tapfersten Krieger auf der Welt, eine Menge kampflustiger französischer Ritter trat auf seine Seite, selbst der Pabst war seiner Absicht gewogen, und sandte ihm eine geweihte Fahne.

So wagte denn Wilhelm getrost eine Landung in England. Aus seinen 3000 Schiffen stiegen 60000 muthige Krieger, alles junge Leute mit blitzenden Waffen und schnaubenden Rossen. Bei Hastings war die Schlacht. Die Nacht vorher brachten die Engländer mit Trinken zu, die Normannen mit Beten, und die Normannen siegten, obgleich der vierte Theil von ihnen das Leben einbüßte.

So gelangte das normannische Haus zum englischen Throne, und besitzt in weiblicher Linie ihn noch jetzt. Dem Könige von Frankreich konnte es wohl nicht lieb seyn, daß sein Vasall jetzt auch eine Krone trug, und zwischen beiden Staaten herrschte von diesem Tage an gar kein gutes Vernehmen mehr.

Kaum hatte Wilhelm der Eroberer sich von dem Erzbischofe von York krönen lassen, so zeigte er, daß er zum Herrscher geboren war. Er bestätigte die englischen Großen in ihren Würden, ließ sich vom gemeinsten Manne sprechen, baute auf der Wahlstatt bei Hastings ein Kloster, und ehrte die Geistlichkeit. Solches gewann ihm alle Stände, aber er behielt die Liebe des Volkes nicht. Die vielen tausend Normänner, die ihm England erobert hatten, wollten belohnt seyn, und um ihnen Güter zu verschaffen, vertrieb Wilhelm viele Engländer von Haus und Hof. Das erweckte Volksaufstände: Wil-

helm rückte gegen seine Unterthanen aus, zündete Städte und Dörfer an, und machte Strecken, die Tagreisen lang waren, zu Wüsteneien. Gefangene Engländer ließ er nicht etwa niederhauen — die Strafe wäre zu kurz gewesen — sondern ihnen wurden die Hände abgeschnitten, oder die Augen ausgestochen, und dann konnten sie nach Hause gehen. Weil der Eroberer ein großer Jagdliebhaber war, so wurden viele große Gehege angelegt, und deshalb Kirchen und Wohnhäuser ohne weitere Umstände niedergerissen. Wer in den königlichen Wildbahnen einen Hasen schoß, wurde geblendet; wer aber einen Menschen erschlug, kam mit einigen Pfund Silbers los. Die Kirche, anfangs begünstigt, wurde auch gedrückt. Kein Weltlicher durfte mit dem Banne belegt werden ohne des Königs Erlaubniß; kein Beschluß einer Kirchenversammlung galt ohne des Königs Bestätigung, und als der Pabst einmal eine Kirchenversammlung ausschrieb, durfte kein englischer Bischof derselben beiwohnen. Als der Pabst ihn aber einmal an den lange rückständigen Peterspfenning erinnerte, schrieb er zurück, derselbe solle als herkömmlich entrichtet werden.

Die letzte That des gewaltigen Eroberers war ein Feldzug gegen Philipp I. von Frankreich, seinen Lehnsherrn, der über den dicken Bauch seines Vasallen gespöttelt hatte. Wilhelm zündete alle französischen Dörfer an, welche er durchzog, die Stolperung seines Pferdes zog ihm aber eine Quetschung zu, an welcher er starb.

Auf dem Sterbebette bereuete er seine Härte gegen das gute englische Volk, stiftete Jahrmessen für seine Seele, und vermachte dem einen Sohne Robert die Normandie, dem andern Wilhelm England. So wurden beide Besitzungen wieder getheilt.

IV. Die Franzosen.

§. 73.

Rückblick.

Wir haben die Franzosen verlassen, als sie nach Ausgang der Karolinger in Hugo Capet einen neuen Herrscher bekamen. Dieser hatte jedoch anfangs wenig zu bedeuten. Er war nur der reichste Güterbesitzer in Frankreich, nur der Erste unter vielen, die ihm an Macht sehr nahe kamen. Das Land war unter mehr als 40 Große getheilt, unter denen die Herzoge von der Normandie, die Grafen von Flandern, Champagne, Gascogne, Toulouse, Aquitanien . . . . sehr mächtige Vasallen vorstellten. Diese hatten in einer feierlichen Versammlung erklärt, jeder solle im Besitz der Güter, Rechte und Freiheiten verbleiben, die er gegenwärtig genösse, und ihnen mußte es gleichsam erst wieder angewöhnt werden, den König über sich zu erkennen, den sie nur als ihres Gleichen betrachteten.

§. 74.

Die vier ersten Capetinger.

(987 — 1108.)

Den ersten Schritt zur Vergrößerung des königlichen Ansehens machten die Capetinger, da sie ihren Söhnen noch bei ihrem Leben die Nachfolge sicherten. Gleich der erste, Hugo Capet, hatte kaum ein Jahr regiert, als er seinen Sohn Robert zum Mitregenten annahm. Diese Vorsicht brauchten seine Nachfolger mehrere Jahrhunderte hindurch: war der älteste Prinz eben mündig, so wurde er zum Mitkönige gekrönt, und dann wagten die Großen es nicht, ihn — ein gekröntes Haupt — nach des Vaters Tode zu verstoßen. So wurde der Thron in Frankreich unvermerkt erblich, während man in Deutsch-

land die unselige Sitte einführte, ihn durch Wahl zu besetzen. — Dabei hatten die ersten Capetinger das Glück, sehr alt auf dem Thron zu werden. In 120 Jahren waren nur 4 Könige — ein seltener Fall! Und alle Capetinger hatten den Grundsatz, die Macht der Vasallen zu brechen, so viele Lehen wie möglich mit der Krone zu vereinigen. Wenn dann treffliche Männer so lange am Ruder saßen, wie viel konnte da geschehen! Und Treffliche sind unter den Capetingern viele gewesen.

Robert, Hugo Capets Sohn, ging täglich zur h. Messe, betete das Brevier, wie ein Geistlicher, wachte und fastete nach der Klosterregel, und schlief während der Charwoche auf dem bloßen Boden. Die herrliche Sequenz in der Pfingstmesse: Veni sancte Spiritus etc. soll er verfasset haben. Am Gründonnerstage bediente er 300 Arme bei Tische kniend und betend, wusch ihnen nach der Mahlzeit die Füße, und beschenkte sie mit Geld. Auch sonst speisete er Arme in seinem Palaste, oft 1000 auf einmal. Zwölf Arme hatte er immer um sich, zur Ehre der zwölf Apostel; wenn er ausging, so ritten sie auf Eseln vor ihm her, und lobten Gott. Ja, der langmüthige König sagte nichts dazu, daß Bettler ihm die goldenen Borden vom Mantel schnitten. Von seiner ersten Gemahlinn Bertha trennte er sich nach dem Willen des Pabstes, weil sie mit ihm verwandt war, und heirathete eine andere, welche ihm viele Gelegenheit gab, sich in der Geduld zu üben; doch wußte er ihre Ränke durch feste Klugheit zu vereiteln. Das reiche Burgund brachte er an die Krone zurück; sein Sohn Heinrich I. gewann die Stadt Tours, und focht glücklich gegen trotzige Vasallen. Unter dem folgenden Könige, Philipp I., bestieg Wilhelm der Eroberer, Herzog von der Normandie, den englischen Thron. Der französische König ahnte nicht, wie schädlich diese Erhebung seines Vasallen für Frankreich werden sollte. Philipp war ein leichtsinniger Mensch. Durch eine unzeitige Spötteley über des neuen englischen Königs Wohlbeleibtheit reizte er diesen, einen Landstrich in

Frankreich mit Feuer und Schwert zu verheeren. Er jagte seine brave Gemahlinn fort, und raubte dem Grafen von Anjou seine Frau, die er auch ohne weiters heirathete. Hiedurch erbitterte er sein Volk, Weltliche und Geistliche, und der Pabst sprach den Kirchenbann über ihn aus. Da erst verhieß Philipp Besserung. Die königliche Macht ließ er ganz verfallen, und als er 1108 starb, konnte er seinem Sohne Ludwig VI. nur 6 Städte vererben; alles Uebrige war in den Händen der Kronvasallen, und so hatte es am Ende dieses Zeitraums nicht das Ansehen, daß aus Frankreich etwas Besonderes werden solle.

§. 75.

Bürgerlicher Zustand der Franzosen.

Die Unsicherheit war in Frankreich so groß, daß selbst König Philipp es nicht wagen durfte, ohne eine starke Bedeckung auch nur eine halbe Meile weit aus Paris zu gehen. Das war eine Folge des leidigen Faustrechts, der ewigen Befehdungen der hohen und niedern Vasallen. Wer etwas wider den andern hatte, kündigte ihm offene Fehde an, und zog mit Roß und Mann auf dessen Burg los. Als Zeichen der Ausforderung warf der Beleidigte seinen Handschuh dem Gegner vor die Füße. Hob dieser ihn auf, so war der Zweikampf angenommen, und die Rasenden zerfleischten sich alsbald gleich wilden Thieren. Der König hatte nicht Ansehen genug, diesem Unwesen zu steuren; sah man doch den Duell und die Fehde als ein Gottesurtheil an, so sehr das Land auch darunter litt, und so viele Menschen dadurch auch ums Leben kamen.

Nur die Kirche erhob laut ihre Stimme gegen diesen Unfug, obschon er durch das Herkommen schon fast geheiligt war. Als es zu arg wurde, verordneten Bischöfe durch Concilienbeschlüsse, daß in jeder Woche von 9 Uhr Sonnabends bis 1 Uhr Montags keine Fehde unternommen werden solle. Nachher wurde dieser Waffenstillstand wohl verlängert.

So waren in den Fasten vor Ostern und im ganzen Advent bis Erscheinung des Herrn alle Befehdungen untersagt. Das hieß der Gottesfriede (in dem barbarischen Latein treula Dei); wer ihn brach, kam in den Kirchenbann, und war von allen Sacramenten ausgeschlossen, und starb er im Bann, so wurde seine Leiche nicht in geweiheter Erde begraben, und keine Seelenmesse durfte für ihn gehalten werden. Diese Strafe scheute jedermann, und so wurde durch die Kirche dem Faustrechte der erste Stoß versetzt. Hätte die Kirche solches aber wohl vermocht, wenn sie nicht mehr Ansehen gehabt hätte, als der Staat?

Niemand litt durch die Fehden mehr, als die unterste Volksklasse, deren Saaten von den Rossen der kleinen Despoten unaufhörlich zerstampft wurden. Sie war größtentheils leibeigen; die Freien mußten sich ihrer Armuth wegen wohl unter den Schutz eines dieser Lehnsherren begeben, und zu ihnen nahm der gestrenge Herr augenblicklich seine Zuflucht, so oft er Geld oder Mannschaft brauchte, und plünderte sie rein aus, so oft es ihm beliebte.

Ein freier Franzose kannte keinen andern Beruf, als die Waffen zu tragen. Mochten die Weiber zu Hause sitzen, und weben und backen, und die Leibeigenen den Acker bauen und die Waffen schmieden. Handel treiben hielt man für eine Judenprofession, und eines Handwerks schämte man sich. Doch mochte nach und nach wohl manchen ein inneres Talent mehr zum künstlichen Schnitzeln, Gießen, Hämmern oder Bauen, als zum Kriege antreiben; mancher Furchtsame oder Kränkliche blieb lieber zu Hause, bestellte sein Feld, oder verfertigte allerlei Geräthe, und verkaufte sie. Viele auch waren zu arm, den Reiterdienst mitzumachen, denn des Kriegers Sold bestand bloß in der Beute, und für seinen Unterhalt mußte jeder selbst sorgen. Alle diese Menschen blieben nun zwar Freie, aber arm und unkriegerisch, und deshalb verachtet. Sie saßen bei selbsterwählter Arbeit in ihren elenden Hütten durch das ganze Land zerstreut, in Wäldern oder auf dem Felde oder

an den Ufern der Flüsse; denn noch wohnte man ungern nahe zusammen. Der Lehnsherr, in dessen Gebiet sie lebten, wußte sie aber doch durch seine Boten auszufinden, und behandelte sie nicht viel gelinder, als seine Sclaven.

Nur die allzugroße Unsicherheit in ihren abgelegenen Hütten konnte zuletzt ihren Freiheitssinn beugen, und ihnen die Nachbarschaft mächtiger Beschützer und treuer Arbeitsgenossen wünschenswerth machen. Wo eine Abtei, eine Stifskirche oft ganz einsam im Freien oder im Walde stand, rückten die Vasallen der geistlichen Lehnsherren mit ihren hölzernen Häusern näher heran, und so entstand allmählig ein Ring von Häusern, auch wohl eine ganze Straße, um die geistlichen Gebäude her. Als die reicheren Edelleute sich im 10ten und 11ten Jahrhundert feste Burgen anlegten, wozu die Freien und Leibeigenen die Steine oft mit großer Mühe bis zu den steilsten Felsenkoppen hinaufschleppen mußten, so legten allmählig die arbeitenden Freien ihre kleinen Wohnungen rings um die Burg, und bekamen davon den Namen Burgleute, Bürger. Das ist der Ursprung der Städte, die aber sehr langsam emporkamen; ehe sich Städte von 10—20 tausend Menschen bildeten, vergingen wohl noch einige Jahrhunderte. Auch waren die ersten Städte so enge und schmutzig, daß Seuchen aller Art entstanden. Menschen und Vieh wohnten in einem Raume, aller Unrath ward auf die Straße geworfen, man watete bis über die Knöchel im Koth, und der faule Geruch war unerträglich. Gewöhnlich befanden sich die Schweineställe vor den Häusern nach der Straße heraus, und die Mistgruben neben ihnen. Im J. 1189 stürzte das Pferd des Kronprinzen in einer Straße von Paris über ein Schwein, das im Kothe wühlte, und der Prinz brach den Hals. Dies veranlaßte, daß nun die Straßen von Paris gepflastert wurden. In kleinern Städten kam man dahin noch lange nicht, in Deutschland war vollends aller Unflath zu Hause.

Doch war es immerhin schon ein wichtiger Fort-

schritt zur Bildung, daß man erst nur in Städten wohnte. Die zufällige Vereinigung ward dadurch noch fester, daß die Bürger, welche einerlei Gewerbe trieben, die Mode der Krieger und Gelehrten nachahmten, nämlich in Zünfte zusammen traten, Vorsteher und Aelteste wählten, und ordentliche Verfassungen einführten. Jetzt entstand die Eintheilung in Meister Gesellen und Lehrbursche, die Gesetze, wie lange man lernen müsse, unter welchen Bedingungen man Meister werden könne, die Kundschaft, die Lade, das ausgehängte Schild, und was noch sonst bei Handwerkern üblich ist. Die zierlichen Arbeiten, welche die Städter lieferten, brachten ihnen Wohlstand; mit dem Wohlstande kehrte ein gerechter Stolz in diese bisher so hart gedrückte und so unverdient verachtete Klasse der Freien zurück, und mit jeder wetteifernden Bemühung, mit jeder verbessernden Erfindung leuchtete es stärker ein, daß das Handwerk einen goldenen Boden habe.

So gab es nun drei Stände im Reiche, der Adel, die Geistlichkeit und die Bürgerschaft. Bald erhielt die letztere sogar das Recht, Deputirte auf die Reichstage zu schicken. Die Könige thaten alles, den fleißigen Bürgerstand zu heben, denn sie sahen ein, daß der müßige Adel nur im Kriege nöthig war, indeß der Bürger im Frieden, wie im Kriege, für des Landes Bedürfnisse sorgte. Die Städte erhielten wichtige Privilegien, und dadurch hob sich in ihnen auch der allernährende Handel empor.

Dieser war bisher nur der Juden Handwerk gewesen, denn da man in keinem christlichen Lande einen Hebräer zu einem Amte oder zum Kriegsdienste gelangen ließ, auch alle Handwerkszünfte ihm sperrte, so blieb dieser gedrückten Nation nur der Handel übrig, den jeder ehrliche Christ verabscheute. Daß man sie im Lande noch duldete, dafür legte der König ihnen unermeßliche Steuern auf, wofür sie dann desto gaunerhafter das Volk aussaugten. Sie waren so verachtet, daß man sie auf der Straße anspie, und ließ sich einer auf einem christlichen

Kirchhofe erblicken, so sandte der Schulmeister seine Schüler hin, ihn mit Steinen davon zu verjagen. Alle Verbrechen wurden auf die Juden gewälzt. Bald sollten sie die Brunnen vergiftet, bald am Charfreitage ein Christenkind geschlachtet, bald eine h. Hostie gestohlen und mit Nadeln durchstochen haben. Als im J. 1010 die Nachricht erscholl, die Muhammedaner in Palästina hätten die Kirche des h. Grabes in Jerusalem zerstört, griff man in Orleans einen Juden auf, der dem Machthaber in Palästina von seinen Glaubensgenossen einen Brief gebracht haben sollte, des Inhalts, wenn die Christen noch länger nach Jerusalem pilgern könnten, so würden sie sich bald des Landes bemächtigen. Lange Martern brachten den Juden zum Geständnisse, und in Frankreich wurde allen Juden gleich der Proceß gemacht. Man verbrennte sie lebendig, man ersäufte, erdrosselte sie, die übrigen jagte man alle aus dem Lande. Ueber die ganze Christenheit verbreitete sich die Wuth gegen die Juden; fünf Jahre lang durfte sich keiner auf der Straße sehen lassen, oder er war verloren, und erst die Gewißheit, daß die h. Grabeskirche wieder eben so prächtig aufgebauet werde, verschaffte ihnen einige Ruhe.

Noch ist aus dieser Periode des Mittelalters die Entstehung der **Zunamen** merkwürdig. Bisher hatte man sich mit den Taufnamen begnügt, und höchstens ein unterscheidendes Beiwort angehängt, sogar bei Fürsten, z. B. Pipin der Kleine, Karl der Kahle. Jetzt nahmen die Edeln ihre Zunamen von ihren Burgen mit dem Wörtlein **von**, z. B. Walter von Toggenburg — die Bürger von ihrem Handwerke, z. B. Heinrich Müller, Schmidt, Schneider, Weber — oder von einer körperlichen Eigenschaft, von einer Aehnlichkeit mit einem Thiere, z. B. Wilhelm Fuchs. Solche schimpfliche Zunamen, die aber doch erblich wurden, mögen wohl häufig von dem Witze eines Lehnsherrn herrühren, der seine Unterthanen gern zum Gespötte machte.

An den Wissenschaften wurde in dieser finstersten Periode des Mittelalters fast nichts gethan. Der

Edelmann schämte sich lesen zu lernen; selbst mancher der untern Kirchendiener, wenn ihm eine Schrift vorgehalten wurde, antwortete: Nescio literas, d. h.: Ich kann nicht lesen. Man glaubte allgemein an Hexen, und wer nicht an sie glaubte, wurde als ein Ketzer angesehen. Es ging eine Sage, mit dem Jahre 1000 würde der jüngste Tag erscheinen. Alles erschrak. Die Kirchen waren voll von Betern, man besserte kein Haus, man arbeitete nicht um das tägliche Brod, mancher schenkte seine ganze Habe einem Kloster, weil er doch bald nichts mehr brauchen würde. Als aber nichts erfolgte, baute man im 11ten Jahrhundert desto mehr neue Häuser und Kirchen.

V. Die Deutschen.

§. 76.

Konrad I.

(912—918.)

Als in Deutschland mit Ludwig dem Kinde die Karolinger ausgestorben waren, und also kein Landesherr da stand, da hätten die Großen in ihren Provinzen gern den unabhängigen Meister gespielt, wie so viele Herzoge in Italien es machten. Aber die Furcht vor den Ungarn und Slaven machte doch, daß der Erzbischof von Mainz der Meinung war, man müsse wieder einen König wählen. Die Franken und Sachsen stimmten ihm bei, und die Wahl fiel auf den alten würdigen Sachsenherzog, Otto den Erlauchten. Aber dieser lehnte aus Bescheidenheit wegen seines Alters die Ehre ab, und empfahl den Frankenherzog Konrad, auch einen würdigen Mann, der denn ausgerufen wurde. Seine sechsjährige Regierung war nicht die glücklichste. Die Baiern, Schwaben und Lothringer, welche nicht mitgewählt hatten, wollten dem neuen Könige nicht ge-

horchen, ja Lothringen riß sich ganz los, und ging zu Frankreich über.

Als Otto der Erlauchte starb, und sein wackerer Sohn Heinrich alle Güter desselben als Erblehen bestätigt haben wollte, entzog Konrad ihm einen Theil, und setzte über denselben einen neuen Vasallen. Die Sachsen und Thüringer, welche ihren jungen Herrn gränzenlos liebten, konnten solches nicht verschmerzen, und warfen den fremden Mitlehnsherrn ohne Umstände aus dem Lande. Darüber brachen die Ungarn ins Reich ein, und Konrad konnte ihnen nicht wehren.

Unter solchen Umständen ist es keine Freude, König zu seyn. Die Folgen einer im Kriege erhaltenen Wunde machten Konrad auch bald zum Grabe reif. Sterbend ließ er seinen Bruder, den Frankenherzog Eberhard, nach Limburg an der Lahn zu sich kommen, und sprach zu ihm in Gegenwart vieler Fürsten: „Lieber Bruder, ich werde nun bald sterben, laß dir also dein und deiner Franken Wohl empfohlen seyn. Wir sind im Stande, Heere zu stellen, wir haben Städte und Waffenvorrath, wir haben alles, was zum königlichen Glanze gehört; aber — Glück haben wir nicht, das besitzt Heinrich in vollem Maaße, auf den Sachsen allein beruhet des Reiches Wohlfahrt. Nimm daher diese Kleinodien, Kleider und Lanze, Schwert und Krone der alten Könige — geh mit ihnen zu Heinrich, und melde ihm, daß ich ihn euch zum Nachfolger empfohlen habe. Mache ihn dir zum Freunde auf immer."

So wußte ein Deutscher die Verdienste seines Feindes zu würdigen, und alle Anwesenden waren gerührt. Kaum hatte Konrad die Augen geschlossen — er wurde zu Fulda begraben — da machte Bruder Eberhard, sich selbst vergessend, mit den Reichsinsignien sich wirklich nach dem Harze hin, und übergab alles treu dem jungen Heinrich, der nicht wenig erstaunte.

§. 77.
Heinrich der Vogler.
(918—936.)

Er war eben mit Vogelfang und Waidwerk beschäftigt, als ihm Eberhard die Sendung des Verstorbenen überbrachte, und wegen dieses Umstandes haben die damaligen Chronikenschreiber ihn den Vogler, Vogelsteller oder Finkler (auceps) genannt. Wir wollen ihn aber billig den Großen nennen, so viel hat er für das Wohl des Vaterlandes gethan, und so edel war sein Charakter. Mit einem schönen Wuchse verband er die größte Freundlichkeit im Umgange, Schnelligkeit, Muth und Beharrlichkeit und die innigste Religiösität seines Zeitalters. Dreißig, ja vierzig Stück grobes Wild konnte er in einem Tage erlegen, Hirsche, wilde Schweine und Bären. Auf dem Schlachtfelde sprengte er so lange umher, bis kein Feind mehr zu erspähen war, und in jedem Feldzuge mußte eine Provinz erobert werden. Lesen und schreiben hatte er nicht gelernt, aber eine Reise nach Rom hatte er ganz jung einmal mit seinem Vater gemacht, und zwar beinahe ganz zu Fuße, der Andacht wegen.

Einen solchen Mann hatte also Konrad zum Oberhaupte des Reiches vorgeschlagen, und die Wahl, welche zu Fritzlar vor sich ging, fand keine Schwierigkeit. Doch die Baiern und Schwaben widersprachen, denn sie wollten für sich einen unabhängigen Regenten haben; ja Arnulph von Baiern nahm sogar den Königstitel an. Arnulph war ein wackerer Mann, aber solche Spaltung des Reiches durfte und wollte Heinrich nicht dulden. Er rückte ins Baierland ein, Arnulph stellte sich ihm entgegen, und schon sollte die Schlacht beginnen, als Heinrich den Arnulph bitten ließ, mitten zwischen beiden Heeren zu ihm hervorzutreten. Arnulph kam, in der Meinung, die Fehde sollte durch einen Zweikampf entschieden werden, und legte die Hand trotzig an sein Schwert. Aber Heinrich bot ihm treuherzig die

Hand, und blickte ihm so milde in die Augen, daß er ihn schon halb entwaffnete. „Freund! — sprach er dann — vor kurzer Zeit war ich noch ein deutscher Fürst, wie Ihr, und bin nicht König geworden, die Freiheit meiner Mitfürsten zu unterdrücken. Wenn aber jeder Herzog sich zum Könige seines Herzogthums aufwerfen, und vom Reiche sich losreissen will, so werden die Ungarn und Slaven leicht einen kleinen König nach dem andern unterjochen, und das ganze deutsche Volk vernichten. Einheit muß unter uns seyn, unter Einem Könige verbunden können wir den Feinden widerstehen. Möget Ihr meinetwegen die königliche Gewalt in Euerm Baierlande ausüben, nur leget die königliche Würde nieder, und ehret das Wohl des Vaterlandes. Hier ist meine Hand, guter Arnulph! Lasset uns Freunde seyn, und kein Bürgerblut vergießen, sondern uns lieber einander in allen Nöthen beistehen.“ Diese Worte rührten den biedern Arnulph, und beide Fürsten umarmten sich unter dem lauten Jubel der beiden Heere. So hatte ein freundliches Wort einen gefährlichen Bürgerkrieg abgewendet.

Bald darauf mußte Heinrich gegen die Franzosen ausrücken, und dieser Feldzug brachte Lothringen wieder zum deutschen Reiche. Nicht so glücklich war er gegen die Ungarn, die 925 aus Mähren vordrangen, und Baiern, Schwaben und Thüringen mit unerhörter Grausamkeit verheerten. Die Deutschen konnten gegen die leichtbewaffneten Ungarn, die auf ihren kleinen schnellen Rossen alles überflügelten, nicht Stand halten, und zum Unglücke mußte Heinrich nach den ersten erlittenen Niederlagen einen ganzen Sommer im Hildesheimischen krank liegen. Für die Auslieferung eines gefangenen ungarischen Anführers und einen jährlichen Tribut erlangte er noch mit genauer Noth einen Waffenstillstand auf 9 Jahre. Der Tribut war freilich schimpflich, aber Heinrich hatte seine Absichten: nach den 9 Jahren hatte er ihnen einen andern Tribut zugedacht. In den ungarischen Kriegen hatte er dem Feinde seine Art, Krieg zu führen abgelernt, und nach dieser übte er

nun seine Deutschen. Er gab ihnen leichtere Waffen und Rüstungen, lehrte sie in geschlossenen Reihen fechten, schnelle Schwenkungen machen, u. s. w. Um den armen Landleuten einen sichern Zufluchtsort im Kriege zu verschaffen, zog er um jede Burg, um jedes Kloster u. d. gl. eine weite Mauer, und nöthigte jeden neunten Mann vom Lande, in diesen Bezirk seine Wohnung zu verlegen. So wurde Heinrich der Vogler der Städteerbauer in Deutschland. Der 3te Theil alles geärnteten Getreides ward in den neuen Städten auf den Tag der Noth zurückgelegt; auch alle Festlichkeiten, Reichstage, wurden in den Städten gehalten, bloß um die Städte zu heben, und diese durften sich gewisse Obrigkeiten selbst wählen. Im Kriege waren die neuen Bürger gute Soldaten, im Frieden trieben sie Gewerbe und Künste, und da sie so nahe zusammen wohnten, sich einander halfen, so machten sie ihre Haus- und Ackergeräthe bald besser, als die Bauern auf dem Lande, die sich alles selbst verfertigten. Es dauerte nicht lange, so kauften die Landleute in den Städten, was sie brauchten, Messer, Sägen, Beile, Zeuge zu Kleidungen, und die Bürger in den Städten wurden durch den starken Absatz ihrer Fabrikate wohlhabend. Der Wohlstand weckte den Sinn für die Verschönerung des Lebens. Die Lustbarkeiten waren nirgends heiterer, als in den Städten, und so verschmähete es auch endlich der Adel nicht, an den Freuden der Bürger Theil zu nehmen, oder gar seinen Wohnsitz in einer Stadt aufzuschlagen. Doch kam dies erst später, denn lange blieben die Städter den Landbewohnern verächtlich. Wie ganz anders ist dies in unsern Tagen!

Während die Städte erbaut wurden, bildete Heinrich seine Soldaten unermüdet, und um sie auf größere Thaten vorzubereiten, führte er sie gegen die Wenden an der Havel und die Dalemincier an der Elbe im jetzigen Königreich Sachsen. Diese beiden slavischen Völkerschaften wurden unterjocht, und zwei Markgrafen über sie gesetzt, einer zu Brannibor, einer zu Meissen. Dies ist der Ursprung

der nachherigen Markgrafen von Brandenburg und Kurfürsten von Sachsen. Der folgende Feldzug brachte Böhmen ein, dessen Herzog dem deutschen Könige den Vasalleneid ablegen mußte. Dann gings nach Schleswig, das ebenfalls einen Markgrafen anzunehmen gezwungen ward; selbst der König der Dänen mußte versprechen, christliche Lehrer anzunehmen, und die abscheulichen Menschenopfer abzuschaffen.

So weit war Heinrich gekommen, als der mit den Ungarn geschlossene Waffenstillstand zu Ende ging. Da nun wieder, wie gewöhnlich, ungarische Gesandte erschienen, den jährlichen Tribut zu holen, ließ Heinrich ihnen einen räudigen Hund reichen. Wüthend über diese Beschimpfung brachen nun die Ungarn wie ein Heuschreckenschwarm über Deutschland ein, aber Heinrich und seine Deutschen waren nicht bange. Das große Banner mit dem Bilde des Erzengels Michael an der Spitze rückten sie (833) bei Merseburg gegen die Ungarn gepanzert in regelmäßigen Reihen an. Das waren die wilden Horden nicht mehr, die ehemals den Ungarn zum Gespötte gedient hatten. Ein ganz verwandeltes Heer fanden diese vor, und geriethen in solche Bestürzung, daß sie davon liefen, ehe es noch recht zur Schlacht kam. Aber doch mußten sie theuer bezahlen: die meisten wurden auf der Flucht niedergehauen, und die man lebendig fing, als freche Räuber an die Bäume gehängt. Es war eine glorreiche Schlacht, der Hermannsschlacht ähnlich. Heinrich kniete auch schon auf dem Schlachtfelde nieder, und dankte Gott für die Befreiung des Vaterlandes. Die vielen Kirchen und Klöster, die von den Ungarn zerstört waren, ließ er wieder aufbauen, und zwei neue Bisthümer, zu Brandenburg und Havelberg, für die bekehrten Wenden errichten, wie auch auf Anrathen seiner Gemahlinn, der h. Mathilde, zu Quedlinburg ein Damenstift zur Erziehung der Töchter der bei Merseburg gefallenen Helden. In Quedlinburg ist auch das Grab dieses unvergeßlichen Königs. Er starb 3 Jahre nach dem Merseburger

Siege, 60 Jahre alt. Seine Wittwe, die h. Mathilde, trat nun als Nonne in das Kloster Quedlinburg, an seinem Grabe, dem Irdischen, das sie nie geliebt hatte, gänzlich absterbend, sich zum bessern Leben vorzubereiten. Sie überlebte ihren Gemahl noch 32 Jahre.

Im nämlichen Jahre, da Heinrich der Vogler starb, verherrlichte der h. Wenceslaus Böhmen durch seinen Märtyrertod. Seine Großmutter Ludmilla, eine Christinn, hatte ihm eine fromme Erziehung gegeben, aber seine Mutter war eine geschworne Feindinn des Christenthums. Da sein Vater, Herzog Wratislaus, starb, trat der h. Wenceslaus die Regierung Böhmens an. Er war ein Vater der Armen, ein weiser Regent und Muster der Andacht. Den Weizen, den man zum h. Meßopfer brauchte, mähete, drosch und mahlte er selbst, so wie er auch den zum h. Meßopfer nöthigen Wein selbst auskelterte. Wegen seines Eifers, das Christenthum in Böhmen auszubreiten, wurde er eines Tages, da er ganz früh allein in der Kirche betete, von seinem jüngeren Bruder und dessen Helfern erstochen. Das Blut auf dem Boden und an der Mauer wird noch gesehen.

§. 78.

Kaiser Otto I. der Große.

(936—973.)

Heinrichs ältester Sohn Otto war schon bei seines Vaters Lebzeiten von den Fürsten zum Könige erwählt, und bestieg 24 Jahre alt den Thron. Die Krönung und Salbung geschah zu Aachen mit vieler Feierlichkeit, und wurde von jetzt an Sitte bei jedem Regierungswechsel. Die Herzoge, Grafen und Herren riefen ihn erst in einer Gallerie der Kirche, in welcher Karls des Großen Grab ist, zum Könige aus, und huldigten ihm. Dann führten sie ihn in die Kirche, der Erzbischof von Mainz empfing ihn, und stellte ihn dem ganzen Volke als den erwählten

Herrscher vor. Nach einem lauten Beifallsgeschrei ward Otto zum Altare geführt, und empfing von den Händen des Erzbischofs von Mainz Schwert und Mantel, Stab und Scepter und die Salbung des Hauptes; dann wurde ihm die Krone aufgesetzt, wobei alle drei Erzbischöfe, von Mainz, Cöln und Trier, zugleich anfaßten. So mit dem Königsornate angethan, nahm er auf dem Throne Platz, und wartete das feierliche Hochamt ab, unter welchem er die h. Communion empfing. Dann ging der Zug zum Palaste zurück, und der König setzte sich mit den Erzbischöfen an eine marmorne Tafel, wobei die Herzoge ihm aufwarteten. Der Franke als Truchseß trug die Speisen auf, der Schwabe als Schenk goß den Wein ein, der Lothringer als Kämmerer sorgte für die königlichen Gemächer, und der Baier als Marschall für das Hoflager und den Marstall. Das ist der Ursprung der deutschen Erzämter.

Otto war von großer Statur, hatte einen langen Bart, einen kahlen Kopf, röthliche Gesichtsfarbe, einen grimmigen Blick, wie ein Löwe, aber auch Edelmuth, wie ein Löwe. Seine erste Gemahlinn war die h. Editha. Dreimal empörte sich sein jüngerer Bruder Heinrich gegen ihn, und obschon er dreimal Verzeihung erhielt, fiel er doch zum vierten male wieder in seine Treulosigkeit, verlor aber nochmals im Kampfe, und wagte nun kaum noch Gnade zu hoffen. Da erschien er freiwillig vor seinem Bruder in der Weihnachtsnacht während der Christmesse in der Kirche, warf sich im Büßergewande ihm zu Füßen, und bat um sein Leben durch den gebornen Heiland. Otto konnte sich der Thränen nicht enthalten: er hob den Bruder auf, und gab ihm bald nachher das Herzogthum Baiern. Von nun an war Heinrich der treueste Vasall.

Der Frankenherzog hatte einen sächsischen Herrn befehdet, ihm ein ganzes Dorf niedergebrennt, und alle Inwohner abgeschlachtet. Dafür kam er mit einer großen Geldbuße weg, seine Offiziere aber mußten sich der Strafe des Hundetragens un-

terziehen, nämlich jeder einen häßlichen Hund auf die Schulter nehmen, und so nach Magdeburg kommen, wo Otto damals sein Hoflager hatte. Für die Empörung der Wenden im Brandenburgischen ließ er 70 der vornehmsten Gefangenen die Köpfe abschneiden und auf Stangen stecken, der Anführer aber verlor seine Zunge und seine Augen. Von solcher Grausamkeit ist Otto der Große nicht immer rein geblieben.

Sonst hat er den Ruhm, daß er die römische Kaiserwürde für immer an Deutschland gebracht hat. Die italiänischen Großen hatten schon lange keinen Oberherrn mehr anerkannt, sondern befehdeten sich ungescheut, und setzten die unwürdigsten Menschen auf den päbstlichen Stuhl. Ich habe dies schon früher bemerkt. Der letzte italiänische König Lothar hatte eine schöne geistreiche Frau hinterlassen, Adelheid mit Namen. Diese saß jetzt auf der Burg Canossa, und wurde von Berengar, Herzoge von Ivrea, belagert, weil sie dessen Sohn, einen schlechten Menschen, nicht heirathen wollte. Sie hatte Gelegenheit, den tapfern Otto um Hülfe zu bitten, und dieser erschien mit seinen Mannen gleich vor Canossa, verjagte den Berengar, und die dankbare Adelheid wurde seine Gemahlinn, da er gerade Wittwer war. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich von den Großen Italiens huldigen, und belehnte, großmüthig genug, den trotzigen Berengar mit der Königswürde über dieses Land.

Kaum war diese Sache abgethan, so fielen die Ungarn wieder in Deutschland ein. Sie hatten Merseburg vergessen, und da ihr Bezwinger Heinrich todt war, so hofften sie mit dessen Sohne Otto eine kurze Arbeit zu haben. Nachdem sie auf ihrem Zuge überall gesengt und gemordet hatten, lagerten sie sich auf dem Lechfelde bei Augsburg (955). Augsburg war nur schlecht befestigt, der h. Bischof Ulrich wußte aber die Bewohner durch die Religion zu entflammen. Er selbst ordnete die Vertheidigungsmaßregeln; dann hielt er Bettage, wobei die frommen Frauen auf Asche kniend zu Gott rufen muß-

ten, und die kleinen Kinder legte man um den Altar; alle Erwachsenen empfingen das h. Sakrament, entschlossen, die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und dann zu sterben. Doch so weit kam es nicht. Otto eilte herbei, wenngleich er in der Eile kein großes Heer hatte zusammen bringen können; er vertraute auf Gott und auf seine gerechte Sache. Entschlossen, zu siegen oder zu sterben, ließ er sich im Angesichte des ganzen Heeres das h. Altarssacrament reichen. Am folgenden Tage, dem Laurentiusfeste, war die Hauptschlacht. Das Banner des Engels wallte wieder voran, wie vor 22 Jahren bei Merseburg, Otto erhob die heilige Königslanze, ritt mit hoher Seelenruhe vor der Fronte hin und her, rief die Herzoge und die Tapfersten bei Namen, nannte sie seine Genossen, seine Brüder, erinnerte sie, für Religion und Vaterland gegen diese heidnischen Räuber fest zu stehen, und gelobte laut dem h. Laurentius zu Merseburg eine Kirche und ein Bisthum. Da begann die Schlacht. Eine Legion der Deutschen wurde augenblicklich niedergehauen, aber Otto mit den Baiern und Franken drang in den Kern des feindlichen Heeres vor, und hieb die Barbaren zu Tausenden nieder. Die hintersten Reihen der Ungarn, welche die Niederlage der vordersten nicht so bald merkten, hemmten die Flucht ihrer eigenen Kammeraden, und dies vermehrte ihr Unglück. An 60000 Ungarn bedeckten das Schlachtfeld, drei ihrer Generale wurden zu Regensburg ohne Gnade gehängt, und seit diesem Tage besuchten die Ungarn Deutschland nie wieder.

In den letzten 10 Regierungsjahren hatte Otto der Große keine gefährliche Kriege mehr. Da Berengar in Italien allerlei Händel anfing, zog Otto hin, schickte den Empörer für immer nach Bamberg, und ließ sich zu Mailand die eiserne Krone nun selbst aufsetzen. Dann ging er nach Rom, und wurde vom Pabste Joannes XII. zum Kaiser gekrönt (962). Eben dieser Pabst wurde bald darauf seiner schlechten Sitten wegen von einer Kirchenversammlung unter des Kaisers Schutze abgesetzt, und ein neuer gewählt.

Um die damaligen Aergernisse in der römischen Kirche zu heben, daß von den Großen kein unwürdiger Pabst eingedrängt würde, verordnete Otto, als oberster Schutzherr der Kirche, es solle künftig kein Pabst ohne kaiserliche Genehmigung gewählt und geweihet werden, und der deutsche König solle auch immer römischer Kaiser seyn. Als die Römer dagegen handelten, den abgesetzten Pabst Joannes XII. wieder aufnahmen, und nach dessen Tode eigenmächtig einen Pabst Benedict ansetzten, da kam Otto zurück, schickte den Benedict nach Hamburg, und ließ einen andern wählen, Joannes XIII., den er auch zu schützen wußte.

Einen dritten Zug machte er nach Italien, seinen Sohn und Mitregenten Otto II. in Rom salben und krönen zu lassen.

Sein letzter Zug war gegen die Dänen in Jütland, welche die Christen in Schleswig verfolgten. Der Dänenkönig Harald mußte um Frieden bitten, und nahm sogar die Taufe. Zur Bekehrung der Dänen gründete der Kaiser die Bisthümer Schleswig, Ripin und Aarhus. Ein anderes wurde zu Posen gegründet für die Slaven. Zu Merseburg wurde das Bisthum auch nicht vergessen. Magdeburg aber, Otto's Lieblingsstadt, erhielt ein Erzbisthum und eine prächtige Domkirche, in welcher auch der große Kaiser begraben wurde. Seine Gemahlinn, die treffliche Adelheid, überlebte ihn, und widmete sich nun noch mehr, als sonst, dem stillen häuslichen Leben und den Werken der Barmherzigkeit und der Andacht. Sie war den deutschen Frauen ein solches Muster, daß sie unter den Heiligen verehrt wird. Mehrmals hat sie in des Gemahls Abwesenheit das Reich weise verwaltet.

Auch das ist merkwürdig, daß unter Otto dem Großen die Silberbergwerke im Harze bearbeitet zu werden anfingen. So viel hat Otto für Deutschland gethan, und doch konnte er — kaum lesen.

§. 59.
Die übrigen Ottone.
(973—1002.)

Mit Otto dem Großen versieget die Heldenader des sächsischen Kaiserhauses. Sein Sohn Otto II. regierte nur 10 Jahre, die ersten sieben brachte er in Deutschland zu, widerspänstige Vasallen zu bekämpfen, und die letzten drei in Italien, die Unruhen in Rom zu dämpfen, und den Griechen Apulien und Kalabrien zu entreissen. Zu diesem letzteren Schritte ermunterte ihn selbst seine Gemahlinn Theophania, eine griechische Prinzessinn. Es hätte ihm aber bald Freiheit und Leben gekostet, denn die italiänischen Hülfstruppen verließen ihn im Getümmel der Schlacht. Nur seine Kühnheit rettete ihn, und schrecklich strafte er die treulosen Römer. Er ließ ihre Obersten und Hauptleute zu einem Gastmahle laden. Man setzte sich. Gleich treten Bewaffnete in den Saal. Von einem Zettel werden die Namen derjenigen abgelesen, die den König gegen die Griechen im Stich gelassen hatten, und bei jedem Namen flog ein Kopf herunter. Darauf begann das Essen. Zur Freude der Römer starb Otto II. bald darauf zu Rom, eben erst 28 Jahre alt, und hinterließ ein dreijähriges Söhnlein, Otto III., dem die Fürsten aber die Nachfolge schon zugesichert hatten. Der Erzbischof Willigisus von Mainz führte die Regentschaft; der königliche Knabe wurde von seiner Mutter Theophania, von seiner Großmutter Adelheid und von dem Abte Gerbert, dem gelehrtesten Manne seiner Zeit, sorgfältig erzogen, und lernte so viel Griechisch und Latein, daß man ihn das Wunder der Welt hieß. Der junge Monarch schien wirklich ein hohes Ziel vor Augen zu haben. Als er nach Aachen kam, ließ er Karls des Großen Grab öffnen, und nahm dessen goldenes Kreuz, um es aus Andacht immer auf seiner Brust zu tragen. Wie seine Vorgänger, zog er nach Rom, wo noch immer schlechte Päbste eingedrängt wurden, wenn die Kaiser nicht wachten. Otto III.

ließ seinen Verwandten, den wackern Bruno, zum Pabste wählen, der sich Gregor V. nannte, und den 16jährigen Jüngling zum Kaiser krönte. Kaum aber hatte dieser den Rücken gewandt, als die Römer unter Anführung des Patriciers Crescentius, der als Rebell schon einmal begnadigt war, den deutschen Pabst aus der Stadt jagten, und einen andern wählten. Otto kam zurück, setzte den vertriebenen Pabst wieder ein, und die Römer, die nun ganz unschuldig scheinen wollten, schnitten dem Afterpabste Nase, Zunge und Hände ab, stachen ihm die Augen aus, setzten ihn rückwärts auf einen Esel, und führten ihn in diesem kläglichen Zustande dem Kaiser zu. Crescentius wurde enthauptet, und seine Leiche bei den Beinen an einem hohen Baume aufgehängt; zwölf seiner Gehülfen ließ der Kaiser ebenfalls aufknüpfen. Da Gregor starb, wurde durch Otto's Vermittlung dessen Lehrer Gerbert unter dem Namen Silvester II. Pabst. Otto gefiel sich überhaupt so sehr in Rom, daß er die deutsche Rohheit verachtete, und Rom sogar zum Sitze seines Reiches machen wollte. Die Römer aber vergalten ihm seine Zuneigung zu ihnen schlecht; als er einmal sorglos unter ihnen wohnte, belagerten sie ihn in seinem Palaste, und ließen ihn 3 Tage hungern, und hätte ihn der Baiernherzog nicht mit gewaffneter Hand aus der Stadt gerissen, wer weiß, was sie noch mehr gethan hätten! Diese Kränkung verwundete den Kaiser tief. Er beschloß, die Römer ernstlich zu züchtigen, aber er starb darüber hin, nach einigen an den Frieseln, nach andern an vergifteten Handschuhen, die ihm des Crescentius Wittwe geschenkt hatte. Er war noch nicht 23 Jahre alt, und hinterließ keine Kinder. Darum wählten die Fürsten, zwar nicht auf einmal, sondern einer nach dem andern, Heinrichs des Voglers Urenkel von dessen zweitem Sohne, nämlich den damaligen Baiernherzog Heinrich, zum deutschen Könige.

Unter Otto III. geschah es, daß der Bischof von Prag, der h. Adalbertus, weil die Prager seinen frommen Bemühungen nichts als Trotz und Ver-

stockung in den Lastern entgegensetzten, seinen bischöflichen Sitz verließ, und hinging den wilden Ungarn zu predigen. Er gewann den König für das Evangelium, und als demselben ein Prinz geboren wurde, durfte der h. Adalbert ihn taufen, und gab ihm den Namen Stephanus. Dann ging er nach Danzig, bestieg ein Schiff, und wurde auf einer kleinen Insel der Ostsee von den Heiden erschlagen.

§. 89.

Heinrich II. der Heilige.

(1002—1024.)

Er hat 22 Jahre regiert, und leitete die Vereinigung Burgunds mit dem deutschen Reiche ein, indem er dem schwachen Burgunderkönige, seinem Vetter, gegen dessen trotzige Vasallen treuen Beistand leistete, und dafür das Versprechen sich geben ließ, daß nach Aussterben des burgundischen Hauses das Land dem Kaiser anheim fallen sollte. Als er gegen die Slaven zog, veranlaßte er sein ganzes Heer, vor der Schlacht die h. Communion zu empfangen, und gewann einen herrlichen Sieg ohne Blutvergießen, indem die Feinde plötzlich davon liefen. Die Großen des Reiches, sogar sein eigener Bruder, machten ihm viel zu schaffen, als sie aber geschlagen um Frieden und Gnade baten, vergab er ihnen gleich. Sein erster Zug nach Italien galt die Lombarden. Da während des Feldzuges die h. Woche einfiel, stellte er alle Feindseligkeiten gegen die Rebellen ein, hielt seine Truppen zur Feier der Leiden unsers Erlösers an, und ließ durch den h. Heribertus, Erzbischof von Cöln, den dortigen Landesbewohnern inzwischen die h. Firmung ertheilen. Die Lombardei wurde bald erobert, und Heinrich ließ sich in Pavia, während das Heer vor der Stadt gelagert war, die eiserne Krone aufs Haupt setzen. In der Nacht aber zündeten die Italiäner ihm das Haus über dem Kopf an, und hielten die Stadtthore fest geschlossen. Heinrich wehrte sich unerschrocken, seine

Tapfern draussen sahen den Brand, stiegen rasch über die Mauern hinein, retteten ihren Herrn, hieben alles nieder, und zündeten den Rebellen ihre Stadt an; aber Heinrich gebot strenge, von der Rache abzulassen.

Acht Jahre später zog er noch einmal nach Italien, und ließ sich in Rom zum Kaiser krönen. Bei dieser Gelegenheit überreichte ihm Pabst Benedictus VIII. den goldenen Reichsapfel*) als Zeichen seiner Herrschaft über die ganze Welt, ein Symbol, welches forthin der kaiserlichen Würde eigenthümlich blieb. Ein Gegenkönig, der sich in Italien aufgeworfen hatte, wurde in ein Kloster geschickt. — Den dritten Zug nach Italien machte Heinrich auf des Pabstes Verlangen gegen die Griechen in Apulien und Kalabrien, und sicherte auch auf dieser Seite die deutsche Ehre.

Was Heinrichs innere Reichsverwaltung angeht, so war die Hebung der Religion zum höhern Glanze ihm die Hauptsache. Er wählte die Bischöfe aus, und wählte nur gelehrte und fromme Männer. Viele verfallene Kirchen baute er wieder auf — man hatte sie verfallen lassen, weil man kurz vor ihm den jüngsten Tag nahe glaubte — viele Kirchen und Klöster ließ er neu errichten. Zu Bamberg gründete er ein neues Bisthum, dort liegt er auch in der Domkirche nebst seiner Gemahlinn, der h. Kunigunde, begraben, welche nach seinem Tode noch 15 Jahre unter gottseligen Uebungen in dem von ihr gestifteten Kloster Kauffungen verlebt hat.

---

*) Der Reichsapfel ist eine goldene Erdkugel, auf welcher ein goldenes Kreuz steht. Sie bedeutete, daß der römische Kaiser die Religion des Kreuzes auf dem ganzen Erdboden beschirmen solle. Diese Würde eines Schirmers der wahren Religion gab dem römischen Kaiser den Vorrang vor allen katholischen Königen — nichtkatholische Könige kannte man damals nicht. — Später haben alle christliche Könige den goldenen Reichsapfel auf ihre Kronen gesetzt, selbst protestantische Könige, und die Bedeutung des Reichsapfels hat sich verloren.

Noch verdient erinnert zu werden, daß Heinrich seine Schwester dem Ungarnkönige Stephanus I. zur Gemahlinn gegeben hatte. Diese Nation, die Erbfeindinn der Deutschen, war endlich christlich geworden, und König Stephanus zog selbst als Heidenbekehrer unter seinen Unterthanen umher, wofür der Pabst ihm den Titel eines apostolischen Königs beilegte, und ihm den Vorzug der Erzbischöfe gestattete, bei feierlichen Gelegenheiten sich ein großes Kreuz vortragen zu lassen. Beides ist noch jetzt den Königen Ungarns eigen.

Heinrich der Heilige hinterließ keine Kinder, mit ihm erlosch also das sächsische Kaiserhaus im J. 1024. In diese Zeit fällt auch die Bekehrung der Dänen und Norweger. In Dänemark führte der h. König Canut das Evangelium ein, aber seine Unterthanen rebellirten deswegen. Canut floh nach der Insel Fünen, und wurde während er in der Albanskirche betete, von seinen heidnischen Unterthanen durch ein Fenster erschossen (1036). — Der h. König Olaus hatte dieselbe Ehre der Märtyrerkrone. Er zerstörte den berühmtesten Götzentempel zu Upsala, und errichtete ein Bisthum zu Scara in Westgothland. Die Bekehrung des Volkes nahm rasch zu; als er aber einmal in der Reichsversammlung von den Göttern verächtlich sprach, wurde er (1020) von den Heiden in Stücke gehauen. Doch erlosch das Christenthum in beiden Ländern nicht wieder.

§. 81.

Neue fränkische Kaiser.

(Seit 1024.)

Nach Heinrichs des Heiligen Tode konnte man wieder zu einer freien Wahl schreiten, und den Tüchtigsten unter den deutschen Herzogen aussuchen. Das war man auch Willens, und so geschah die Wahl in der größten Ordnung, und mit allen Förmlichkeiten. Sämmtliche deutsche Stämme lagerten sich an beiden Seiten des Rheins zwischen Mainz und Worms,

die Sachsen, Baiern, Thüringer, Kärnther, Schwaben an der einen, die Lothringer an der andern Seite, die Franken als Hauptstamm waren zur Hälfte an der einen, zur Hälfte an der andern, alle in gesonderten Haufen, und die Herzoge mit den Erzbischöfen hatten eine Insel des Rheins zwischen beiden Heerhaufen inne. Dem Erzbischofe von Mainz erwies man die Ehre, ihn zuerst zu fragen, und er erklärte sich für den ältern Frankenherzog Konrad. Die andern stimmten ihm bei. So kam die Kaiserwürde wieder an das fränkische Haus, und ist 101 Jahr bei demselben geblieben. Die vier Regenten aus diesem Hause sind Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV. und Heinrich V. Die beiden ersten waren gut, der dritte aber taugte nicht viel.

Konrad II. genannt der Salier, von terra salica, einem Mitteldinge zwischen Lehen und Allodium, war ein rüstiger Krieger, stellte überall Ruhe und Ordnung her, und brachte Burgund und sogar Polen als Lehen ans Reich. Den Herzog Ernst von Schwaben, der ihm den Besitz Burgunds streitig machen wollte, setzte er in festen Gewahrsam auf die Burg Gibichenstein. Zwar ließ er ihn bald wieder los; da derselbe aber seine ersten Plane fortsetzen wollte, sprach der Kaiser die Reichsacht über ihn aus, d. h. sein Lehen wurde eingezogen, und jeder durfte ihn todtschlagen, wo er ihn fand. Das war auch Ernst's Schicksal, nachdem er eine Zeitlang sich als Straßenräuber umhergetrieben hatte.

Jetzt offenbarte sich allmählig Konrads Plan, zur Mißbilligung aller deutschen Herren. Er ging nämlich damit um, nach dem Beispiele der französischen Könige die wichtigsten Lehen nicht wieder zu vergeben, sondern sie zum allgemeinen Reichsgut zu schlagen, und dann die Kaiserwürde in seinem Hause erblich zu machen. Wäre ihm das so gelungen, so wären wir Deutsche höchst wahrscheinlich noch jetzt sämmtlich Unterthanen des Kaisers, und machten, wie alle andern Reiche in Europa, einen einzigen großen Staat aus. Bisher hatte noch kein deutscher

Kaiser an so etwas gedacht. Nicht einmal sein voriges Herzogthum behielt derjenige, welcher die Königswürde annahm, sondern gab es seinem Sohne oder Bruder. Er selbst begnügte sich mit einigen Domainen, meistentheils Landgütern, von denen er seine Einkünfte zog. Wohin er kam, mußte man ihm königliche Herberge geben, und wenn er nicht zu Felde lag, so zog er im Reiche umher, überall selbst Gericht zu halten. So war von einer bleibenden Residenz gar nicht die Rede. Konrad hingegen hinterließ seinem Sohne Heinrich III. die drei großen Herzogthümer Franken, Schwaben und Baiern, und hatte ihn dazu noch 1038 zum Könige von Burgund krönen lassen. Dennoch schämte derselbe sich nicht, nach erfolgtem Absterben seines Vaters dessen Sarg persönlich zu Grabe tragen zu helfen. Konrad liegt begraben im Dom zu Speier, den er selbst gebauet hatte.

Sein Nachfolger Heinrich III., auch der Schwarze genannt, schien es im Anfange bei aller seiner Kühnheit doch nicht wagen zu wollen, den Weg seines Vaters zu betreten. Er gab alle Lehen wieder weg, und bewarb sich erst um das Zutrauen der Nation. Das erhielt er durch seine tapfern Unternehmungen gegen die Italiäner, Böhmen und Ungarn. Erst späterhin suchte er den alten Plan unvermerkt wieder hervor, und nun wagte er mehr, als je ein König des freien Deutschlands gewagt hatte. Er gab zuerst die Lehen an Fremde, die im Lande nicht geliebt wurden, um nachher einmal Gelegenheit zu haben, sie an sich selbst zu bringen. Das Herzogthum Baiern, dessen Herzog er ohne Grund absetzte, schenkte er seiner Gemahlinn Agnes, die eine französische Dame war. Nur an die Sachsen durfte er sich so offenbar noch nicht wagen. Sie waren das mächtigste deutsche Volk, und daß sie sich seinen Anmaßungen noch nicht widersetzt hatten, kam bloß daher, daß sie mit ihren Nachbarn, den Wenden, in ewige Kriege verwickelt waren. Unter der Hand drückte er sie indessen auch genug. Er legte in ihrem Gebiete mehrere feste Burgen an, die er

mit seinen Franken besetzte, und hielt sich selbst in denselben auf, so oft er konnte, besonders in Goslar; so daß die Sachsen nicht nur genöthigt waren, ihn mit seinem ganzen Gefolge zu unterhalten, sondern auch Ehren halber ihm den Hof zu machen, welches den freien Männern ungemein lästig fiel.

Den Despotismus abgerechnet, erscheint Heinrich III. als ein glänzender Herrscher. Er hielt das neue Königreich Burgund kräftig im Gehorsam, zwang die Böhmen und Ungarn zur Lehnsunterwürfigkeit, und ließ sich selbst von den Polen jährlich Tribut zahlen. Als der Franzosenkönig Heinrich I. einige Gränzprovinzen verlangte, forderte Heinrich III. ihn heraus, durch den Zweikampf die Sache persönlich abzumachen, und erschien auch am andern Tage gerüstet auf dem bezeichneten Kampfplatze. Aber der Franzose blieb aus, er hatte sich des Nachts ganz still aus dem Staube gemacht.

Am kräftigsten tritt Heinrich III. in Italien auf. Als er 1046 seinen Römerzug hielt, fand er 3 Päbste auf einmal. Er veranlaßte eine Kirchenversammlung, in welcher zwei derselben abgesetzt, der dritte zur Abdankung bewogen, und ein Deutscher, der Bischof von Bamberg, unter dem Namen Clemens II. zum Oberhaupte der Kirche befördert wurde. Von diesem ließ er sich auch am Weihnachtsfeste zum Kaiser krönen. Noch dreimal nachher baten sich die Römer von ihm einen Pabst aus, und immer schickte er ihnen einen Deutschen, 1047 den Bischof von Brixen Damasus II., 1048 den Bischof von Toul Leo IX., 1054 den Bischof von Eichstädt Victor II. Seit Otto dem Großen war es ja hergebracht, daß der Kaiser als Schirmer der Kirche die Pabstwahl leitete.

An Kenntnissen fehlte es diesem kräftigen Monarchen auch nicht. Seine Mutter Gisela hatte ihm oft erklärt, daß ein König auch Bücher lesen müsse. Religiösität hatte er mit allen Fürsten seiner Zeit gemein. An jedem Feste beichtete er einem Bischofe seine Sünden, und übernahm ein strenges Bußwerk. Er entblößte nämlich seinen Rücken, und ließ sich

bis aufs Blut geisseln. Dann erst bekam er die Lossprechung, und schmückte sich wieder mit dem Kaiserornate. Durch solche Demüthigungen unter die Vorschriften der Religion mußten in jenen Zeiten der Gesetzlosigkeit die Großen der Erde gezügelt werden, daß sie die Freiheit der Völker nicht ganz unter die Füße traten. Sonst hatte Heinrich III. den besten Willen, nichts gelten zu lassen, als seine Willkühr, und wenn er ein halbes Jahrhundert regiert hätte, wer weiß, was da aus Deutschland geworden wäre! Aber er starb schon im 39sten Lebensjahre auf seinem Jagdschlosse Bodfeld am Harze, in Gegenwart des Pabstes Victor II. und vieler Bischöfe, und stürzte durch seinen frühen Tod das Reich in unsägliche Verwirrung, eben da er es auf den höchsten Gipfel der Macht gebracht hatte.

§. 82.

Heinrich IV. in seiner Jugend.

(Geb. 1050, † 1107.)

Als Heinrich der Schwarze starb, war sein Sohn Heinrich IV. erst ein Kind von 5 Jahren. Anfangs übernahm seine Mutter Agnes die Regentschaft, und erzog ihn selbst; der Bischof zu Augsburg, wo sie sich aufhielt, war ihr Rathgeber. Es waren aber viele, die diesem Manne eine solche Gewalt in Deutschland nicht gönnten, besonders Bischöfe. Als der Knabe 12 Jahre zählte, lud der Erzbischof Hanno von Cöln ihn mit seiner Mutter einmal zu einem Gastmahle nach Kaiserswerth am Rheine. Das Fest war freudenvoll, auch ein prächtig geschmücktes Jagdschiff lag auf dem Strome, und der junge Prinz vom Hanno aufmerksam darauf gemacht, äusserte bald ein Verlangen, ein wenig zu schiffen. Der Erzbischof machte ihm diese Freude gern, das Schiff stieß ab, und die Ruderer, vorher unterrichtet, arbeiteten schnell nach Cöln hin. Bald schrie der Knabe nach seiner Mutter, er sprang sogar aus dem Schiffe ins Wasser, und wäre ertrunken, wenn nicht der

Graf Egbert von Braunschweig ihm nachgesprungen wäre, und ihn mit eigener Lebensgefahr aus dem Wasser gezogen hätte. Die trostlose Mutter ging nach Rom, und trat in ein Kloster.

Hanno von Cöln bildete nun mit den Erzbischöfen Siegbert von Mainz und Adelbert von Bremen eine neue Regentschaft, die Erziehung des Prinzen behielt er aber für sich, so wenig er auch die Kunst verstand, seinen Zögling an sich zu ziehen. Er behandelte ihn hart, und machte ihm alle gute Lehren verhaßt. Drei Jahre später wurde er nach Rom citirt, sich vor dem Pabste zu verantworten, weil er durch unerlaubte Mittel zu seinem Erzbisthume gelangt seyn sollte. Dieser schimpfliche Handel machte, daß er sich von der Regentschaft zurückzog. Adelbert von Bremen wurde nun des Jünglings Hofmeister, und nahm ihn mit sich nach Sachsen.

Nun ging dem bisher strenge gehaltenen jungen Feuerkopfe eine neue Welt auf. Adelbert war ein Priester, der keine Religion und Gesetze achtete, keine Gebote kannte, als seinen Willen. Vom Pabste sprach er nur höhnisch, von den Reichsfürsten mit Verachtung. Ein König, pflegte er zu sagen, könne thun, was er wolle, dafür sey er König, und alle müßten vor ihm schweigen. So wurde der junge Heinrich hochfahrend, und da er in Adelberts Hause alles nach seinem Willen bekam, so wurde er eigensinnig, ja der Erzbischof unterrichtete ihn geflissentlich in Liederlichkeiten und Bosheiten, die er noch nicht kannte. So hoffte er den Prinzen für immer zu gewinnen, und wenn er einmal den Thron bestiege, in Deutschland die erste Rolle zu spielen, und die andern Reichsfürsten, besonders die freisinnigen Häupter der Sachsen, seine verhaßten Nachbarn, recht in den Staub zu drücken.

Aber es sollte ganz anders kommen. Als Heinrich IV. mit 16 Jahren die Regierung antrat, erklärten alle Fürsten, sie würden gleich einen andern König wählen, wenn er nicht den Adelbert gleich von sich entließe. Standhaftigkeit wohnt nicht beim Leichtsinne: Heinrich verstieß gleich seinen Freund,

und dieser mußte sich auf einem entlegenen Bauernhofe verborgen halten, um den entrüsteten Fürsten nicht in die Hände zu fallen.

Heinrich war nun allein, aber Adelberts Grundsätze hatten in seiner Seele tiefe Wurzeln geschlagen. Er schlug unter den Sachsen seine Wohnung auf, arbeitete gar nicht, sondern jagte, zechte, hielt an seinem Hofe zu Goslar die niederträchtigsten Schmeichler, Männer und Weiber, und trieb so viel Schlechtes, wie er nur aussinnen konnte. Um immer Geld zu seinen Ausschweifungen zu haben, verkaufte er die erledigten Bisthümer und Abteien an solche, die das Meiste gaben, und so wurden oft die schlechtesten Menschen zu den höchsten geistlichen Würden erhoben. Vielleicht dachte Heinrich, dies würde ihm keinen Nachtheil bringen, denn die Könige Wilhelm von England und Philipp von Frankreich thaten damals dasselbe: der Verkauf der geistlichen Aemter — man nannte es Simonie — schien allgemein Regel werden zu wollen.

Mit der Verleihung weltlicher Würden verfuhr Heinrich eben so eigenmächtig und ungerecht. Otto von der Weser, ein edler sächsischer Graf, besaß damals das Herzogthum Baiern, das ihm Heinrich nicht länger gönnte. Auf sein Anstiften trat da ein tückischer Ritter auf, Otto habe ihn dingen wollen, seinen König zu ermorden, und war bereit, seine Aussage durch das Gottesurtheil zu beweisen. Der Herzog Otto wollte sich aber mit einem schlechten Manne in keinen Zweikampf einlassen, sondern verlangte auf einem Fürstentage von seines Gleichen gerichtet zu werden. Heinrich verwarf dies Gesuch, nahm ihm sein Herzogthum, und gab es dessen Tochtermanne Welf, einem falschen Italiäner, der nun, da Otto nichts mehr galt, demselben auch seine Tochter wieder schickte, mit dem Bedeuten, sie könne seine Frau nicht mehr bleiben. Bei dem sächsischen Erbprinzen Magnus allein fand der verjagte Otto eine freundliche Herberge. Dafür wurde Magnus von Heinrich bekriegt, gefangen und in einen Kerker gesetzt.

Lange schwiegen die Sachsen, und desto ärger wurden sie geplagt. Heinrich legte in ihrem Lande, besonders am Harze, immer neue Burgen an, welche die Sachsen selbst erbauen helfen mußten. Auf diesen hauseten nun Heinrichs Kameraden, durchstreiften nach allen Richtungen das Land, plünderten im Namen des Königs die Landleute aus, und mißhandelten die Jungfrauen. Das brachte die armen Sachsen in Verzweiflung. Als Heinrich sie daher einmal in Masse gegen die Polen aufbot, sagten sie entschlossen Nein, und traten in ein Sicherheitsbündniß zusammen. Es war ein ansehnlicher Bund, die Herzoge Hermann von Sachsen und Otto von der Weser standen an der Spitze, der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Meissen, Merseburg, Halberstadt, Minden, Hildesheim, Münster und Paderborn waren Mitglieder, so wie die vornehmsten Grafen und Ritter in Sachsen. Augenblicklich brachten sie einen Heerbann von 60000 Mann auf die Beine, vertrieben die Bischöfe von Bremen, Osnabrück und Zeiz, die es zu ihrer großen Schande mit dem Könige hielten, und lagerten sich vor Heinrichs Burg in Goslar. Hier schickten sie eine Gesandtschaft an Heinrich, und ließen ihm bescheiden vorstellen, er möge die vielen Burgen, diese Raubnester, niederreißen, den Prinzen Magnus frei geben, sich nicht immer in Sachsen aufhalten, seine schlechten Rathgeber entfernen, seine eigene Gemahlinn edler behandeln, und seine Jugendlaster doch jetzt im reiferen Alter ablegen. „Wir sind Christen — sagten sie — und wollen uns nicht entehren durch Gemeinschaft mit einem Manne, der durch Hauptverbrechen den Glauben verläugnet. Wir haben dir Treue geschworen, aber nur, wenn du zur Erbauung nicht zur Zerstörung der Kirche Gottes König seyn, gerecht, gesetzmäßig und milde nach der Sitte der Vorfahren regieren willst." Heinrich stutzte nicht wenig bei dieser festen Anrede, aber seine Höflinge machten ihn verstockt, und da unter diesen sogar sechs Bischöfe waren (von Mainz, Regensburg, Constanz, Lausanne, Bamberg und Utrecht), so gab er

ihnen die kecke Antwort, wenn sie etwas wollten, so sollten sie ihn beim Reiche verklagen. So viele Weitläufigkeiten machten die beiden Männer aber nicht: im Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache griffen sie rasch zu, und rissen alle Bergschlösser am Harze nieder. Heinrich entkam nur verkleidet von der Harzburg, und floh nach Baiern; den Prinzen Magnus mußte er wohl los geben, denn sonst wollten die Sachsen alle Besatzungen seiner Burgen niedermachen.

Heinrich bot nun einen Heerbann gegen die Sachsen auf, aber die Fürsten kamen nicht, sie schickten vielmehr Gesandte an die Sachsen, sie zum Gehorsam zu ermahnen; aber da erfuhren sie erst Heinrichs Gräuelthaten, und sprachen schon davon, einen andern König zu wählen. Wie knirschte der sonst übermüthige Herrscher! Er mußte den Sachsen alle ihre Forderungen zugestehen, auch die Zerstörung der Burgen, zog wieder nach Goslar, und stimmte sein Benehmen ganz zur kriechenden Freundlichkeit. Bald aber gaben die Sachsen ihm eine Blöße: bei der Schleifung der Harzburg riß der Pöbel auch eine Kirche nieder, die Heinrich erbaut hatte. Die sächsischen Fürsten hatten es nicht befohlen, und thaten Heinrich Abbitte. Dieser aber sagte, sie möchten sehen, wie sie diesen Frevel rechtfertigen wollten, er müsse sie beim Pabste verklagen, da die bürgerlichen Gesetze sie nicht mehr im Zaum halten könnten. Dies that er auch; es kamen päbstliche Legaten, die aber den Sachsen wenig Vorwürfe machten, und mit Heinrich kein Wort wechselten, weil er wegen der Simonie schon längst zu Rom notirt war. Bei den Fürsten fand Heinrich indessen jetzt mehr Gehör: er brachte ein ansehnliches Heer zusammen, die gottlosen Sachsen — wie er sagte — zu strafen; und besiegte sie in offener Feldschlacht. Weiter aber wollten die Fürsten nicht gehen, vielmehr beredeten sie die sächsischen Häupter, die Waffen nieder zu legen, und flehend vor dem Könige in Person zu erscheinen. Die sächsischen Fürsten verstanden sich dazu, und der leidenschaftliche Tyrann ließ sie alle gefan-

gen nehmen, und verbannte sie in entlegene Gegenden des Reiches; auch ihre Güter zog er ein. Er kehrte nach Sachsen zurück, baute seine Burgen wieder auf, und lebte ärger, als vorher.

Die tief gebeugten Sachsen wußten jetzt in ihrer Noth keine andere Hülfe, sie wendeten sich an den Pabst. Dieser lud den König in den nächsten Fasten (1077) nach Rom, sich zu verantworten über die Verbrechen, deren er angeklagt sey. Der damalige Pabst war aber ein Mann, den wir erst näher kennen lernen müssen.

§. 83.

Pabst Gregor VII.

(1073—1085.)

Er hieß, ehe er Pabst war, Hildebrand, und hatte so unangesehene Eltern, daß nicht einmal sein Geburtsort zuverlässig bekannt ist, aber die Größe seines Geistes verschaffte ihm eine Gewalt, die größer ist, als welche die hohe Geburt verleihet. Ein Benedictinerabt zu Rom, der sein Oheim war, gab ihm eine wissenschaftliche Bildung. Hernach lebte er im Kloster Clügny in Frankreich, wo die Regel des h. Benedictus unlängst in ihrer ehemaligen Reinheit hergestellt war. Hier lernte Leo IX., den Kaiser Heinrich III. zum Pabste ernannt hatte, ihn kennen, nahm ihn mit nach Rom, und bediente sich immer seines Rathes. Von dieser Zeit an regierte er die Kirche unter fünf nach einander folgenden Päbsten, und lernte alle Mißbräuche und Aergernisse kennen, die heimlich und öffentlich die Religion schändeten. Hildebrand war strenge gegen sich selbst, und so konnte er auch an andern keine Schlechtigkeit gleichgültig ansehen. Darum wurde er auch als Cardinal nicht geliebt, besonders waren ihm die sittenlosen Bischöfe und Priester gram. Hildebrand wußte das sehr wohl; er hätte früh Pabst werden können, aber er sah voraus, daß er dann die ganze Ruhe seines Lebens hingäbe; denn war er Pabst, so

mußte es ganz anders werden. Als er daher 1073 wirklich gewählt wurde, weigerte er sich lange, und bat sogar den deutschen König Heinrich IV., die Wahl nicht zu genehmigen, Heinrich aber befahl ihm, sich weihen zu lassen.

Zwei Uebel hatten in der Kirche damals den höchsten Grad erreicht, der Verkauf der geistlichen Würden von Seiten der Fürsten und die Ausschweifungen der Geistlichen. Mancher König vergab Bisthümer unter der Bedingung, der neue Bischof solle eine Anzahl Jagdhunde und Stoßvögel für ihn unterhalten. Ein späterer König verkaufte ein Bisthum für 30000 Dukaten an einen Juden, der seinen Sohn für einen Christen ausgab. Jäger und andere Hofschranzen, die den Fürsten in allen Lastern gedient hatten, traten als Kirchenvorsteher auf. Die Könige, welche immer in Geldverlegenheit waren, sahen den Verkauf der geistlichen Stellen als ein herrliches Accidens an, und gaben die erledigten Bisthümer und Abteien den Meistbietenden. Das weckte einen Geist der Habsucht und des Eigennutzes unter den Geistlichen, der sie zu wahren Wucherjuden machte. Sie preßten den armen Beichtkindern die letzten Heller ab, und trieben neben ihren geistlichen Verrichtungen entehrende Krämergeschäfte. Hatte nun ein Priester sein ganzes Leben hindurch gebettelt und geschachert, so trat er endlich plötzlich auf, und bewarb sich um eine reiche Pfründe. So zahlte z. B. 1071 ein gewisser Rupert von Bamberg dem Könige 1000 Pfund Silbers für die Abtei Reichenau, und erhielt sie. Er hatte im Anfange gar nichts gehabt, und sein entsetzlicher Geiz hatte ihm in der ganzen Gegend den Namen der Sparbüchse zugezogen.

Solchen Unfug abzustellen, war gewiß ein des Pabstes würdiges Unternehmen. Gregor erließ daher schon 1074 und 1075 aus einem römischen Concilium die Verfügungen, alle Geistlichen, die durch Simonie ihre Stelle erlangt hätten, sollten sie augenblicklich niederlegen, oder aller geistlichen Verrichtungen unfähig seyn, und kein Weltlicher solle mehr

ein geistliches Amt vergeben; den Fürsten sey es zwar bisher zugestanden, die Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab zu investiren, aber durch Simonie hätten sie sich dieses Rechtes unwürdig gemacht. Zum warnenden Beispiele wurden gleich fünf deutsche Bischöfe, auf deren Rath Heinrich Bisthümer verkauft hatte, abgesetzt, und nach Rom gefordert.

Diese strenge Kirchenzucht erschreckte die ganze Geistlichkeit, denn nicht viele waren, die sich ganz frei wußten. Aber ein folgender Befehl brachte sie gar ausser sich. Bei allen Erzbischöfen langte ein päbstliches Mandat an, kein Priester solle ferner heirathen, und wer eine Frau habe, solle sie binnen einer gesetzten Frist entlassen, bei Strafe des Bannes, und kein Laie solle ferner von einem verheiratheten Priester sich die h. Sacramente geben lassen, oder seiner Messe beiwohnen. Die Rohheit des Mittelalters hatte auch in diesem Punkte die Priesterschaft angesteckt. Zwar hatten die Apostel wohl verheirathete Männer zu Bischöfen und Priestern angesetzt, weil von betagten Männern nicht so leicht Abfall vom Glauben in den Verfolgungen zu befürchten war, wie von jüngern unverheiratheten Männern; aber nach der Weihe durfte kein Geistlicher heirathen, das war schon in der ältesten Zeit Kirchenregel, und schon früh drang die Kirche darauf, nur ledige Männer zu weihen. Ja, bereits auf der ersten allgemeinen Synode zu Nicäa 325 schlug man vor, alle auch vor ihrer Weihe verheiratheten Priester sollten ihre Frauen entlassen; doch dem widersetzte sich damals Paphnutius, ein ehrwürdiger Bischof, indem er sagte, es sey genug, daß diejenigen, die vor ihrer Weihe unverheirathet gewesen, nach der alten Tradition der Kirche ledig blieben. Aber im Mittelalter hatte fast jeder Priester seine Frau, zum Scandal des Volkes. Gregor wollte die Geistlichkeit nun zu ihrer alten Würde zurückführen, und sie aller Familiensorgen entbinden, damit sie desto ungestörter ihrem Berufe leben könnte. Aber er fand unbeschreiblichen Widerspruch von der Geistlichkeit selbst. Als der Erzbischof von Mainz

in einer Versammlung seinen Bischöfen des Pabstes Befehl in Hinsicht des Cölibats vorlegte, meinten die Bischöfe, ob es nicht gerathen wäre, den Erzbischof gleich umzubringen, und fast wäre es dazu gekommen. Aehnliche Gährungen entstanden an andern Orten, ja überall, wo es Christen gab.

Das hatte Gregor vorausgesehen. Er hatte die ganze Welt gegen sich, Fürsten und Geistlichkeit, aber er wankte nicht. Er hatte die Regierung der Kirche einmal übernommen, nun wollte er sie auch von allen Fesseln befreien, und sollte es auch sein Leben kosten. Er gab nicht nach, so sehr auch die Erzbischöfe ihm dazu riethen. Seine Absicht war rein; ob alle Mittel, die er brauchte, lobenswerth waren, können wir nicht entscheiden. Das ist wenigstens gewiß, daß er die päbstliche Gewalt zu dem höchsten Gipfel brachte, und daß die Uebermacht der Päbste im Mittelalter die Despotengewalt der Könige brach, die damals kein Gesetz kannten, als ihren Eigensinn, und die Freiheit der Völker durch die Hierarchie (Kirchengewalt) gerettet wurde. Hätte Gregor VII. die Hierarchie nicht so mächtig gehoben, so schmachteten wir vielleicht auch in ähnlicher Knechtschaft, wie die Türken, denen ihr Sultan nur den Strick zuschickt, an welchem sie sich selbst erhängen müssen, wenn es ihm so beliebt.

So ein Despot wollte damals Philipp I. von Frankreich wohl werden. Seine Simonie abgerechnet, jagte er auch seine Gemahlinn fort, und nahm dem Grafen von Anjou seine Frau weg, wie schon oben erzählt ist. Die Reichsfürsten und Bischöfe redeten ihm zu, es half aber nicht. Da sprach der Pabst über ihn den Kirchenbann aus, und belegte ganz Frankreich mit dem Interdict, d. h. es durfte gar kein Gottesdienst mehr gehalten werden. Der Pabst also war es, der den gedrückten Franzosen gegen ihren ungerechten König beistand.

Auch unser Heinrich IV. hatte nichts geringeres vor, als seine Unterthanen, besonders die wackern Sachsen, zu seinen völligen Sclaven zu machen, und diese wußten kein anderes Mittel, als den Pabst

um Hülfe zu bitten. Gregor ermahnte den König erst in der Güte zur Besserung, dieser hatte auch schon einmal (1073) dem Pabste in einem Briefe seine schlechte Lebensart gestanden, und Besserung versprochen, aber schlecht Wort gehalten. Darum lud Gregor ihn jetzt nach Rom, sich über die Klagen der Sachsen zu verantworten, unter Strafe des Bannes und der Absetzung. Heinrich ergrimmte über diesen Befehl: er berief die deutschen Bischöfe, die ihm anhingen, zu einer Synode nach Worms, ließ den Pabst Gregor absetzen, und schickte mit diesem Beschlusse einen gewissen Priester Roland nach Rom, wo Gregor eben eine Synode versammelt hatte. Vor dieser trat Roland auf, übergab seine Briefe, und bedeutete den Bischöfen, sie hätten sich um die nächsten Pfingsten hier wieder zu versammeln, um aus des geheiligten Kaisers Hand einen andern Pabst zu empfangen, denn dieser Gregor da sey ein reissender Wolf. Wäre Gregor nicht ein leidenschaftloser Mann gewesen, so hätte es dem Roland übel gehen können, denn alle wollten auf ihn eindringen. Die Folge aber war, daß Gregor gleich den Kirchenbann über Heinrich aussprach, seine Unterthanen von dem Eide der Treue entband, und den deutschen Fürsten aufgab, einen andern König zu wählen. In dem letzten Punkte überschritt Gregor offenbar die geistliche Gewalt, aber die Könige hatten ja schon seit 200 Jahren und länger ihre Kronen in des Pabstes Hände gelegt.

Anfangs lachte Heinrich nur über den Kirchenbann und die Absetzung, und that den Sachsen desto mehr Elend an. Bald aber versammelten sich die Fürsten zu Tribur, und erklärten ihm ohne Umstände, er werde es selbst begreifen, daß man unter einem excommunicirten Könige nicht stehen könne; er möge also nach Speier gehen, sich der Regierung ganz enthalten, und warten, bis der Reichstag zu Augsburg am nächsten Lichtmeßfeste entschieden habe, ob er König bleiben könne — der Pabst werde auf diesem Reichstage auch erscheinen.

Da stand nun der 25jährige Hitzkopf, der es von

früher Jugend an von Erziehern und Schmeichlern nie anders gehört hatte, als daß ein König thun könne, was er wolle, daß jede Widersetzlichkeit gegen seinen Willen ein Verbrechen sey, und er keinem ein gutes Wort zu geben brauche! Nun stand er vor seinen Vasallen, die alle ihm den Gehorsam aufsagten. Da mag ers wohl eingesehen haben, daß Adalberts Lehren nicht die richtigsten waren, und daß etwas mehr dazu gehöre, das deutsche Reich zu regieren, als seine Höflinge ihm vorgeschwatzt hatten. Aber nun war es zu spät. Was konnte er vom Pabste und von den Fürsten anders erwarten, als eine neue Demüthigung?

§. 84.

Heinrich IV. zu Canossa.

(1077.)

In dieser Noth entschloß er sich, selbst nach Rom zu reisen, und den Pabst um die Aufhebung des Kirchenbannes zu bitten, ehe der verhängnißvolle Reichstag zu Augsburg gehalten würde. Ernst war es ihm mit seiner Sinnesänderung wohl nicht: er wollte nur seine Würde nicht verlieren. War der Kirchenbann nur gehoben, so besorgte er von der deutschen Unterthanentreue keinen Abfall mehr.

Einige Tage vor Weihnachten 1076 ging er also von Speier ab. Der Winter war so strenge, daß von Martini bis zum April der Rhein zugefroren war. Nur seine Gemahlinn Bertha, die ihn treuer liebte, als er verdiente, und ein Diener von geringem Herkommen begleiteten ihn. Die süddeutschen Fürsten, die ihm die Aussöhnung mit dem Pabste nicht gönnten, hatten sogar die Pässe Italiens besetzt, und Heinrich mußte durch Burgund ziehen, um von der französischen Seite über den Cenis nach Italien zu kommen. Hier auf den Eisfeldern war oft kein Schritt ohne Lebensgefahr. Bald kroch man auf Händen und Füßen, bald glitt man auf dem Rücken oder Bauche einen glatten Abhang hinab.

Die Königinn wurde zuweilen in eine Kuhhaut gewickelt, und so an Seilen vorangelassen, auf gleiche Weise auch die Pferde.

Als in Piemont die Kunde erscholl, jubelten die Herzoge und Bischöfe, der Kaiser sey da, den Pabst zu züchtigen. Sie stellten Freudenfeste an, und rüsteten sich, mit ihm nach Rom zu ziehen, und den verhaßten Gregor zu tödten. Aber Heinrich hatte nur Bußgedanken, und ließ sich mit ihnen nicht ein. Als er weiter kam, hörte er zu seiner Freude, der Pabst, schon auf dem Wege nach Deutschland, sey ganz nahe, auf der Burg Canossa, bei der toscanischen Markgräfinn Mathilde, die Heinrichs Verwandte war. Er hörte ferner, drei excommunicirte deutsche Bischöfe (von Osnabrück, Straßburg und Lausanne) wären hier schon beim Pabste gewesen, und hätten die Lossprechung erhalten. Er wandte sich daher an die Markgräfinn Mathilde, und ließ den Pabst um Aufhebung des Bannes bitten, indem er betheuerte, die Sachsen hätten ihn verläumdet. Aber Gregor wollte ihn gar nicht sehen, sondern ließ ihm sagen, wenn er seiner Unschuld so gewiß sey, so könne er ja ohne Besorgniß den Augsburger Reichstag abwarten; auch sey es ja nicht hergebracht, daß man einen Beklagten ohne Gegenwart der Kläger frei spreche. Da fing Heinrich an zu jammern, das Jahr seines Bannes laufe zu Ende, und wenn er nicht vor dieser Frist absolvirt sey, so habe er nach dem Pfalzgesetze die Krone verwirkt — der Pabst möge ihn doch nicht abweisen, er sey zu allem bereit. Da forderte der Pabst denn, Heinrich solle die Krone in seine Hände legen, und bekennen, daß er derselben unwürdig sey. Doch dies wollte Heinrich nicht gern, und auf vieles Bitten der Mathilde und anderer Fürsten änderte Gregor seinen Beschluß dahin, daß Heinrich ganz allein in den vordersten Hof der Burg trete, ein Bußkleid anlege, das man ihm reichen werde, und mit entblößtem Haupte und barfuß unter freiem Himmel auf des Pabstes Entscheidung harre.

Das nahm Heinrich an. Er wurde in den zwei-

ten Bezirk der Burg gelassen, legte allen Schmuck ab, und zog ein leinenes Bußhemd an. Da stand er nun allein, zwischen hohen Mauern und fest verschlossenen Pforten. Die scharfe Januarkälte durchschauerte ihm die leichtbedeckten Glieder; die zarten Füße, der Blöße ungewohnt, erstarrten ihm an dem bereiften Boden, und zu essen gab man ihm nichts. Ihn überfiel die eisige Nacht, er mußte sie geduldig ausharren bis an den Morgen, aber da rührte sich noch kein Riegel. Den zweiten, den dritten Tag dasselbe! In halber Verzweiflung flehete er die Markgräfinn nochmals um Fürbitte an. Da ließ Gregor ihn endlich am vierten Tage (26. Januar 1077) vor sich, und sprach ihn vom Banne los unter der Bedingung, daß er ruhig nach Deutschland zurückgehe, und sich aller Ausübung der königlichen Gewalt enthalte, bis auf dem Reichstage seine Sache entschieden sey. Dann hielt Gregor die h. Messe. Vor der Communion ließ er Heinrich zum Altare treten, und sprach, die h. Hostie in der Hand haltend: „Ich bin von dir und den Deinigen beschuldigt worden, durch Simonie den Stuhl Petri bestiegen, und durch allerlei Laster meine Würde geschändet zu haben. Damit ich nun zu überflüßiger Genugthuung für alle jeden Scrupel tilge, sieh, so möge der Leib des Herrn, den ich genießen werde, heut meine Unschuld erproben, daß der allmächtige Gott, wenn ich schuldig bin, mich mit dem plötzlichen Tode bestrafe." Darauf genoß er einen Theil der h. Hostie, und fuhr dann fort: „Wohlan, mein Sohn! bist du dich deiner Unschuld bewußt, so thu, was du mich hast thun sehen; befreie die Kirche und dich von dem Umwege einer langen Verhandlung, und nimm den andern Theil des Leibes des Herrn, damit ich der eifrigste Vertheidiger deiner Sache werde, und dich mit den Fürsten aussöhne, daß du das Reich wieder erhaltest, und alle Bürgerkriege, von denen der Staat schon so lange geplagt ist, auf immer gedämpft werden." Heinrich zitterte an allen Gliedern, wagte nicht, die h. Communion zu nehmen, und gab vor, die Fürsten würden einen solchen Erweis seiner Un-

schuld (ein Gottesurtheil nach dem Geiste der Zeit) in ihrer Abwesenheit doch nicht gelten lassen, es möge also bis zum Reichstage sein Bewenden haben. Der Pabst war damit zufrieden, gab dem Könige ein Mahl, und entließ ihn zu den Seinigen.

Wie wütheten die Lombarden, als sie Heinrichs Demüthigung erfuhren! Statt der sonst gewöhnlichen prächtigen Einholungen, Feste und Gastmähler blieb alles still, in keine Stadt lud man ihn ein, er mußte in seinen eigenen Zelten vor den Thoren seine Herberge nehmen, und konnte kaum so viel Lebensmittel erhalten, wie er brauchte. Betrübniß, Reue, Furcht, Rache, Scham wechselten in seinem zerrissenen Herzen. Da gesellten sich seine Freunde allmählig wieder zu ihm, und betheuerten den Italiänern, der König würde nimmermehr den Schimpf erduldet haben, wenn die deutschen Fürsten ihn nicht aufs Aeusserste gebracht hätten; seine Reue sey keinesweges Demuth, sondern verhaltene Rache; er werde gewiß dem Pabste diesen Schimpf nicht hingehen lassen, wenn er nur erst in Deutschland den Rücken frei habe. — So wollten die Italiäner ihren König haben. Sie öffneten ihm nun wieder ihre Arme mit Freuden, schwuren, ihm mit Gut und Blut gegen den Pabst beizustehen, und Heinrich, dem nun wieder das Herz von neuen Hoffnungen schwoll, gefiel sich unter seinen Lombarden so wohl, daß er nach Deutschland schrieb, er könne noch so bald nicht zurückkommen.

§. 85.

Heinrichs letzte Schicksale.

Viele deutsche Fürsten verdroß Heinrichs Benehmen, und da sie ihm nicht gönnten, daß er aus dem Banne gekommen war, so wählten sie nun ohne Umstände einen andern König, und das war Rudolph von Schwaben. Päbstliche Legaten waren dabei, und bestätigten die Wahl. Der Pabst selbst hatte nicht nach Deutschland kommen können, Heinrichs Heere in Oberitalien sperrten ihm die Wege.

Nun eilte Heinrich nach Hause, den Gegenkönig aufzusuchen. Er fand vielen Anhang, besonders bei den geistlichen Fürsten und den Städten, und vergrößerte ihn durch Austheilung großer und kleiner Reichs- und Kirchengüter und bürgerlicher Freiheiten. Bis nach Sachsen hinauf trieb er seine Feinde, und schlug sie in Franken entscheidend aufs Haupt, obgleich Otto von der Weser auf der Gegenpartei Wunder der Tapferkeit verrichtete. Unter den Erschlagenen waren auch Bischöfe, die nach damaliger Sitte als Vasallen gleichfalls mit den Ihrigen sich zum Heerbann stellen mußten, und der kriegerische Geist fehlte ihnen so wenig, daß unter andern der Bischof Bucco von Halberstadt 13 Feldzüge gegen Heinrich mitgemacht hat. Die niedern Geistlichen pflegten sich auch wohl hinter das Treffen zu stellen, und durch Psalmengesang die Streiter anzufeuern.

Der Pabst bewies gegen den wankelmüthigen Heinrich gewiß alle mögliche Nachsicht, denn er wollte Rudolphs Wahl nicht bestätigen, doch erneuerte er gegen Heinrich den Kirchenbann. Heinrich war ganz gleichgültig dabei, und setzte seine Kriege in Deutschland fort, mit wechselndem Glücke. Im J. 1080 blieb der Gegenkönig Rudolph im Treffen, nachdem ihm die rechte Hand abgehauen war. Es ist zweifelhaft, ob der Pfalzgraf Friedrich von Lach ihn erschlagen habe, oder der nachher als König von Jerusalem so berühmt gewordene Gottfried von Bouillon, der als Herzog von Niederlothringen Heinrichs treuer Vasall war, und sich in dieser Schlacht vorzüglich hervorthat. Noch jetzt wird die verschrumpfte Hand Rudolphs im Dome zu Merseburg den Reisenden gezeigt, die Hand, mit welcher er früher seinem Könige Treue schwur, wie er sterbend bekannte.

Jetzt dachte Heinrich sich an dem Pabste zu rächen, seines Wortes auf Canossa uneingedenk. Weit entfernt, Deutschland beruhigt zu haben — die Fürsten hatten den Herzog Hermann von Lothringen eben zum neuen Könige gewählt — hielt er nach

seiner gewöhnlichen Unbesonnenheit ein Concilium von 30 Bischöfen zu Brixen, ließ den Guibert von Ravenna unter dem Namen Clemens III. zum Pabste wählen, und eilte nach Rom, seinen Pabst dort einzuführen. Aber die Römer hielten die Stadtthore vor ihm zu, und als der Winter kam, ging er unverrichteter Sache wieder nach Hause. Im folgenden Jahre ging es ihm nicht besser, erst im dritten eroberte er einen Theil der Stadt, da der griechische Kaiser ihm Geld gegeben hatte; Gregor aber behauptete die Engelsburg. Heinrich führte dessen ungeachtet seinen Pabst ein, und ließ sich am Osterfeste 1084 von ihm zum Kaiser krönen. Gleich darauf verließ er Italien wieder; der tapfere Robert Guiscard nahm sich des bedrängten Gregor an, und brachte ihn nach Salerno in Sicherheit.

In dieser Abgeschiedenheit starb Gregor schon im folgenden Jahre, und betheuerte noch sterbend die Redlichkeit seiner Absichten. Die Römer wählten gleich einen andern Pabst Victor III., und nach dessen baldigem Tode wieder einen andern, Urban II.; jenen von Heinrich eingesetzten Clemens III. hatten sie schon längst weggejagt. Heinrichs verschrobener Charakter blieb immer derselbe, er verscherzte überall Liebe und Vertrauen. Seine Gegner sah er fast alle sterben, aber er überließ sich immer wieder seiner alten Schlechtigkeit. Einmal ließ er seine Gemahlinn in den Kerker werfen. Sein Sohn Konrad empörte sich wider ihn; Heinrich hatte das Glück, ihn 1099 gedemüthigt zu sehen, und 1101 starb derselbe. Die Stände wählten darauf seinen zweiten Sohn Heinrich V., und dieser zog 1104 gegen seinen Vater zu Felde. Alle Stände fielen ihm bei, und zwangen Heinrich IV. das Reich seinem Sohne abzutreten. Der Tiefgebeugte wurde nun als Feind des Landes behandelt, und floh erst nach Cöln, dann nach Lüttich. Erst gelobte er einen Zug ins heilige Land gegen die Ungläubigen, dann wollte er in ein Kloster gehen. Zwei Jahre nach seiner Absetzung starb er zu Lüttich im äussersten Elende, ein warnendes Beispiel für die Regenten aller Zeiten. Der

Bischof Otbert von Lüttich, sein Anhänger, ließ ihn in seinem Dome ehrenvoll bestatten, aber die Reichsfürsten befahlen, ihn wieder auszugraben, weil er im Kirchenbann gestorben war, denn auch Urban II. hatte den Bann gegen ihn erneuert. Seitdem stand die Leiche im Sarge unbeerdigt auf einer kleinen Insel der Maas, und hier sang ein mitleidiger Einsiedler aus Jerusalem täglich Bußpsalmen am Sarge für des Kaisers Seele. Heinrich V. ließ des Vaters Leiche endlich doch nach Speier holen; hier stand sie noch 5 Jahre in einer ungeweihten Kapelle, bis endlich der Pabst die Erlaubniß gab, sie zu beerdigen.

§. 86.
Ende des Investiturstreits.

Heinrich V. führte das Kaiserschwert mit mehr Ehre, als mit welcher er es erworben hatte. Seine Schritte waren alle nachdrücklich, aber die unselige Theilung seiner Macht in Italien und Deutschland machte, daß er sich in keinem Lande recht behaupten konnte. Unter den deutschen Fürsten war ohnehin schon ein altes Mißtrauen herrschend, viele hatten gerade in den unruhigsten Zeiten das meiste gewonnen, und da Heinrich darauf bedacht war, seine alten Rechte wieder herzustellen, und besonders die kaiserlichen Kammergüter, die sein Vater verschenkt hatte, um in der Noth Freunde zu erkaufen, wieder einforderte, ward das ganze Reich gegen ihn aufsätzig.

Die meiste Arbeit machte ihm jedoch Italien. Er fuhr fort, die Bischöfe mit Ring und Stab zu investiren, was Gregor VII. verboten und Urban II. sogar für eine Ketzerei erklärt hatte. Nun machte Heinrich seinen Römerzug, sich zum Kaiser krönen zu lassen, nachdem er mit dem h. Vater übereingekommen war, von aller Belehnung abzustehen, wogegen die Bischöfe die Regalien zurückgeben sollten. Pabst Paschalis II. empfing ihn ehrenvoll in der Vorhalle der Peterskirche, als aber die Investitur zur Sprache kam, und Heinrich sie nicht fahren las-

sen wollte, zu Gunsten der deutschen Bischöfe, welche die Regalien nicht gern abtreten wollten, versagte der Pabst ihm die Krönung. Da rief Heinrich seine Leute herbei, und ließ den Pabst in ehrenvollen Gewahrsam nehmen. Das konnten die Römer nicht zugeben, griffen zu den Waffen, und schlugen Heinrich mit seinen Deutschen aus der Stadt, der Pabst aber blieb in Heinrichs Händen, und saß als Gefangener nun draussen im deutschen Lager, doch ehrenvoll von Bischöfen umgeben. Hier gelobte er, Heinrich nie zu excommuniciren, gab ihm auch das Recht, in die Wahlen der Bischöfe, wenn dieselben nur frei wären, einzuwilligen, und dieselben durch Ring und Stab zu investiren. Dafür bekam der Pabst seine Freiheit wieder, aber seine Nachgiebigkeit wurde von den Römern sehr gemißbilligt, ja sogar seine Rechtgläubigkeit verdächtiget. Deswegen übergab der Pabst auf den Rath seiner Freunde diese Sache einer Versammlung seiner Bischöfe und Cardinäle, und diese erklärten den Vertrag für erzwungen, daher ungültig. Der Erzbischof von Vienne ging noch weiter: er excommunicirte den Kaiser auf seine eigene Hand.

Nun kam Heinrich zurück, der Pabst floh nach Frankreich, wo er bald starb, und sein Nachfolger wurde Gelasius II. Unterdessen wollte Heinrich gekrönt werden, aber keiner wollte diese Handlung verrichten, als der Cardinal-Erzbischof von Braga, den Heinrich bald darauf unter dem Namen Gregor VIII. zum Pabste einsetzte. Ein unseliger Streit, der immer Spaltungen in Kirche und Staat bewirkte! Als Gelasius starb, wählten Heinrichs Gegner einen gewissen Calixtus II., den nämlichen, der Heinrich kurz vorher excommunicirt hatte, den Erzbischof von Vienne. Dieser nahm seinen Gegenpabst Gregor gefangen, und sperrte ihn bis zu seinem Tode ein, schloß aber auch mit Heinrich zu Worms 1122 einen Vergleich, der Kaiser solle freie Wahlen der Bischöfe und Aebte gestatten, und die Gewählten mit Scepter investiren. Dieser Vertrag, das Wormser Concordat oder Pactum Calixtinum ge-

nannt, stellte den Frieden zwischen Kirche und Staat wieder her, und wurde im folgenden Jahre 1123 auf der ersten allgemeinen lateranensischen Kirchenversammlung bestätigt. Dieses Concilium ist das 9te allgemeine, das erste im Occident, und hat den Namen vom Lateranpalaste zu Rom.

* * *

Anhang

zur Culturgeschichte dieses Zeitraums.

§. 87.

Wissenschaften.

Die Wissenschaften lagen in diesem Zeitraume mehr als je darnieder. Kaum hatte Karl d. Gr. die Augen geschlossen, so zerfielen seine herrlichen Anlagen, selbst die Klosterschulen sanken.

In Constantinopel las man die griechischen Klassiker nicht mehr im Original, sondern man machte aus ihnen Auszüge, kein Zeitalter ist auch so arm an Schriftstellern, als dieses.

Selbst bei den Arabern war der erste Eifer für die Wissenschaften erloschen.

Darum nennt man diese Periode des Mittelalters wohl vorzugsweise das finstere Zeitalter. Doch etwas geschah auch in dieser Finsterniß. Die Mönche schrieben fleißig die alten Schriften ab, und kleideten in ihren Klosterschulen die Religionslehre in das Gewand der neuplatonischen Philosophie. — In Südfrankreich, im westlichen Spanien, auch in Italien, bildete sich die Provençalsprache aus, die sich besonders zur Dichtkunst eignet. Die Provençalen als Abkömmlinge der alten Griechen, woh-

nend unter einem freundlichen Himmel, in starkem Verkehr mit den Arabern, gelangten früher zur Bildung, als die Nordfranzosen. — In Norwegen, Island und Schweden sangen früher die Skalden die Thaten der Götter und Könige. Ihre Lieder sammelte ein isländischer Geistlicher, Sämund Sigfusson, nebst Are Frode, dem ältesten Geschichtschreiber des Norden (1056—1133), welcher zu Paris studirt hatte, und diese Sammlung heißt die sämundsche Edda. Einen prosaischen Auszug, die jüngere Edda, lieferte Snorro Sturleson gegen das Jahr 1200. Man findet auch Sprüche aus der Edda auf Runensteinen. Die Sprache der Edda ist der deutschen verwandt. Die deutsche Sprache erhielt mehr Ausbildung. Ottfried lieferte in Elsaß gegen das J. 860 die Evangelien in deutschen Reimen. Roswitha (eigentlich Fräulein Helena v. Rossow), Benedictinerinn zu Gandersheim, besang die Thaten Otto's d. Gr. in lateinischen Herametern, den Märtyrertod des h. Dionysius und der Agnes. Sie lebte unter Otto II. gegen 980. — Paul Warnefried († 799) ist ein berühmter Geschichtschreiber der Longobarden. — Alfred übersetzte die Psalmen und anderes ins Angelsächsische, und liebte besonders die Geographie. Wilhelm der Eroberer brachte die französische Sprache nach England, und sie blieb die Hof-, Kanzlei- und Büchersprache bis 1307. — Gegen 1020 blühete Ferdusi, der berühmte persische Dichter. Eines Bauers Sohn aus Thus, machte er sich genau mit der persischen Geschichte bekannt, ging nach Gasne zum Hofe des Sultans Mahmud, und traf in einer Laube des kaiserlichen Gartens den Dichter des Kaisers, Anasari, nebst zwei Schülern mit Versemachen beschäftigt. Er mischte sich in ihr Gespräch, und setzte den Dichter in Staunen, der ihn auch gleich dem Kaiser empfahl. Dieser gab ihm auf, die Thaten der alten Perserkönige zu besingen, und versprach ihm für jeden Vers ein Goldstück. Ferdusi lieferte ein großes Heldengedicht, Shahnameh (Buch der Könige), von 60,000 Versen, und Kenner sa-

gen, es stehe den Heldengedichten Homers würdig zur Seite. Als Mahmud ihm für jeden Vers nur ein Silberstück zahlen ließ, rächte Ferdusi sich durch eine bittere Satire, und mußte fliehen. Später bereuete Mahmud seine Ungerechtigkeit, und als er hörte, Ferdusi lebe noch, in Armuth, sandte er 12 Kameele schwer mit Geschenken beladen hin; als die Gesandtschaft aber ans Thor von Thus kam, begegnete ihr Ferdusi's Leichenzug. — Unter den arabischen Gelehrten dieser Periode nenne ich noch Geber, einen Mesopotamier, welcher Gold machen wollte, und das Scheidewasser und andere wichtige Gegenstände der Chemie erfand. Auch die Algebra soll seine Erfindung seyn, und von ihm den Namen führen. — Gerbert, Erzbischof von Rheims und Ravenna, seit 999 Pabst Silvester II. war ein großer Mathematiker, und erfand mehrere Gegenstände der Wasserbaukunst, fertigte auch schon eine Himmelskugel an. Er ist schon mehrmal genannt.

§. 88.

Staatswesen.

Die Könige dieser Periode hatten wenig Macht, waren durch die Stärke ihrer Vasallen und den Uebermuth der Ritter überall beschränkt. Die Geistlichen als die einzigen Gelehrten waren den Fürsten unentbehrlich bei ihren Regierungsgeschäften, ja die Bischöfe und viele Aebte waren selbst Fürsten und Vasallen des Landesherrn.

Alle Monarchen Europa's erkannten den deutschen oder sogenannten römischen Kaiser als den ersten Monarchen der Christenheit an, weil er der Schirmherr der h. Kirche war.

Der Bauer seufzte in Sclaverei, freie Bauern waren selten, überhaupt fehlte ein wohlhabender Mittelstand. In Deutschland und Frankreich kamen die Städte, von freien Bürgern bewohnt, seit Heinrich dem Vogler etwas in Flor. Mächtiger hoben sich die Städte in Italien, Venedig, Genua,

Pisa, und in ihnen gewahrte man früh das Streben nach republikanischer Verfassung.

Die Römerzüge der Kaiser waren wohlthätig für Italien, welches durch innern Zwiespalt und durch Einfälle der Ungarn u. a. m. beständig zerrüttet war, aber nachtheilig für Deutschland, welches immer im Auslande kriegen mußte ohne reellen Gewinn, denn die Oberhoheit des Kaisers über Italien konnte niemals bleibend behauptet werden.

Am Ende dieses Zeitalters wurde in Italien das römische Recht wieder hervorgesucht, und auf den hohen Schulen öffentlich gelehrt.

§. 89.

Künste.

Von diesen ist in der finstern Periode wenig Spur. Der Acker- und Gartenbau war durch Karl d. Gr. gehoben. — Die Glasmalerei soll den Alten nicht unbekannt gewesen seyn, sie war aber untergegangen, und am Ende des 9ten oder im Anfange des 10ten Jahrhunderts lebte sie wieder auf, durch wen, ist unbekannt. Man bereitete die Farben aus aufgelöseten Mineralien, und ließ sie im Schmelzofen in das Glas einbrennen. Aus den Glasstücken von verschiedenen Farben setzte man ganze Gemälde in den Fenstern der gothischen Kirchen, Klosterhallen, Rathhäuser u. s. w. zusammen, von denen noch manche auf unsere Zeit gekommen sind, und Bewunderung erregen.

Die Baukunst machte wenige Fortschritte. Aber in der Musik wurde Guido von Arezzo, ein Benedictiner, unsterblich, indem er im Jahre 1022 auf den glücklichen Gedanken kam, die Töne durch Punkte zu bezeichnen, die man auf und zwischen fünf parallelen Linien setzt. Er ist also der Erfinder unsers Notensystems. Früher hatte man die Töne durch Buchstaben bezeichnet.

§. 90.

Gewerbe.

Wie in Deutschland die Städte aufkamen, ist schon bei Heinrich dem Vogler erzählt. Alle Handwerke zogen sich in die Städte, und durch bürgerliche Spiele, durch Kirchmessen u. s. w. wurde der Adel zum öftern Besuche der Städte gereizt.

Besonders hoben sich die Städte an der Ostsee, welche den Wenden gehörten. Sie trieben Handel mit ostindischen Waaren, die sie aus Rußland erhielten; die Waaren kamen die Wolga herauf.

Mehrere italiänische Städte, Venedig, Pisa, Genua, handelten stark nach dem griechischen Kaiserthum und Aegypten, doch war die glänzendste Periode des italiänischen Handels erst in dem folgenden Zeitraum.

Städtische Industrie blühete am meisten in den maurischen Städten Spaniens. Zu Cordova hatte das Corduan noch immer seinen hohen Ruhm, auch erhielt das übrige Europa in dieser Periode von den Mauren die arabischen Ziffern. Granada zählte 250,000 Bewohner, Tarragona sogar 350,000. Wie sieht es jetzt in diesen Städten aus!

§. 91.

Erfindungen.

Ueber diesen Punkt habe ich hier nur wenig zu sagen: in den folgenden Perioden werden wir die Menschheit in Erfindungen nachholen sehen, was sie in dieser Periode versäumte.

Das Schachspiel wollen die Chinesen schon 200 Jahre v. Chr. Geb. gekannt haben. Gewiß ist es wenigstens, daß es im sechsten Jahrhundert aus Indien nach Persien kam; von den Persern lernten es die Saracenen, und so kam es nach Spanien und den andern europäischen Ländern. Jetzt ist es in allen fünf Erdtheilen bekannt. Meine Leser wer-

den die Sage kennen, daß ein Bauer oder Schäfer in Persien es erfunden, und seinen König — Shah — durch dasselbe von der Schlaflosigkeit heilte, und welchen Lohn er dafür verlangte.

Man hat Nachrichten, daß ums Jahr 960 die Chinesen schon Feuergewehr gehabt haben, und man glaubt, daß sie auch Pulver kannten. Auch der ungarische König Salomon der Heilige, als er 1037 Belgrad belagerte, soll sich der Schießgewehre bedient haben. Allein, wenn die Ungarn Schießgewehre kannten, warum blieben sie den Deutschen unbekannt, die damals in so enger Verbindung mit ihnen standen?

Um das J. 1000 kommen in Deutschland auch schon Windmühlen vor.

Dritter Zeitraum.

Vom ersten Kreuzzug bis Rudolph von Habsburg.

177 Jahre.

(1096—1273 nach Chr. G.)

I. Anfang der Kreuzzüge.

§. 92.

Peter von Amiens.

Wir kommen nun zu einer der wichtigsten Begebenheiten des Mittelalters, welche die kampflustigen Ritter dieser Zeit zu einem gemeinschaftlichen höheren Zwecke vereinigte, und dem gräulichen Faustrechte den ersten Stoß versetzte.

Schon seit der Erfindung des h. Kreuzes unter des ersten christlichen Kaisers Regierung war es eine herrschende Sitte der Christen geworden, Palästina, das heilige Land zu besuchen, und auf Golgatha, wo der göttliche Erlöser für uns sein Blut vergoß, durch heisse Gebete sich zu einem himmlischeren Sinne zu begeistern. Die griechischen Kaiser sahen die vielen Pilger nicht ungern, denn sie brachten viel Geld ins Land. Selbst die Saracenen, seit dem siebenten Jahrhundert Herren des h. Grabes, störten die Andacht der Christen nicht, und gestatteten den Christen in Jerusalem ihren Patriarchen und freie Religionsübung. Seitdem zogen viele Pilger aus dem

Abendlande zum h. Grabe, nicht nur gemeine Leute, sondern selbst Fürsten und Bischöfe, theils einzeln, theils in großen Schaaren, standen viele Leiden aus, und sahen nicht alle ihr Vaterland wieder; doch selbst in der heiligen Erde ruhen war ihnen süß.

Aber im Jahre 1076 kamen die Pilger wehklagend zurück; die Saracenen waren aus Palästina vertrieben, die Seldschucken, ein Türkenstamm, hatten das heilige Land erobert, und diese mißhandelten die Christen aufs Aeusserste. Nicht nur, daß sie die Kirche des h. Grabes in eine Moschee und die Auferstehungskirche in einen Stall verwandelten — sie forderten von allen Pilgern einen hohen Zoll, und wer diesen nicht bezahlen konnte, kam gar nicht in die Stadt. Manche arme, abgezehrte Waller mußten vor den Thoren bleiben, und starben im Angesichte des h. Grabes, ohne es betreten zu dürfen, ohne im Tode einmal eine Labung zu bekommen.

Keiner wurde durch den Anblick dieser Jammerscenen mehr hingerissen, als ein gewisser Eremit, Peter von Amiens aus Frankreich, eine Feuerseele, wie nicht jedes Jahrhundert aufzuweisen hat. Er war mehrmalen schon in guten Zeiten zu Jerusalem gewesen, und er allein fühlte sich stark genug, die Ehre des Heilandes zu retten. Der Patriarch Simeon zu Jerusalem mußte ihm Bittschriften an den Pabst mitgeben *), und noch ehe er Jerusalem verließ, sah er im Schlafe Christum, der ihn ermahnte, hinzugehen, und das Abendland zum Kampfe gegen die Schänder des Heiligthums aufzurufen.

Nun eilte Peter zurück, kam nach Rom, überreichte dem Pabste Urban II. seine Briefe und schilderte die Leiden der Christen im Morgenlande mit den lebendigsten Farben. Der Pabst wurde gerührt, und beauftragte Petern, durch die christlichen Länder zu ziehen, und die Völker zu dem großen Werke vorzubereiten; das Uebrige wolle er dann selbst veranlassen. So zog dann Peter von Dorf zu Dorf, von

*) Er war also nicht dem griechischen Schisma zugethan, sondern katholisch.

Stadt zu Stadt, ein dürres Männchen, durch Fasten und Strapazen abgezehrt, barfuß und mit unbedecktem Haupte, in dem Pilgerkleide, welches er schon am Grabe des Erlösers getragen. Ein Crucifix in der Hand, predigte er in Kirchen, auf Feldern, auf Straßen, und wenn man seine Stimme hörte, und ihm in die tiefliegenden feurigen Augen blickte, so glaubte man einen Propheten vor sich zu haben. Eine allgemeine Begeisterung ergriff das Abendland; des Heilandes Grab zu befreien, suchten Greise ihre verrosteten Waffen hervor, und übten sich Knaben, die Lanze zu tragen. Jedermann sah Zeichen am Himmel: die Sterne fielen auf die Erde wie Schnee, ein feuriger Weg ging durch des Himmels Blau nach dem Morgenlande hin, es war sogar eine Sage, Carolus Magnus sey zu Aachen von den Todten auferstanden, und werde die heiligen Krieger selbst anführen. Wenn hier auch mitunter der Aberglaube sein Spiel trieb, so ist es doch wahr, daß diese gefühlvollen Menschen mit ihrer Idee glücklicher waren, als ein gefühlloser Vernunftmensch unserer Zeit.

Nach diesen Vorbereitungen schrieb Pabst Urban ein Concilium zu Piacenza in Oberitalien aus. Auf demselben erschienen im März 1095 so viele Fürsten, Bischöfe, Ritter und Laien aus allen Ständen, daß die Sitzungen unter freiem Himmel gehalten werden mußten. Alle Edeln Italiens, die zugegen waren, versprachen an dem Zuge Theil zu nehmen, und wünschten, daß er nur recht bald zu Stande käme.

Einige Monate später reisete Urban nach Frankreich, wo der König Philipp I., wie wir wissen, ein zügelloses Leben führte. Hier versammelte der Pabst ein neues Concilium zu Clermont, fast in der Mitte des Reiches. Man wußte, daß es die Sache Gottes galt, darum war der Zulauf unbeschreiblich. Es erschienen 13 Erzbischöfe, 200 Bischöfe, 4000 Aebte und andere Priester, 30000 Fürsten, Ritter und andere weltliche Herren. In der Mitte der Versammlung auf einem hohen Throne

unter freiem Himmel erschien der Pabst, umgeben von seinen Cardinälen, ihm zur Seite Peter der Eremit. Nachdem König Philipp in den Kirchenbann gethan war — hier nur eine Nebensache! — erhob Peter von Amiens seine Stimme für das heilige Land, und die tiefe Stille der unabsehbaren Menschenmasse riß ihn selbst hin. Er sprach mit einem Feuer, wie noch nie. Kein Auge blieb trocken. Einige Zuhörer schluchzten, andere seufzten, da sie von der Entehrung der heiligen Stätte hörten. Endlich schwieg Peter, und der Pabst selbst vollendete die Rede. „Ich werde — sagte er — die Thränen nicht trocknen, welche durch diese schrecklichen Bilder in unsere Augen gelockt sind. Lasset uns unsern Schmerz ausweinen, meine Brüder! Aber wehe uns, wenn wir nichts haben, als diese Thränen, wenn wir das Erbtheil unsers Herrn noch länger in den Händen der Ruchlosen lassen wollen! Von Jerusalem ist das Wort des Herrn, die Religion, zu uns gedrungen. Auf denn, ihr Bäche, die ihr von daher fließet! auf, kehret zu eurer Quelle zurück! Oder soll Gott sich andere Krieger erwecken? Wollet ihr die Ehre, unter seinen Fahnen zu streiten, andern Händen überlassen? Nein, erwachet aus eurer Trägheit! Auf, ihr tapfern Ritter! Dorthin ziehet, dort gegen Morgen, da sind gerechte Beleidigungen zu rächen. Da büßet so manchen Raub, so manchen Brand, so manchen an friedsamen Menschen verübten Mord. Ihr Unterdrücker der Armen, der Wittwen und Waisen, ihr Räuber, ihr hungrigen Geier, die ihr eure Hände am liebsten im Blute eurer Brüder badet, eilet hin nach Palästina's Fluren, und adelt eure Schwerter im Blute der Ungläubigen! Soldaten des Teufels, werdet Soldaten des lebendigen Gottes! Fürchtet nichts unter seiner glorreichen Fahne. Als Sieger werdet ihr zurückkehren, oder die Märtyrerkrone erringen. Vollkommner Ablaß und die gewisse Hoffnung himmlischer Freuden begleitet euch in den heiligen Streit. So ziehet denn hin, nichts halte euch. Wir beschwören euch — doch nicht wir, sondern der Herr selbst.

— Ritter und Soldaten, Reiche und Arme, alle, die hier versammelt sind, sprechen wir an: erhebet euch! Kein irdisches Band, nicht Liebe zu Weib und Kindern, dürfe euch zurückhalten. Gedenket, was der Herr spricht: Wer Vater und Mutter mehr liebet, als mich, der ist meiner nicht werth; und wer verläßt Haus, oder Brüder oder Schwestern, oder Vater oder Mutter, oder Weib oder Kinder, oder Aecker, um meines Namens willen, der wird es hundertfältig wieder erhalten, und das ewige Leben besitzen. Und damit keine bange Sorge mehr eure Brust beenge, so verleihen wir jedem, der sich diesem frommen Unternehmen widmet, den Schutz der h. Kirche, und belegen den, der sich erfrechet, Gottes heilige Streiter oder ihre Angehörigen anzutasten, mit allen Banden des Fluches."

Länger hielt sich die Versammlung nicht. „Gott will's haben! Gott will's haben!" scholl es aus tausend Kehlen, und dieses Wort wurde die Losung in dem heiligen Kriege. Da kniete der Bischof Adhemar von Puy vor dem Pabste nieder, und bat um die Erlaubniß, den Weg des Herrn auch betreten zu dürfen. Der Pabst ernannte ihn zu seinem Legaten in dem heiligen Kriege, und heftete ihm ein Kreuz von rothem Tuch auf die Schulter. Ihm folgte der mächtige Graf Raimund von Toulouse, und nach ihm ließen sich noch viele andere das Kreuz geben. Davon wurden alle, die den Zug zur Befreiung des h. Landes mitmachen wollten, Kreuzfahrer, und der Krieg selbst der Kreuzzug genannt. Auf Mariä Himmelfahrt des nächsten Jahres 1096 ward der Zug angesetzt.

Nun hätte man sehen sollen, was für ein reges Leben im Abendlande entstand. Der eine verschrieb seine Güter dem Könige, weil ihm Geld fehlte, sich Waffen und Unterhalt auf dem Wege zu verschaffen; ein anderer vermachte seine Grundstücke einem Kloster, weil er nie zurückzukommen gedachte. Dieser borgte bei den Juden, denen hier eine glänzende Epoche begann; jener trat alles Eigenthum seinen Verwandten ab, sein Herzogthum, seine Grafschaft,

weil er im Morgenlande sich neue Fürstenthümer zu erkämpfen gedachte. Viele wurden nur aus Andacht Kreuzfahrer, viele aber ergriffen diese Gelegenheit auch nur, ihren Gläubigern auf eine gute Art zu entrinnen — denn diese durften von den Kreuzfahrern während ihrer Abwesenheit keine Zinsen fordern — und wünschten in Asien privilegirte Räuber zu werden. Die Bauern, deren Schicksal damals noch sehr hart war, ließen Pflug und Egge liegen, und fühlten sich freier, wenn sie ihren Herren bekreuzt in den Krieg folgen konnten. Die Kirche nahm die Güter aller Kreuzfahrer in Verwahrung, und das versüßte manchem Vater den Abschiedskuß; denn er wußte doch nun Frau und Kinder geborgen, wenn er selbst aus dem heiligen Lande auch nimmer zurückkehrte.

§. 93.
Der erste Kreuzzug.
(1096—1099.)

Gekrönte Häupter nahmen an dem ersten Kreuzzuge keinen Theil, aber viele wackere Ritter. Darum wurde leider auch kein Oberfeldherr gewählt: jeder Herzog führte den Haufen, den er selbst gesammelt hatte. Hugo, Graf von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, prunkte am meisten von allen; er befehligte die glänzendste Schaar französischer Edeln. Graf Raimund von Toulouse, der schon in Spanien gegen die Mauren gefochten, und dort ein Auge verloren hatte, gab sein Vaterland für immer auf, um seine letzten Tage einzig dem Dienste des h. Grabes zu widmen, und seine Gemahlinn begleitete ihn. Er führte die Kreuzfahrer aus dem südlichen Frankreich und der Lombardei. Herzog Robert von der Normandie verpfändete sein Besitzthum seinem Bruder, dem Könige von England, auf mehrere Jahre, und trat an die Spitze der streitbaren Männer aus England und der Normandie. Robert, Graf von Flan-

dern, befehligte die Fläminger; Stephan, Graf von Blois und Chartres, stellte eine treffliche Anzahl nordfranzösischer Ritter ins Feld. Aber der hochherzigste von allen war Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, Graf von Antwerpen, der mit seinem Bruder Balduin von Flandern die Völker sammelte, welche vom Rhein aufbrachen; und endlich erschien einer der mächtigsten, Boemund Fürst von Tarent, Robert Guiscards Sohn, mit seinem berühmten Vetter Tancred, der Gottfried durch Edelmuth und religiösen Sinn am nächsten kam. Beide brachten aus Italien den Kern der normännischen Ritterschaft mit.

Die Rüstungen wurden so eifrig betrieben, daß viele französische Ritter schon um Ostern, 4 Monate zu früh, marschfertig waren, und ihre glänzenden Harnische, ihre bebuschten Helme, ihre schönbemalten Schilde und ihre kostbaren Decken auf den Straßen zur Schau trugen, wobei sie mitunter riefen: Gott wills haben. Peter von Amiens warb auch ein Corps, das er selbst anführen wollte, und bestellte zu seinem Adjutanten einen armen französischen Ritter, Walther, den man allgemein Walther von Habenichts (Gautier Senzaveir, d. h. sansavoir) titulirte. Zu jedermanns Erstaunen kam der Eremit schon, als kaum der Schnee vergangen war, mit 15000 Reisigen, den Hefen des Pöbels, vor Gottfrieds Burg, und forderte ihn zum Antritte des Zuges auf. Gottfried aber, der sich mit diesem Schwarm nicht befassen wollte, rieth ihm vorauszugehen, und versprach bald nachzukommen.

So war denn Peter von Amiens der erste, der sich in Bewegung setzte. Er zog durch Deutschland nach Ungarn zu, und unterweges vergrößerte sich sein Troß wie ein Schneeball. Er mußte ihn in zwei Haufen theilen; der erste unter Walther von Habenichts zog voraus, den Weg zu öffnen, und Peter selbst führte den Nachtrab. Aber Walther war nicht Mannes genug, einen so rohen Haufen in Zucht zu halten. In Ungarn und der Bulgarei nahmen seine Rotten alles mit Gewalt weg, zündeten den Leuten

die Häuser an, und führten sich nicht wie Streiter Jesu, sondern wie Räuber auf. Da war es kein Wunder, daß die Ungarn und Bulgaren endlich über sie herfielen, und sie zu Tausenden erschlugen. Nur wenige gelangten nach Constantinopel, und diesen erlaubte der griechische Kaiser nur vor den Thoren der Stadt ein Lager zu beziehen, und die Ankunft ihrer Brüder zu erwarten. Zwar hielt Peter von Amiens selbst unter seinem Nachtrabe, der 40000 Mann betrug, in Deutschland und Ungarn mehr Zucht, aber an der Gränze der Bulgarei konnte ers nicht wehren, daß seine Leute ein Städtchen in Asche legten, weil in demselben kurz vorher, wie man vernahm, Walther von Habenichts eine Niederlage erlitten hatte. Dies erweckte auch gegen diesen zweiten Haufen die Wuth der Bulgaren. Peter verlor die meisten Leute und sein ganzes Gepäck, und kam in der traurigsten Verfassung vor Constantinopel an. Hier sollte der griechische Kaiser Alexius Brod und andere Hülfe schaffen, er setzte den Troß aber lieber schnell über den Bosphorus nach Kleinasien, um seiner los zu werden. Hier fiel derselbe den Seldschucken in die Hände, nur mit 3000 Mann eilte Peter von Amiens noch zur rechten Zeit nach Constantinopel zurück.

Nicht besser ging es drei Haufen deutscher Kreuzfahrer, deren jeder wenigstens 12000 Mann betrug. Den einen führte der Priester Gottschalk vom Rheine, den andern der Diakon Volkmar, ein Sachse, und den dritten der Graf Erich von Leiningen. Der letzte hielt sich auch für berufen, die Ehre Christi an den Juden erst zu rächen, weil sie Jesum gekreuzigt hatten, fiel über Mainz und andere Städte her, schlug 900 Juden todt, und plünderte aus ihren Kisten sich einen Zehrpfenning zusammen. Die Bischöfe am Rhein verabscheuten diese Gräuel, nahmen sogar Juden zum Schutze in ihre Paläste auf, konnten aber das Blutbad nicht ganz hindern. Sonst betrugen sich diese drei Kreuzheere noch ziemlich ordentlich; aber in Ungarn mach-

ten sie's wie des Walther von Habenichts Haufen, und die meisten von ihnen wurden erschlagen.

So waren etwa schon 200000 Kreuzfahrer unnützer Weise ums Leben gekommen, ehe der Zug noch recht angefangen hatte. Erst an dem bestimmten Tage, den 15ten August 1096, brach Gottfried von Bouillon auf. Er führte 80000 Streiter zu Fuß und 10000 glänzend geharnischte Ritter, und hielt unter ihnen gute Mannszucht. Mit den Ungarn und Bulgaren machte er wegen des Durchzuges vorher Verträge, gab ihnen Geisseln zur Sicherheit, und gelangte so ohne Schwierigkeit nach Constantinopel. Der Kaiser Alexius erschrak über die fremde Menschenmasse, die nun schon bewaffnet in seinen Staaten stand, und befürchtete, es möchte wohl mehr auf die Eroberung seines Kaiserthums, als auf die Befreiung des h. Grabes abgesehen seyn, und schickte sich an, die Kreuzfahrer feindlich zu behandeln. Den Hugo von Vermandois, welcher durch Italien gezogen war, um die Ueberfahrt nach Asien zu Schiffe zu machen, ließ er sammt seiner Mannschaft durch seine Flotte gefangen nach Constantinopel bringen. Es fehlte nicht viel, daß die Fürsten einen allgemeinen Sturm veranstaltet, und den kleindenkenden Kaiser von seinem Throne geworfen hätten. Gottfrieds Bravheit hintertrieb dies, und es wurde ein Vergleich geschlossen, in welchem der Kaiser versprach, das Kreuzheer mit Lebensmitteln zu versorgen, wofür die Fürsten eidlich versicherten, alle Städte, die vor der Seldschucken Ankunft zum Kaiserthum gehört hätten, nicht für sich, sondern für den Kaiser zu erobern, was sie aber sonst erobern würden, als treue Vasallen vom Kaiser zur Lehn zu tragen. Darum leisteten die Fürsten ihm zum voraus den Lehnseid, und wurden von ihm nun als Vasallen behandelt. Ueberhaupt benahm Alexius sich gegen die wackern Fürsten sehr hochmüthig. Nur den Gottfried von Bouillon ernannte er zu seinem Sohne, und hängte ihm einen kaiserlichen Mantel um; von den übrigen ließ er sich die Knie küssen, wenn feierliche Audienz war, und während er auf dem golde-

nen Throne sich brüstete, mußten sie stehen. Die Männer duldeten solche Eitelkeit, nur einer, ein französischer Ritter, stieg einmal die Stufen hinan, pflanzte sich neben den Kaiser auf den Thron, und sah ihn verächtlich über die Schulter an, wobei er ziemlich laut sagte: „Pfui, über den Strohkaiser, der sich allein da so breit macht, und so viele brave Leute stehen läßt!" Alexius that, als hörte ers nicht, aber er wollte platzen vor Wuth über die Frechheit des Ritters. Er setzte die widerlichen Gäste so schnell wie möglich nach Kleinasien über, versprach ihnen beständig Lebensmittel nachfahren zu lassen, gab aber selbst zu dem Kreuzzuge nur 2000 Streiter her.

Allenfalls konnte man aber seiner Hülfstruppen auch entbehren. Denn als im Mai 1097, wo der Krieg mit den Seldschucken begann, die Fürsten ihre Haufen musterten, wurden 600000 Krieger gezählt, unter denen 100000 zu Pferde waren, die Priester, Greise, Weiber und Kinder nicht mitgerechnet. Zuerst wurde Nicäa in Bithynien erobert, und dem griechischen Kaiser zurückgegeben. Aber nun gingen die Leiden an. Die Seldschucken waren ein eben so tapferes, als verschlagenes Volk, das den Kreuzfahrern jeden Fußbreit Landes beim fernern Vorrücken streitig machte, und alle Fluren verwüstet hatte, um das ganze Heer auszuhungern. Da man weiter kam, blieben die Lebensmittel aus Constantinopel auch aus. Dazu kam die große Hitze, den Völkern des Nordens unerträglich, und ein Heer ansteckender Krankheiten. Jede Tagreise kostete Hunderte von Menschen, und in 7 Monaten waren alle Pferde bis auf 2000 gefallen. Die Fürsten ritten mitunter auf Ochsen, Gepäck mußte man Schafböcken und Schweinen aufladen. So viel Elend hatte sich niemand von diesem Zuge vorgestellt. Auch die Entschlossensten wankten, Peter von Amiens wollte sich davon schleichen, ward aber zurückgeholt und ausgelacht. Walther von Habenichts fand in einem Ueberfalle der Seldschucken seinen Tod. Von Umkehren sprachen endlich die meisten, und wären Gottfried und Boe-

mund nicht gewesen, so hätte vielleicht jeder der übrigen Fürsten sich heimlich nach Hause gemacht, und das arme Volk seinem Schicksale überlassen.

Im Herbste dieses Jahres erreichte man das Ende Kleinasiens. Da machte Gottfrieds Bruder Balduin einen Abstecher, die Stadt Edessa zu erobern, von welcher er nun den Titel eines Fürsten annahm. Gottfried und die andern schickten sich an, die große Stadt Antiochia zu belagern. Ganze 9 Monate widerstand sie aller Bestürmung, obschon die Fürsten und ihre Schaaren täglich Wunder der Tapferkeit verrichteten. Gottfried von Bouillon hieb einmal einen Feind in die linke Schulter, daß das Schwert unter dem rechten Arme wieder hervorkam. Der Kopf und der rechte Arm, nebst einem großen Theile des Rumpfes fiel zu Boden, mit dem Reste der Leiche, der auf dem Pferde hangen blieb, eilte das Roß nach der Stadt zurück, zum Grausen aller, die es sahen.

Im Sommer 1089 wurde Antiochia durch Verrätherei gewonnen. Aber kaum freuten sich die Kreuzfahrer dieses Glücksfalles, als ein furchtbares Heer, von den benachbarten muhammedanischen Fürsten zusammengebracht, plötzlich erscheint, und die Kreuzfahrer in Antiochia einschließt. Darauf waren diese nicht gefaßt, und auch sonst zu schwach, eine solche Uebermacht wegzuschlagen. Der gräßlichste Hunger trat abermals für die Bekreuzten ein. Manche stiegen in die Grüfte, und aßen die zuletzt eingescharrten Türkenleichen. Andere schlichen sich aus der Stadt, gingen zu den Ungläubigen über, und schwuren Christum ab, um nur etwas zu essen zu bekommen. Am Ende verschlossen sich die meisten in ihren Häusern, ohne mehr Dienste leisten zu wollen, und gedachten in der Stille den Hungertod zu erwarten. Die Stadt schien ausgestorben, aber auf einmal jauchzt alles wieder freudig auf. Ein Priester aus der Provence, Peter Barthelemi, erzählt, der Apostel Andreas sey ihm schon drei Nächte hinter einander erschienen, und habe ihm offenbart, in der Peterskirche zu Antiochia liege vor dem hohen

Altare die Lanze vergraben, mit welcher der römische Soldat einst Christo am Kreuze die Seite durchstochen habe; diese solle man ausgraben, mit ihr würden die Kreuzfahrer siegen. Man gräbt nach, findet zwölf Fuß tief in der Erde nach vieler Mühe die heilige Lanze, und zweifelt nun nicht an dem Siege. Man kann nicht warten, bis die Fürsten den Ausfall gehörig geordnet haben. Wie Leichen wanken sie aus den Thoren den Ungläubigen entgegen, aber mit der Gewißheit des Sieges. Die Feinde mußten erfahren, was Begeisterung vermag. Die abgemergelten Kreuzfahrer hieben alles vor sich nieder, und als sie dennoch einmal weichen sollten, schien ihnen im Hintergrunde des Schlachtfeldes der h. Ritter Georgius mit seinen himmlischen Haufen, alle in glänzend weißer Rüstung, von der Anhöhe des nahen Gebirges zu Hülfe zu kommen. „Seht! — riefen alle — die himmlischen Schaaren! Der Herr selbst kämpfet heut für sein Volk!" Das feindliche Belagerungsheer wurde theils niedergehauen, theils in die Flucht geschlagen, und die Kreuzfahrer trafen in dem eroberten Lager Vorräthe genug, ihren Hunger zu stillen.

Schade, daß die Fürsten unter sich selbst nun nicht einig bleiben konnten! Boemund wurde zum Herzoge von Antiochia eingesetzt, worüber mehrere, besonders auch Raimund von Toulouse, sehr ungehalten waren. Hugo von Vermandois kehrte sogar nach Europa zurück, und Stephan von Blois saß schon lange unthätig an der Küste, das Schicksal seiner Genossen ruhig abzuwarten. Durch solche Händel wurde das Fortrücken eine Weile ganz gehemmt. Endlich, nachdem man den griechischen Christen gleichsam zum Possen in Antiochia einen lateinischen Patriarchen eingesetzt hatte, den Feldprobst Bernard nämlich, ging im Mai 1099 der Zug zwischen dem Libanon und der Seeküste, von der sie zuweilen Zufuhr erhielten, hinab, machte die türkischen Emire von Tripolis, Tyrus, Sidon, Akre und Cäsarea von sich abhängig, bemächtigte sich des kleinen Hafens Joppe, und kam so der h. Stadt immer näher. Dem

Tancred ging es doch noch viel zu langsam; er sprengte voraus, und kam nach einigen Tagen mit der frohen Nachricht zurück, er habe schon zu Bethlehem an des Heilandes Krippe gebetet, und Jerusalem ganz nahe gesehen. Welche Freude! Noch in derselben Nacht brach der ganze Haufen gegen die h. Stadt auf, am andern Morgen — den 6ten Juni 1099 — erreichte man die Höhen von Emmaus, von denen man Jerusalem gerade vor sich liegen sah.

Welch ein Jubelgeschrei, welch eine Begeisterung, als die Wegweiser riefen: „Da liegt es! das ist Jerusalem!" Freudenthränen stürzten den alten Kriegsknechten aus den Augen, und kaum konnten sie zurückgehalten werden, daß sie nicht in blinder Unordnung auf die Mauern losstürzten. Jerusalem war stark befestigt, und drinnen lag eine Besatzung von 60000 Mann. Von der halben Million Kreuzfahrer waren aber nur noch 40000 Mann übrig, und diese hatten gar keine Belagerungswerkzeuge bei sich. Aber der wieder angefachte Religionsenthusiasmus ersetzte alles, und das Feldgeschrei: „Gott will's haben!" schallte vor den Mauern Jerusalems eben so feurig, wie vor vier Jahren auf den Feldern von Clermont. Sonst hätten die letzten Leiden noch den Tapfersten hier zurückschrecken können. Man fand nämlich gar kein Trinkwasser, und die Hitze war so unerträglich, daß manche in die Erde krochen, und ihre Brust mit kühlen Rasen bedeckten. Andere schlichen sich nahe an die Stadt, küßten die heiligen Mauern andächtig, und starben dann vor Ermattung. Alle diese Leiden wurden muthig überstanden. In einem Wäldchen bei Sichem, mehrere Meilen von der Stadt, fand man mit genauer Noth noch Bäume, um einige Thürme zu bauen, die man auf Rädern bis an die Stadtmauer schob. Da alles fertig war, hielt man einen Bettag; man beichtete und communicirte, und ging in Procession um die Stadt. Die Belagerten spotteten darüber, und das entflammte die Wuth der Kreuzfahrer noch mehr. Am folgenden Tage, den 14. Juli, wagten sie einen allgemeinen Sturm, aber umsonst. Die Muhammedaner warfen ihnen

Steine und Balken auf die Köpfe, schütteten brennenden Schwefel und siedendes Oel auf sie, und schwächten die Kraft ihrer Geschosse durch allerlei Flechtwerk, das sie von der Mauer hinabhängten. Am Tage darauf ward die Stadt noch einmal berennt, und die Kreuzsoldaten waren nicht glücklicher, wollten schon weichen, als ein glänzender Ritter wie in einer Glorie vom Oelberge herunterschwebte, und mit seinem strahlenden Schilde gegen die Stadt winkte. „Seht ihr — rief da Gottfried von Bouillon — seht ihr das himmlische Zeichen? Vernehmet ihr die höhere Hülfe?" Mit diesen Worten ließ er von seinem Kriegsthurm die Bretterbrücke auf die Stadtmauer fallen, und war der erste, der in die Stadt hineinsprang — den 15ten Juli 1099, Nachmittags 3 Uhr, an einem Freitage. Andere sprangen dem tapfern Führer nach, rissen die Thore auf, und Jerusalem war erobert. Mit der Wuth hungriger Löwen stürzten die Kreuzsoldaten in die Straßen, in die Häuser; nicht die Rache allein, auch der Glaube, jetzt zur Ehre Gottes das Schwert zu führen, machte sie zu reissenden Thieren. Kein Alter, kein Geschlecht ward verschont; ein Blutbad, wie es Karthago kaum gesehen, war hier zu schauen. In Omars Moschee wateten die Sieger bis an die Knöchel im Blute der Erschlagenen. Der fromme Tancred traf zuerst auf die Kirche des h. Grabes, in welcher die Christen Jerusalems versammelt Bußlieder sangen. Gottfried von Bouillon verließ auch bald das Mordgetümmel, legte ein wollenes Bußkleid an, und besuchte andächtig die heilige Stätte. Ihm folgte endlich das ganze Heer; alle legten ihre blutige Rüstung ab, gingen barfuß in brünstiger Andacht zu dem Grabe des Erlösers, und fleheten um Vergebung ihrer Sünden. Alle freuten sich, diesen Tag erlebt zu haben, besonders Peter von Amiens, der von den Christen Jerusalems jetzt ihr Retter genannt wurde.

Nachdem man die Stadt von den Leichen und dem Blute gereinigt hatte, mußte man zur Wahl eines Königs schreiten. Gottfried und Raimund eifer-

ten um die Oberstelle, das Volk aber entschied für Gottfried, und dieser war auch durch seine innere Größe und seine ruhige Selbstständigkeit würdig, König zu seyn. Die Herrschaft nahm er an, aber die königliche Würde schlug er standhaft aus. Er ließ sich nur Beschützer des h. Grabes tituliren, und sagte: „Ich müßte mich ja schämen, da eine goldene Krone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter einer Dornenkrone geblutet hat.“ Der tapfere Tancred errichtete in Kapharnaum sich eine Herrschaft, und Raimund von Toulouse schlug in Laodicea seinen Sitz auf. Balduin war schon früher Fürst von Edessa, und Boemund Herzog von Antiochia. Alle diese wurden Gottfrieds Vasallen. Daimbert, Erzbischof von Pisa, der unter den Kreuzfahrern war, wurde Patriarch von Jerusalem, da der griechische Patriarch sich zur Abdankung bereit finden ließ, und der Gottesdienst wurde lateinisch eingerichtet. Dies hätten die Kreuzfahrer lieber unterlassen sollen, denn es vergrößerte den Bruch zwischen der griechischen und lateinischen Kirche.

Gottfried behielt von dem Kreuzheere nur 300 Ritter und 2000 Fußgänger bei sich, die übrigen kehrten nach Hause zurück. Eine solche Mannschaft konnte den neuen Staat von Jerusalem wohl nicht schützen. Leider starb Gottfried schon im nächsten Jahre 1100 den 18. Juli, und wurde in der Kirche des h. Grabes beerdigt. Sein Bruder Balduin I. folgte ihm in der Regierung, und nahm ohne Bedenken den Titel König von Jerusalem an.

§. 94.

Die Ritterorden.

Eine herrliche Frucht der Kreuzzüge waren die Ritterorden, die den Rittern eine weit edlere Beschäftigung anwiesen, als zu Hause die immerwährenden Befehdungen waren.

Schon vor dem ersten Kreuzzuge hatten im J. 1038 Kaufleute aus Amalfi zur Verpflegung der Pil-

ger nahe bei der Kirche des h. Grabes zu Jerusalem ein Hospital mit einer Kapelle gegründet. Von dem h. Joannes dem Täufer, dem Patronen der Kapelle, nannten die in dem Hospital dienenden Männer sich Joanniter, auch wohl Hospitaliter. Sie legten die drei Ordensgelübde der Keuschheit, Armuth und des Gehorsams ab, und verpflegten die Kranken und Armen. Als Jerusalem nun von den Kreuzfahrern erobert war, schämten sich viele Ritter nicht, ihre tapfern Hände ewig in diesem Orden zur Bedienung der Kranken herzugeben; dazu aber verpflichteten sie sich noch, die Pilger durch die Länder der Ungläubigen zu begleiten, und das h. Land, so wie das Christenthum überhaupt, mit gewaffnetem Arme zu vertheidigen. Pabst Paschalis II. bestätigte diesen Orden im J. 1118. Die Kleidung der Joanniterritter war ein schwarzer Mantel mit einem achteckigen Kreuze von weißer Leinwand auf der linken Brust. Die Mitglieder waren theils Ritter, welche nur die Waffen führten, Capellane, Priester, welche den Gottesdienst hielten, und Waffendiener, welche die Kranken verpflegten. Das Haupt des Ordens hieß der Großmeister, und stand unter dem Patriarchen von Jerusalem. Das Institut wurde so nützlich gefunden, daß reiche Personen in allen christlichen Ländern Europa's ihm ansehnliche Güter, ja ganze Rittersitze mit allen dazu gehörenden Ländereien und Gerechtigkeiten, zum Geschenke machten, damit der Orden desto mehr Mitglieder aufnehmen und desto meh Kranke verpflegen könnte. War ein Ritter im Dienste des Ordens ergrauet, so entließ ihn der Großmeister aus Jerusalem, und übergab ihm ein Rittergut des Ordens in seinem Vaterlande, wo er dann seine letzten Tage ruhig verleben konnte. Eine Kirche war dabei, in welcher ein Capellan dem Ritter den Gottesdienst hielt. Man nannte ein solches Rittergut des Ordens eine Commende oder Comthurei; starb der Comthur, so fiel die Commende an den Orden zurück. — Die Joanniter haben aber nicht immer in Jerusalem ihren Sitz gehabt, sondern später bewohn-

ten die Insel Rhodus, zuletzt Malta, und darum hießen sie auch Rhodiserritter Malteserritter. Wir werden diese Veränderungen zu ihrer Zeit erzählen. Der Orden besteht noch, hat aber keine Beschäftigung mehr.

Ein anderer Ritterorden hatte bloß einen kriegerischen Zweck, die Landstraßen in Palästina für die Pilger zu sichern, und einen ewigen Krieg gegen die Muhammedaner zu führen. Neun französische Ritter stifteten ihn im J. 1118, und der König von Jerusalem räumte ihnen einen Flügel seines Palastes ein, der an die Stätte des salomonischen Tempels stieß, und davon wurden sie Tempelherren genannt. Dieser Orden gewann noch mehr Güter, als der Malteserorden, und hatte sonst eine ähnliche Verfassung, nur stand er unmittelbar unter dem Pabste, und war keiner andern geistlichen oder weltlichen Gerichtsbarkeit unterworfen. Eben dieser Umstand zog ihm viele Feinde zu, so verdient er sich auch um das heilige Land machte. Mehrere Großmeister kamen im Gefechte gegen die Ungläubigen um, andere wurden gefangen. Alle Tempelherren trugen auf der Brust ein rothes Kreuz, zum Zeichen ihres Berufes, der Religion auch ihr Blut zu opfern.

Zur Errichtung eines deutschen Hospitals in Jerusalem war ebenfalls Rath geworden durch bremische und lübeckische Kaufleute, aber zu einem Orden wurden die Krankenwärter erst 1190 vereinigt, besonders aus Eifersucht gegen den Joanniter- und Tempelorden, der ungern Deutsche zu Mitgliedern aufnahm, und noch nie einen Deutschen zum Großmeister gewählt hatte. So entstand der deutsche Orden, der nur deutsche Ritter aufnahm, und beide Zwecke, Krankenpflege und Bekriegung der Ungläubigen, vereinigte. Sein Abzeichen war ein schwarzes Kreuz, und der Ruhm seiner Thaten verdunkelte bald die Joanniter und Tempelherren. Wir werden hören, welchen Einfluß dieser Orden noch später gehabt hat.

Auch in Spanien entstanden zwei Ritterorden zur Bekämpfung der Mauren. Da im J. 1148 die

Mauren der Festung Calatrava in Castilien Gefahr droheten, verließen die Tempelherren feige den Platz, nur ein Mönch Diego und sein Abt Raimund versprachen die Festung zu vertheidigen; der Erzbischof von Toledo gab ihnen und allen, die ihnen beistehen würden, Ablaß. Bald waren 20,000 Ritter zusammen, die mit Diego sich in Calatrava einschlossen, und es glücklich vertheidigten. Nun machte man aus der Festung eine Cisterzienserabtei (von den Cisterziensern nachher!), die Ritter verbanden den Soldatenstand mit dem Klosterleben, und im J. 1163 bestätigte der Pabst den Orden von Calatrava, der noch jetzt zu den spanischen Ritterorden gehört. Die Mitglieder haben in Spanien gegen die Mauren immer treffliche Dienste geleistet.

Denselben Zweck hatte in Spanien der Orden von St. Jago, der 1175 bestätigt ward. Doch durften die Ritter Frauen haben, welche Schwestern des Ordens hießen, alle aber lebten in Gemeinschaft der Güter, und ihre Nachlassenschaft fiel dem Orden anheim. Die Priester des Ordens lebten in Klöstern, spendeten den Rittern die h. Sacramente, und unterrichteten die Kinder der Ritter.

§. 95.

Neue Klosterorden.

So wie die neuen Ritterorden den Geist des Adels zu veredeln strebten, so bildeten sich um dieselbe Zeit mehrere Klosterorden, um auf den Geist der untern Klassen des Volkes einzuwirken.

Der Cluniacenserorden ist schon früher genannt. Ein Benedictinerabt Berno zu Clugny in Burgund bei Maçon gab im 10ten Jahrhundert seinem Kloster eine strengere Zucht, die von vielen Klöstern nachgeahmt wurde. Die Nachfolger des Abtes Berno, Odo, Majolus, Odilo, Petrus der Ehrwürdige, Hugo u. a. m. glänzten zu Clugny der ganzen Christenheit vor, viele fürstliche Personen traten in den berühmten Orden, und viele treffliche

Bischöfe und Päbste gingen aus Clugny hervor. In eben diesem Kloster fing man auch zuerst an, den Tag aller Seelen zu feiern, was nachher in der ganzen katholischen Kirche Gebrauch wurde. Das Gebet für die Verstorbenen hatten die Christen schon immer gekannt.

Der Karthäuserorden entstand im J. 1084. Sein Stifter, der h. Bruno, war ein Cölner von Geburt, und lehrte an der hohen Schule zu Rheims. Der Welt überdrüssig, begab er sich mit einigen gleichgesinnten Freunden zum Bischofe Hugo von Grenoble, der ihnen eine schauerliche Wüste seiner Diöcese, Chartreuse mit Namen, zur Niederlassung anwies, und bald selbst in ihre Gesellschaft trat. Hier war besonders Bücherabschreiben ihr Geschäft, wodurch sie ihren Unterhalt gewannen. Jeder Karthäuser lebte für sich in einer Einsiedelei, bei welcher ein Gärtchen war; nur die Kirche war gemeinschaftlich. Sprechen war selten erlaubt; begegneten sich zwei, so war ihr Gruß: Memento mori (denk an das Sterben)! Fehlten ihnen Lebensmittel, so gaben sie es den Dienern des Klosters nur durch Zeichen zu verstehen. Fleischspeisen waren für immer untersagt. In einigen Ländern sind noch jetzt Karthäuserklöster, und was selten ist, der Orden hat seine erste Strenge nie verloren.

Der Cistercienserorden wurde 1089 ebenfalls in Frankreich gestiftet, da Abt Robertus zu Citeaux, einer Wüstenei bei Dijon, eine neue Pflanzschule von jungen Klosterbrüdern anlegte, die bald in noch größern Ruhm kamen, als die Karthäuser, besonders seitdem der h. Bernardus, ein edler Burgunder, mit allen Gaben der Natur geschmückt, ihnen beitrat, und das Kloster Clairvaux gründete. Bernardus hielt seine Genossen zum immerwährenden Beten, Arbeiten und Stillschweigen an; man aß nur Gesternbrod, und trank den Saft von abgekochten Buchenblättern, und angebotene Schenkungen an das Kloster wurden verbeten, man wollte nur arm seyn. Dennoch war Bernardus zu seiner Zeit der Rathgeber der Päbste und Könige; ohne

ihn geschah fast nichts, weder im Staate, noch in der Kirche. Er wird in der Geschichte uns bald wieder begegnen.

Der Augustinerorden hat seinen Namen vom h. Kirchenvater Augustinus im 4ten und 5ten Jahrhundert, der wohl einige Klöster in Africa, aber keine feste Klosterregel gründete. In der Mitte des 10ten Jahrh. nahmen italiänische Einsiedler den Namen Eremiten des h. Augustinus an, wohnten in gesonderten Zellen, bloß mit Gebet und Betrachtung beschäftigt, genossen 4 Tage in der Woche nur Brod und Wasser, an 2 Tagen etwas Gemüse, nur Sonntags Fleisch. Der h. Petrus Damianus, nachher Cardinal und Bischof von Ostia, trat dem Institute bei, und stiftete später die regulirten Chorherren des h. Augustinus (gegen das J. 1060); sie lebten als Weltpriester, aber in Gemeinschaft der Güter und in klösterlicher Clausur. Im J. 1256 wurden vom Pabste alle Augustinercongregationen vereinigt, und zählten zuletzt 30000 Mönche und noch eben so viele Nonnen, Augustinerinnen genannt. Später sind sie wieder in mehrere Zweige zerfallen, unter denen die Augustiner-Barfüßer noch die meisten Mitglieder zählen.

Der Carmeliterorden entstand in der Mitte des 12ten Jahrhunderts, da fromme Pilger unter Berthold aus Calabrien sich zum Eremitenleben auf dem waldigen Berge Carmel, an der Südgränze von Galiläa, vereinigten; 1209 bestätigte der Patriarch von Jerusalem, 1224 Pabst Honorius III. ihre Regel. Sie tragen kastanienbraune Ordenskleider, darüber seit 1287 ein 6 Zoll breites Scapulier von grauer Wolle, welches über Rücken und Brust herunterhängt, dazu weisse Mäntel. Die Carmeliter bestehen jetzt aus 4 Stämmen: 1) die beschuheten Observanten, zur Zeit ihrer größten Blüte 180,000 Mönche und Nonnen, 2) die Congregation von Mantua mit weissen runden Hüten, 3) die Barfüßer in Spanien, 4) die Barfüßer in Italien. Jeder Name hat seinen

besondern General zu Rom. Die Barfüßer üben strenges Fasten und Schweigen, und halten in jeder Provinz eine besondere Eremitage zur Uebung der vollkommneren Geschiedenheit von der Welt. Wirklich ist kaum der Karthäuserorden strenger, als dieser der Carmeliter-Barfüßer, und er erhielt eine seltene Ausdehnung durch alle Länder der Christenheit. An der Scapulir-Bruderschaft des Ordens nahmen die Laien Theil. Dafür rühmte der Orden sich auch des grauesten Alterthums — des Propheten Elias als seines Stifters, und rechnete von ihm ab alle Propheten des alten Bundes, selbst Pythagoras und Christum unter die Carmeliter, die Apostel aber als Missionäre vom Berge Carmel, die h. Jungfrau Maria aber und die h. Frauen des neuen Bundes sollen ächte Carmeliterinnen gewesen seyn, und ein gelehrter Jesuit neuerer Zeit war nöthig diese Behauptung zu widerlegen.

Der Camaldulenserorden ist eigentlich nur der geschärfte Benedictinerorden. Sein Stifter der h. Romualdus, aus einem adeligen Geschlechte zu Ravenna, hatte seine Jugend in Ausschweifungen verlebt, und ein Duell brachte ihn zu dem Entschlusse, seine übrige Lebenszeit der strengsten Buße zu widmen. Er trat zu Ravenna in den Benedictinerorden, aber obschon er nach und nach verschiedene Klöster besuchte, so war es ihm doch nirgends strenge genug. Weil sich viele ansehnliche Personen zu ihm gesellten, so stiftete er eine besondere Congregation der Benedictiner: er setzte zu der Benedictinerregel hinzu, daß seine Schüler grobe Kleider von weissem Zeuge tragen, in abgesonderten Einsiedeleien wohnen, das Schweigen beobachten, keinen Wein trinken, mit bloßen Füßen gehen, und oft fasten sollten. Die berühmteste Einsiedelei stiftete der h. Romualdus 1012 im Thale Camaldoli bei Arezzo, sie gab dem Orden den Namen. Der Stifter starb 1037, in einem Alter von 120 Jahren; 100 Jahre hat er in Buße verlebt. Unter den Camaldulensern gibt es jetzt Eremiten und Observan-

ten. Die Eremiten tragen auch Bärte, und ihre Klöster werden Camaldulen genannt.

Der Trinitarierorden wurde gegen das J. 1160 durch den h. Joannes von Matha, einen Priester aus der Provençe, und den h. Felix von Valois, einen Einsiedler bei Meaux, gegründet. Sein besonderer Zweck war, gefangene Christen aus der Sclaverei der Mauren und Saracenen loszukaufen. Der Pabst bestätigte den Orden, und nannte ihn den Orden der hh. Dreifaltigkeit zur Erlösung der Gefangenen. Die zahlreichen Mitglieder sammelten überall Gaben, und als der h. Stifter das erste mal zwei seiner Schüler nach Africa sandte, brachten diese 186 losgekaufte Christen aus der Sclaverei der Ungläubigen zurück. Der h. Joannes von Matha machte auch selbst mehrere Reisen nach Spanien und der Barbarei, unter vielen Leiden, selbst Lebensgefahren, und verschaffte 120 gefangenen Christen Freiheit und Vaterland wieder. Als seine Kräfte schwanden, ging er nach Rom, und tröstete noch 2 Jahre lang die Leidenden in den Kerkern, Hospitälern und Armenhäusern. Solche Helden der Nächstenliebe hat nur das Evangelium Jesu Christi gebildet.

Der Prämonstratenserorden wurde von einem Westfälinger, dem h. Norbertus, gegen das Jahr 1127 gegründet. Er war Canonicus zu Xanten im Herzogthum Cleve, führte aber erst ein ziemlich weltliches Leben am Hofe Kaiser Heinrichs V. Als er aber einmal spazieren ritt, überraschte ihn ein Ungewitter, und ein Blitz schleuderte ihn zu Boden. Dies erschütterte ihn so, daß er, sobald er die Besinnung wieder erlangt hatte, mit Paulus ausrief: Herr, was willst du, das ich thun soll? Von dieser Stunde an änderte er seinen Wandel, nahm die h. Weihen, und nachdem er alle seine Güter den Armen gegeben, alle seine geistlichen Pfründen niedergelegt hatte, ging er in Begleitung einiger befreundeten Priester aufs Land, den Unwissenden die christliche Lehre vorzutragen. Er führte nichts bei sich, als ein Buch, einen Kelch und einen Wander-

stab. Seine Worte und sein Beispiel machten auf das Volk einen so gesegneten Eindruck, daß er sich entschloß, zur Veredlung der Geistlichkeit eine Pflanzschule zu stiften, und legte deshalb in der Einöde Prémontré bei Laon in Frankreich ein Kloster an, nach dessen Muster viele andere in der abendländischen Kirche eingerichtet wurden. Der Andrang zu diesem neuen Orden war unbeschreiblich. Fürsten und Grafen verlangten aufgenommen zu werden; der heilige Graf Gottfried von Cappenberg schenkte seine ganze Grafschaft dem neuen Prämonstratenserorden, verwandelte seine Ritterburg in ein Kloster und nahm selbst das Ordenskleid. Der h. Norbertus wurde zuletzt noch Erzbischof zu Magdeburg, wo die zügellosen Priester ihm vielen Kummer machten, und ruhet dort in der Domkirche.

§. 96.

Das Ritterwesen.

Die Neigung, für die Religion zu wirken, und den Heiligen nachzuahmen, brachte damals einen Enthusiasmus hervor, der gewiß sehr viel Gutes gewirkt hat. Viele Herzoge oder Königssöhne ließen sich zu Priestern weihen, oder schenkten sich einem Orden, und gaben der Welt das Beispiel einer heldenmüthigen Selbstverläugnung. Die Edeln aber, welche dem Königsstande nicht entsagen wollten, entlehnten von dem Klosterleben verschiedene Gebräuche, und traten wie in eine geistliche Gesellschaft zusammen. Man that Gelübde, fromm zu seyn, keinem Unrecht zu thun, Armen zu helfen, Wittwen und Waisen zu beschützen, und die Religion zu vertheidigen. Dieser fromme Orden scheint zuerst in Spanien entstanden zu seyn, indem die Bischöfe den Rittern vorstellten, es sey rühmlicher, das Schwert gegen die ungläubigen Mauren zu führen, als die christlichen Nachbarn unaufhörlich zu befehden. Wer in diese heilige Kämpfergesellschaft aufgenommen werden wollte, mußte von altem Adel und von unbescholtenen Sitten seyn. Die Mitglieder nannten sich

Ritter, weil sie nur zu Pferde in den Krieg zogen. Der damals herrschende religiöse Sinn und die Neigung für Zünfte und Orden machte die Sache bald so beliebt, daß Könige und Kaiser es sich zur Ehre rechneten, Ritter zu heissen. Ein poetischer Geist waltete damals über der dunkeln Welt: den tapfern Ritter begeisterte ein offener Himmel voll Engel und Heiligen, sein Leben war getheilt zwischen blutigen Kämpfen und andächtigen Gebeten. Man hatte romantische Gesänge von frommen Helden, die ihr Leben damit zugebracht hätten, umherzuziehen in der weiten Welt, ungerechte Menschen, Räuber und Ehrenschänder zu bestrafen, unschuldige Gefangene zu befreien, Ungläubige zu tödten. So ein Gesang war der vom König Artus und seinen zwölf Rittern, mit denen er nach jedem ruhmvollen Abentheuer an einer runden Tafel schmausete und zechte, wo kein Oben oder Unten einen Rangstreit veranlassen konnte. Die jungen Ritter hörten dergleichen Erzählungen mit Entzücken, und brannten vor Begierde, sich durch tapfere Kämpfe für die Religion oder für die Ehre der Unschuld berühmt zu machen.

Das Ritterwesen wurde handwerksmäßig behandelt: es gab da Lehrlinge, Gesellen und Meister. Der Edelknabe wurde früh an eines fremden Ritters Hof geschickt, die ersten Reiterkünste zu lernen. Lesen und Schreiben gehörte nicht zu den nöthigen Wissenschaften, und wurde verachtet. Als Lehrbursch hieß der Edelknabe Bube. War er 14 Jahr alt, so mußte er seinem Herrn das Streitroß verpflegen, dasselbe ihm satteln, es ihm vorführen zum Besteigen, und seinem Herrn in allen Zügen folgen, seine Waffen tragen, während der Schlacht hinter ihm warten u. s. w. In dieser Stufe hieß er Knappe.

Hatte der Edelknabe auch als Knappe seine Pflicht erfüllt, seinem Herrn gehorcht, und sich untadelhaft aufgeführt, so konnte er hoffen, nach siebenjähriger Dienstzeit, wenn er 21 Jahr alt war, als wirklicher Ritter aufgenommen zu werden.

Zu dieser feierlichen Handlung bereitete sich der

Knappe durch eine Generalbeichte und durch Communion, durch vieltägiges Fasten, Betrachten und Almosengeben vor. Die feierliche Aufnahme in den Ritterstand geschah gewöhnlich bei feierlichen Gelegenheiten, wo Fürsten, Bischöfe und Edelfrauen versammelt waren. Sollte ein vornehmer Jüngling zum Ritter geschlagen werden, so fanden sich gewöhnlich viele andere benachbarte Knappen ein, um von ihm gleich wieder den Ritterschlag zu empfangen, denn wer selbst ein Ritter war, der konnte jeden edelbürtigen Knappen von guten Sitten dazu schlagen. Der Ritterschlag aber bestand darin: Der Knappe kniete vor dem Ritter nieder, und wurde dreimal von ihm mit dem bloßen Schwerte berührt, auf den beiden Schultern und auf der Brust, zur Erinnerung, daß dies die letzte Berührung mit dem Schwerte seyn müsse, welcher er sich ungerächt unterwerfen dürfe. Diese Feierlichkeit ging in der Kirche vor, nachdem vorher ein Hochamt gehalten war, der Ritter zwischen den h. Altären erst seine Versprechen abgelegt, und der Priester dessen Schwert geweiht hatte. Ein großer Schmaus und ein Ball beschloß den feierlichen Tag. Aermere Ritter konnten freilich so viel nicht anwenden. Oft belohnte ein alter Ritter nach einer gewonnenen Schlacht gleich auf der Wahlstatt eine Anzahl von Jünglingen, die sich tapfer gehalten hatten, mit dem Ritterschlage.

Ganz närrisch benahm sich der Ritter, wenn er heirathen wollte. Sonst pflegte ein ehrlicher Kriegsmann ohne viele Umstände zu dem Fräulein, das er sich ausersehen hatte, und zu deren Eltern zu gehen, und um sie zu werben; dann wurde gleich entweder Ja oder Nein gesagt, und im ersten Falle war auch bald die Hochzeit. Das kam den Rittern aber zu einfältig vor. Das Fräulein legte dem Ritter erst viele Arbeiten auf, durch welche er vorher ihre Achtung erwerben solle, und so schickte sie ihn in die weite Welt, zum Troste aber gab sie ihm doch etwas mit, einen Gürtel, eine Binde und dergleichen, und sagte ihm einen Spruch, den er zur

Losung (parole) im Munde führen solle. Die Mode wollte, daß der Ritter nach dem Willen seiner Dame sich fügte, so wunderlich auch oft die aufgegebene Prüfung war, denn an der Hochachtung edler Frauen war dem Ritter alles gelegen. Ein Fräulein schloß ihrem Bewerber Arm und Fuß mit einer goldenen Kette, und befahl ihm dieselbe 5 Jahre zu tragen, wenn er nicht eher von einem Ritter besiegt würde. Er hätte sich freilich wohl von freien Stücken besiegen lassen können, aber das litt einmal seine Ritterehre nicht, und so überwand er manchen Gegner, obgleich er seine Kette behalten mußte. Er kam auch nach Paris, ließ sein Schicksal durch einen Herold bekannt machen, und lud alle französischen Ritter zum Kampfe mit ihm ein. Viele stellten sich, auch der tapfere Ritter Saintré, der von seiner Dame den Befehl hatte, diesen Starken zu beschämen. Es glückte ihm wirklich, er überwand ihn in jeder Art des Kampfes zu Roß und zu Fuße, und lösete ihm dann seine Kette ab.

Ein anderer französischer Ritter sollte zum Beweise seiner Stärke von dreißig Fräulein, deren Ritter er überwunden hätte, die Bildnisse beibringen, eher sollte er das Angesicht seiner Dame nicht wieder sehen. So zog er denn von einem Hoflager zum andern, forderte alle Ritter heraus, und binnen Jahresfrist hatte er die verlangte Anzahl Bildnisse zusammen.

Ein deutscher Ritter, **Waltmann von Sattelstädt**, zog mit seiner Dame Land auf Land ab; sie paradirte auf einem stattlichen Rosse, und hatte auf der Hand einen Sperber, neben sich einen schönen Jagdhund. So erschien er auch auf einem Landtage zu Merseburg, und forderte alle gegenwärtigen Ritter zum Lanzenspiel auf, mit der Bedingung, jeder von ihm überwundene Ritter solle seiner Jungfrau einen Ring schenken. Viele gingen dies ein, aber den Herrn von Sattelstädt vermochte keiner zu überwinden, und am Abend hatte die Jungfrau alle Finger voll Ringe.

Die Hochachtung, welche die Ritter immer dem

weiblichen Geschlechte erwiesen, ist eine schöne Frucht des Christenthums. Die ritterlichen Männer des alten Griechenlandes verachteten das weibliche Geschlecht, behandelten ihre Frauen nur als Mägde, und hielten Frauenspersonen überhaupt nur für halbe Menschen.

Es gab auch irrende Ritter, die kein Rittergut besaßen, und auf Abentheuer umherzogen, um durch die erregte Bewunderung sich ein Nachtquartier und eine Mahlzeit zu verschaffen. Sie erhielten in jeder Burg freie Zehrung, die Gastfreiheit war allen Rittern eigen, oft schon der Unterhaltung wegen; denn hatte ein Ritter keine Fehde, so wurde ihm auf seiner einsamen Burg oft die Zeit lang. Im Nothfall sprach der irrende Ritter in den Klöstern ein, verschmähete auch, wenn es sich traf, einen Räuberstreich nicht. Sein Mittagessen war oft nur ein im Walde geschossenes Kaninchen, abgehäutet, ausgeweidet, und dann mit Salz bestreut roh verzehrt. Solches wird in den französischen Ritterbüchern die Heldenkost genannt.

Die Ritter lebten von der Pacht, welche die leibeigenen Bauern ihnen liefern mußten, und wohnten am liebsten auf steilen Felsen in ihren festen Burgen. Wo kein Berg war, da umgab man die Burgmauern noch mit tiefen und breiten Gräben, über welche Zugbrücken führten. Ließ der Ritter sich ausserhalb seiner Burg sehen, so war er vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen gekleidet, sogar das Gesicht war mit einem Visir bedeckt, und auch die Brust des Pferdes gepanzert. Man findet noch viele Ritterrüstungen in den Rüstkammern alter adliger Häuser, und sie sind mitunter so schwer, daß sie den größten und stärksten Mann unserer Zeit erdrücken. Welche Stärke müssen die Ritter gehabt haben? Aber die Knaben, wenn sie nur eben laufen konnten, tummelten auch schon Pferde, und lernten die Lanze tragen, da unsere Knaben bei den Büchern sitzen müssen. Lesen und Schreiben lernte der Edelknabe nicht, das wäre eine Schande gewesen. Zwar befand sich auf jeder Burg ein sogenannter Burg-

pfaff (damals kein Schimpfwort), aber nicht zur Erziehung und Unterweisung der Kinder, er hielt nur die h. Messe vor dem gestrengen Herrn in der Burgkapelle, und bei Tische mußte er gewöhnlich aufwarten, und mit dem Hausverwalter speisen. Starb dem Ritter sein Burgpriester, so schickte er wohl einen seiner Leibeigenen, der ein wenig Latein gelernt hatte, zum Bischofe und ließ ihn weihen. Freilich gab es auch wohl Ausnahmen: war der Burgpfaff ein gelehrter und ehrwürdiger Mann, so stand er in der Familie in der größten Achtung, wurde mit Ehrfurcht behandelt, und ohne ihn wurde nichts unternommen. — Die Töchter des Ritters spannen und webten mit der Mutter, und verließen die Burg nicht eher, bis sie etwa verheirathet wurden. Die unvermählt blieben, wurden Nonnen oder Stiftsdamen; manche wählten diesen Beruf schon in der zartesten Jugend, und machten sich eine Freude daraus, der Welt für immer zu entsagen, und sich Jesu Christo zu vermählen.

Was man den Rittern noch zum Vorwurfe macht, ist ausser dem Befehdungsunfuge noch ihr unmäßiges Trinken. Man zeigt auf alten Rittersitzen noch wohl die ungeheuern Humpen, welche von ihnen bei Festgelagen geleert wurden, und im Trinken suchte der eine den andern eben so gern zu übertreffen, wie im Gefechte. Viele Ritter machten sich auch eine Ehre daraus, auf ihrer Burg vorüberziehende Kaufleute zu erspähen, und ihnen alles abzunehmen, was sie bei sich führten. Freilich widersprach dies den Grundsätzen, die der Ritter vor dem Ritterschlage angelobt hatte; aber das Rauben entsprach zu sehr dem Ruhme der Tapferkeit, als daß es ganz unterblieben wäre.

Auch das ist noch merkwürdig, daß die Ritter bald erbliche Familienwappen annahmen. Weil sie durch ihre alles verhüllende Rüstung ganz unkenntlich geworden waren, so setzten sie auf ihren Schild irgend ein symbolisches Zeichen, durch welches sie ihren Knappen und befreundeten Rittern kennbar blieben. Seitdem sind die Wappen in den adli-

gen Familien erblich geworden. Städte und andere Corporationen ahmten dies nach, und führten wenigstens im Siegel ein Wappen.

§. 97.
Die Turniere.

Am meisten glänzte das Ritterthum in jenen prachtvollen Kampfspielen; welche von den vielen dabei vorkommenden Schwenkungen den Namen Turniere (im Französischen tourner, drehen, wenden) bekamen.

Gewöhnlich veranstaltete man ein Turnier zur Feier einer wichtigen Begebenheit, etwa wenn ein Fürst sich vermählte, einen Sieg erfochten hatte, oder wenn ein Reichstag gehalten wurde; selbst auf Kirchenversammlungen machten die Ritter durch ein Turnier sich und den geistlichen Herren einen Zeitvertreib. Ein großes Turnier wurde durch Herolde lange vorher im ganzen Reiche bekannt gemacht. Da erschien denn aus der Nähe und Ferne eine Menge tapferer Ritter, prächtig geschmückt mit Seide und Sammet, Gold und feinem Pelzwerk, alle mit polirten Panzern und Helmen. Mehrere Tage vorher, ehe das Turnier begann, wurden die Wappen und Helme der angekommenen Ritter öffentlich ausgestellt, und geehrte Ritter, Frauen und Fräulein zur Helmschau ausgewählt. Diese hatten zu untersuchen, ob alle Ritter, welche turnieren wollten, auch tadellos waren. Es gab ordentliche Gesetze über die Turnierfähigkeit, so wie über das Verfahren beim Turnieren selbst. Von einer Familie durfte beim Turnier nicht mehr, als ein Helm vorkommen. Ein Ritter, der keine 4 Ahnen aufweisen konnte, war unfähig, so wie, wer Kaufmannschaft getrieben, Kirchen oder Klöster, Wittwen und Waisen gedrückt, eine ehrlose Fehde geführt, durch Straßenraub, Unzucht, Meineid, Landesverrath, durch Lehnsuntreue, durch feige Flucht in der Schlacht u. d. gl. seinen ehrlichen Namen befleckt hatte. Man muß aber nicht immer so strenge gewesen seyn, denn

sonst hätten zahllose Ritter nie turnieren dürfen. Beim Turniervogt mußte jeder Ritter sich einschreiben lassen, und auch seine Waffen, seine Rüstung und sein Roß vorher zur Schau stellen. Schon diese Vorbereitungen spannten die Erwartung aufs höchste, und lockten viele herbei, die bloß als Zuschauer Theil nahmen. Auf dem Turnier zu Zürich 1165 erschienen 14 Fürsten, 91 Grafen, 84 Freiherren, 133 Ritter, 302 Edle. Auf dem Nürnberger Turnier 1195 war der deutsche Kaiser persönlich, und 620 Helme wurden gezählt, ausserdem 148 edle Frauen. Auf dem Cölner Turnier 1165 traten die Gräfinnen von Holland auf; sie führten 600 Pferde nebst 10 weissen englischen Zeltern, und „15 vergoldete Kammerwagen, auf denen ihre Fräulein saßen."

Der Platz zum Turnier war in Deutschland gewöhnlich der Markt einer Stadt, in Frankreich eine Ebene vor den Thoren, die mit Gerüsten für die vornehmen Zuschauer umbaut war, besonders für die Damen; das Volk stand umher.

War der Turniertag erschienen, so drängte sich alles um die Schranken. Die Edeln und Frauen setzten sich auf den Balkonen oder Gerüsten umher, die Ritter zogen mit ihren wehenden Helmbüschen und ihren blanken Speeren auf, die Turniervögte, Herolde, Wappenkönige, Grieswärtel und Prügelknechte nahmen ihre Plätze ein, die Grieswärtel, um Ritter, die zu scharf an einander gerathen möchten, aus einander zu reissen, die Prügelknechte, um das Volk in Respekt zu halten. Die Fahnen flatterten in den Lüften, die Trompeten und Pauken wirbelten, dann war alles auf einmal still. Nun rief ein Herold die einzelnen Paare der Ritter namentlich auf, ausgenommen, wenn etwa ein unbekannter Riter mit geschlossenem Visir, der aber seinen Stand den Kampfrichtern anvertraut haben mußte, ausdrücklich unbekannt zu bleiben wünschte.

Das erste war das Lanzenstechen. Mit der Lanze im rechten Arme, die oben eine stumpfe Bekleidung von Stahl und ein Fähnlein hatte, rann-

ten die beiden Ritter auf ihren scharf angespornten Rossen nach einem gegebenen Zeichen gegen einander, um sich, der eine den andern, aus dem Sattel zu heben, d. h. sich vom Pferde zu stoßen. Saßen sie beide fest, so zersplitterten die Lanzen an den Brustharnischen, zuweilen flogen beide zugleich aus dem Sattel, zuweilen ward der Ritter sammt seinem Rosse von dem Gegner im gewaltigen Anlaufe in den Sand gestreckt. Wer den Gegner aus dem Sattel hob, der hatte gesiegt, und wer dabei recht viele Lanzen brach, der ärntete den höchsten Ruhm. Dann focht man auch mit dem Schwerte, zu Fuß und zu Pferde, wobei nur Hauen, nicht Stechen erlaubt war. Zuweilen traten auch noch wohl ganze Schaaren fechtend gegen einander auf, doch nur in der frühesten Zeit, da die Ritterspiele noch nicht recht geregelt waren; in den eigentlichen Turnieren kämpften immer nur Paare. Waren die Ritter abgetreten, so hielten die Knappen zur Uebung noch wohl ein sogenanntes Gesellenstechen, das aber keinen Lohn einbrachte.

Der Ritter, welcher in allen Arten des Kampfes siegte, wurde nach dem Ausspruche der Kampfrichter mit dem sogenannten Danke beehrt, einem Preise, der ihm durch die Hand einer vornehmen Dame öffentlich überreicht wurde. Der Dank war ein Kleinod, eine Waffe, eine Leibbinde u. d. gl., welche derjenige hergab, der das Turnier ausgeschrieben hatte; zuweilen brachte die Dame selbst die Dänke mit. Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meissen ließ einmal zu einem Turniere nach Nordhausen einladen, wo ein Baum mit goldenen und silbernen Blättern errichtet sey; wer die Lanze seines Gegners breche, erhalte ein silbernes Blatt, und ein goldenes, wer ihn aus dem Sattel hebe. Mancher Ritter brach 50 Gegnerlanzen in einem Tage.

Nach dem Turnieren gings zur Tafel, vorher wurden die gekrönten Ritter von den Damen entwaffnet und mit Festgewanden bekleidet. Nachdem die Humpen fleißig geleert waren, eröffneten die Sieger mit ihren Damen den Ball, und die andern

folgten, die Hälfte mit Fackeln oder Windlichtern. Großer Schimpf wurde aber den Rittern, welche im Kampfe die Turniergesetze verletzten: sie wurden turnierunfähig, mußten auch wohl ihre Rüstung den Knechten, Buben und Pfeifern abgeben, oder sogar auf ihrem bloßen Sattel, aber ohne Pferd, hoch in den Turnierschranken sitzen, so lange das Turnier dauerte, und sich von allen auslachen lassen.

War alles vollendet, so erhielt jeder Ritter seinen Turnierbrief, von den Kampfrichtern ausgefertigt, der in der Folge als Adelsdocument brauchbar war, und ging nach Hause.

Die Turniere sollten nur Ritterübungen seyn; darum durfte man nur mit stumpfen Lanzen und mit Schwertern ohne Spitze und Schneide auftreten, und der Sieger mußte von dem Besiegten ablassen, sobald dieser den Helm abnahm. Aber man hielt diese Gesetze nicht immer, man ritt mit scharfen Waffen gegen einander, und zuweilen traten persönliche Feinde gegen einander in die Schranken, so daß das Spiel in Morden ausartete. Ohne Gefahr war es aber nie, denn schon der gewaltsame Sturz des Ritters, der aus dem Sattel gestoßen wurde, konnte ihm die Rippen brechen. Ein Markgraf Joann von Brandenburg blieb todt auf dem Platze. Ein Pfalzgraf Friedrich wurde rücklings vom Pferde geworfen, und zerbrach den Rückgrad. Auf einem Turnier zu Neuß 1241 wurden 60 Ritter und Knappen theils erschlagen, theils von dem entsetzlichen Staube erstickt, und auf dem Turnier zu Darmstadt 1403 rotteten sich die fränkischen Ritter gegen die hessischen zusammen, und geriethen so scharf gegen einander, daß sie von den Prügelknechten nicht aus einander gebracht werden konnten. Noch im J. 1559 erhielt auf einem Turnier zu Paris König Heinrich II. von Frankreich durch die Lanze eines Grafen von Montgommery einen Stich ins Auge, und starb an der Wunde. Dies machte, daß man seitdem in Frankreich die Turniere verabscheute. Aber schon immer hatte die Kirche gegen die Turniere gesprochen, ja sogar geistliche Strafe auf sie gesetzt. Wer im Tur-

nier fiel, durfte nicht in geweihter Erde begraben werden. Als im J. 1175 auf einem Turnier zu Magdeburg der Bruder des Markgrafen von Meissen umkam, excommunicirte der Erzbischof von Magdeburg alle Ritter, die dort turniert hatten, und verbot das christliche Begräbniß der Leiche. Erst, als die Brüder schwuren, der Verstorbene habe vor seinem Verscheiden noch reuig gebeichtet, und die Absolution erhalten, und sie dabei angelobten, nie wieder einem Turniere beizuwohnen, auch nie eins in ihrem Gebiete zu dulden, hob er den Bann auf, doch die Erlaubniß zur Beerdigung der Leiche mußten sie aus Rom holen. Solche Fälle kamen oft vor: man sah häufig edle Wittwen nach Rom pilgern, ihren Männern ein christliches Grab zu erwirken. Dennoch konnte die Kirche nicht durchdringen. Selbst Aebte besuchten die Turniere, und die Ritter wollten keinen Kreuzzug mitmachen, auch kein Geld zu demselben hergeben, wenn man ihnen ihr Lieblingsvergnügen nicht erlaube. Wir in unsern Tagen können uns gar keinen Begriff davon machen, wie leidenschaftlich man die Turniere liebte. Der eine suchte den andern in der Pracht, die er seinem Turniere gab, zu übertreffen. Bertrand Raibaux ließ das Feld, auf welchem das Turnier gehalten werden sollte, erst pflügen, und 30000 Silberstücke hineinsäen, und ein Herr Ramnon de Venans ergötzte bei seinem Turniere die Zuschauer dadurch, daß er vor ihren Augen 30 prächtige Pferde verbrennen ließ. Guilleaume Gros de Martello bewirthete seine Turniergäste mit Gerichten, die alle bei Wachskerzen und Fackeln gekocht waren. Man sieht, Verschwendung hat man damals sehr wohl gekannt. Mancher Kämpe trieb die Tollheit so weit, daß er sich zum Zeichen seines Gehorsams von einer Dame an einem Kettchen in die Schranken zum Turnier führen ließ.

Wohl 400 Jahre haben die Turniere ihr Ansehen behauptet, in Deutschland soll Heinrich der Vogler sie schon eingeführt haben. Erst der Gebrauch des Pulvers brachte sie völlig aus der Mode, und

überhaupt ist das Ritterthum rein verschwunden, nur die Ritterorden, welche die Könige unserer Tage verleihen, bewahren noch dessen Andenken.

§. 98.

Die Dichtkunst der Ritterzeit.

Wir haben erzählt, wie gram die Ritter den Wissenschaften gewesen. Das gilt aber nicht von der Poesie. In Spanien, Italien und Südfrankreich oder der Provence standen viele recht gemüthliche Dichter auf, die an den Höfen der Fürsten gern gesehen wurden, ja man konnte ohne sie gar kein Fest feiern. Der Stof ihrer kleinen Lieder war dem Zeitalter angemessen: Ritterabentheuer, Andacht und edle Liebe, und sie trugen ihre Gesänge in Begleitung sanfter Instrumente selbst vor. Weil sie sich der provenzalischen Sprache bedienten, so nennt man sie wohl Provenzalen, sonst ist Troubadour ihr gewöhnlicher Name. Wie lieblich ihre Sprache gewesen, möge folgendes Beispiel zeigen:

Al chans d'ausels, commenza ma chansos,
Chant aug chantar la ghianta et aiglos,
E' pels cortils veg verdegar lo luis,
La blava flors que par entr' el boissos,
E'l piu clar corren sobr' els sablos
La u s'espand la blanca flor del lis . . . .

d. h. Singen Vögel wieder, dann beginnt auch mein Lied; hör' ich wieder die Lerche und Amsel, seh' ich wieder grünen den Grund der Wiesen, prangt die blaue Blume wieder in den Hecken, und rieseln die Bäche hell über den Sand hin, dort wo die weisse Blüthe der Lilien sich entfaltet . . . .

Der Reim, den die Alten nicht kannten, wurde von den Provenzalen als ein besonderer Schmuck der Poesie benutzt, und er setzte Anfangs die Leute in solches Entzücken, daß eine Reimwuth alle Stände ergriff. Kaiser und Könige, Ritter und Damen,

alle reimten. Kam in der Provence der Adel zusammen, so wurde gereimt, und der Troubadour, der das hübscheste Liedchen hervorbrachte, erhielt aus der Hand der vornehmsten Dame einen Dank, so gut wie der Sieger im Turnier.

Die Nordfranzosen verlegten sich dagegen auf abentheuerliche Rittergeschichten, erst in lateinischer dann in französischer Sprache. Man nannte sie Roman, so wie die kürzeren Gedichte der Provenzalen Romanzen. Beide Namen sind hergenommen von der Benennung: Romanische Sprachen, zu welchen auch die französische gehört. Karls des Großen Heldenthaten gegen die spanischen Mauren gaben zum ersten Roman den Stoff her, wurden aber bis ins Abentheuerlichste übertrieben, so daß noch jetzt die Schilderung einer Welt, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist, das Wesen eines Romans ausmacht. Die alten Romane haben nicht wenig geholfen, damals den Aberglauben zu nähren, und die Köpfe zu verrücken.

Auch Deutschland blieb in der poetischen Begeisterung des Mittelalters nicht zurück. Während die Troubadours zuletzt in elende Reimer und unverschämte Zotenreisser ausarteten, blüheten in Deutschland die Minnesänger, meist Ritter, welche in ihren Liedern die reine Liebe der Tugendhaften feierten. Mehrere Kaiser und Herzoge waren Dichter; andere von geringerm Stande zogen mit ihrer Laute wohl von einer Ritterburg zur andern, und erhöheten die Freuden der Festgelage, z. B. Heinrich von der Vogelweide. Folgendes Stückchen, dessen Verfasser Markgraf Otto von Brandenburg (1266—1308) ist, möge hier stehen, als ein Beispiel von der damaligen Beschaffenheit der deutschen Sprache. Es ist, wie alle Minnelieder, im schwäbischen Dialecte.

Uns kumt aber ein lichter meie,
Der machet manig herze fruot,
Er bringet bluomen mangerleie;
Wer gesach je susser bluot?

Vögelin döne sint manigvalt,
Wol geloubet stet der walt;
Des wird vil trurig herze balt.

d. h. Uns kommt wieder ein heller Mai,
Der macht manches Herz froh;
Er bringet Blumen mancherlei;
Wer sah je süßere Blüthe?
Der Vögelein Töne sind mannigfaltig,
Wohl belaubet steht der Wald;
Darob wird manch trauriges Herz muthig.

Hier auch noch eine Umschreibung des Vater unser von einem Minnesänger:

Got Vater unser, da du bist
In dem Himelreiche gewaltig alles des dir ist.
Geheiliget so werde din Nam;
Zuo so muesse uns komen das Riche din;
Din Wille werde dem gelich
Hie uf der Erde als in den Himeln, des gewer un sih;
Nu gib uns unser tegelich Brot,
Und sives wir darnach diurftig sint;
Vergib uns allen sament unser Schulde,
Als du wilt das wir durch diene Hulde
Vergeben der wir ie genamen,
Dekenen Schaden swie gros er si;
Vor Sünden bekor so mache uns vri,
Und loese uns ouch von allem Ubele. Amen.

Der Minnegesang blühete durch die ganze Periode der Kreuzzüge, darnach fanden die Ritter und Fürsten keinen Geschmack mehr an demselben, sondern den Platz der Dichter nahmen die Hofnarren ein. Wer noch dichten wollte, wanderte in die Städte, und sang dem Volke auf den Straßen vor, um damit Geld zu verdienen. So wurde die Dichtkunst ein Handwerk ums tägliche Brod, doch trug es so wenig ein, daß der Sänger noch ein anderes Gewerbe damit verbinden mußte. Weil alle Handwerke

nun ihre Zünfte hatten, so war dies auch bei diesen Dichtern oder Sängern der Fall. Wer ein Sänger werden wollte, mußte bei einem Meistersänger seine Lehrjahre machen, um ein Gesell und endlich selbst Meister zu werden, und erhielt dann von der Sängerzunft die Befugniß, die edle Reimerei zu treiben. Doch waren nicht alle Meistersänger bloß Reimer, viele haben sehr großen innern Werth, um die Bildung unserer Sprache haben sie sich bleibende Verdienste erworben. Doch dies gehört erst in den folgenden Zeitraum. Ein merkwürdiges Erzeugniß der deutschen Dichtkunst dieser Zeit ist das Nibelungenlied, benannt von dem mächtigen Stamme der Niflungen in Burgund. Der Verfasser des Heldengedichts ist unbekannt, Kliegsohr der Ungar und Heinrich von Ofterdingen werden gewöhnlich genannt. Die Helden des Gedichts sind einerseits der gehörnte Siegfried und Chriemhild, andererseits Brunhildis und Gunnar oder Günther. Attila spielt seine Rolle in diesem Gedichte; die Scene ist am Rhein und in Oestreich, die Zeit 430—440 nach Chr. G.

§. 99.

Die ersten Universitäten.

Ueber die Fortschritte der Völker in andern Wissenschaften während der Kreuzzüge wollen wir nur wenig sagen. Mit Mühe hatte sich das Studium der Alten und der Kirchenväter hie und da gegen den Andrang gothischer und fränkischer Barbarei in einzelnen versteckten Klöstern bis zum 8ten Jahrhundert erhalten. Zu den Zeiten der Söhne Clodowigs und der nicht mildern Longobarden war alle Gelehrsamkeit aus Deutschland, Frankreich und Italien dergestalt entflohen, daß man die gelehrten Mönche in England und Irland, diesem Sibirien des Mittelalters, suchen mußte. Da erscheinen nun Karl der Große und Alfred der Große als wahre Schutzengel, ohne deren Dazwischenkunft vielleicht die schönsten Ueberreste der alten Literatur ohne Rettung ver-

loren gegangen wären. Zwar hat man oft gesagt, daß beide großen Männer ihrem Zeitalter zu sehr vorgegriffen hätten, als daß ihre trefflichen Einrichtungen für die Wissenschaften sich lange nach ihrem Tode hätten halten können. Aber durch ihren Eifer war doch nun einmal eine ziemliche Anzahl guter Köpfe für die Alten gewonnen, ein Haufen von Klassikern nach dem Norden hinübergekommen, und durch eine Menge von Abschriften vervielfältigt worden, unschätzbare Werke, die in dem so oft verwüsteten Italien schwerlich so sicher gewesen wären, als bei uns; wie man denn wirklich den Tacitus, einen der wichtigsten römischen Geschichtschreiber, dem einzigen Manuscripte verdankt, das sich in der westfälischen Abtei Corvei bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst erhalten hat. Es waren doch ferner einmal durch die Fürsorge jener Männer Klosterschulen gestiftet, die, wenn sie sich gleich verschlechterten, doch so geschwind nicht wieder eingingen. Rhabanus Maurus, dessen in dem Streite des Paschasius Radbertus schon gedacht ist, ein Schüler Alkuins, brachte im 9ten Jahrhundert die Schule zu Fulda so empor, daß man ihm Schüler aus Deutschland und Frankreich zuschickte, und Lehrer für andere Schulen von ihm verlangte. Nächst Fulda hatten die Klosterschulen zu St. Gallen, Hirschau, Reichenau, Prüm, Corvei, Hirschfeld, Mainz und Trier einen guten Ruf, und Deutschland konnte sich rühmen, in dem Jahrhundert, welches die Italiäner das eiserne nannten, im 10ten, die besten Lehr- und Erziehungsanstalten zu besitzen. Ein Bischof von Orleans sagte öffentlich auf einem Concilium zu Rheims, der gelehrteste Mann, der gegenwärtig in Rom zu finden sey, besitze nicht so viel Kenntnisse, als man anderswo von einem Thürhüter verlange. Der Bruder Kaiser Otto's I. ward wegen seiner Gelehrsamkeit die Krone aller deutschen Bischöfe genannt, und auch im 11ten Jahrhundert gab es deutsche Bischöfe, die von allen Ecken her Bücher zusammenkauften und abschreiben ließen. Als aber nach Otto's des Großen Tode die Kaiser aufhörten, Vä-

ter ihres Volkes zu seyn, ihre Sorge auf das Ausland verwandten, und darüber die Liebe und Achtung ihres Volkes verloren, da ging auch für die deutsche Geistlichkeit die Periode ihrer Trägheit und Schlechtigkeit an, und wir müssen nun den Spuren der Gelehrsamkeit in Frankreich und Italien nachgehen.

In Italien machten zwei Männer zu Anfang des 12ten Jahrhunderts die Schulen zu Salerno und Bologna berühmt. Der eine war ein gelehrter Arzt, Constantin der Africaner, Benedictiner zu Monte Cassino, der andere Irnerius, ein Deutscher, der vom alten römischen Rechte tiefe Kenntniß besaß. Selerno und Monte Cassino waren schon lange als Sitze tüchtiger Mönche und Aerzte bekannt gewesen, aber durch Constantin nahm ihr Ruf so zu, daß man weit und breit nach Salerno zog, um die Medicin zu studiren, so wie niemand ein gründlicher Jurist werden zu können glaubte, der nicht den Doctor Irnerius in Bologna gehört hatte. Tausende von wißbegierigen Jünglingen strömten in beiden Städten zusammen; selbst Geistliche, die schon einträgliche Pfründen besaßen, bestellten einen Vicar, und reiseten nach Bologna, die Rechtswissenschaft nachzuholen, die sie in der Jugend nicht hatten erlernen können. Es kam bald so weit, daß Gelehrsamkeit kein Schimpf mehr war. Irnerius und seine nicht minder berühmten Nachfolger im Lehramte kannten keine größere Ehre, als wenn man sie mit Doctor juris (Lehrer des Rechts) anredete. Der Studenten, wie der Lehrer, kamen immer mehrere zusammen, und die Bürger merkten es bald, wie viel Geld ein solcher Zusammenfluß von Fremden in ihre Stadt bringe. Sie thaten daher alles Mögliche, sich solcher Gäste auf immer zu versichern, und wirkten den Studirenden bei Päbsten und Kaisern ganz eigene Freiheiten und Privilegien aus. Die hohen Schulen zu Bologna und Salerno wurden freie Zünfte, und standen nicht mehr unter der Stadtobrigkeit, sondern unter dem akademischen Gerichte, das aus den ersten Lehrern gebil-

det ward. Das gab dem Studentenleben einen eigenen Reiz; die bürgerliche Freiheit, die der Studirende dort genoß, lockte aus ganz Europa junge Leute dorthin. In Bologna betrug die Zahl der Studenten zuweilen über 20000, die sich in Landmannschaften oder Nationen theilten, und sich sogar das Recht verschafften, ihre Rectoren und Obrigkeiten selbst zu wählen. Wenn dies auch zuweilen böse Händel veranlaßte, so waren die Landesherren meistens vernünftig genug, davon keine sonderliche Notiz zu nehmen, und dies Vertrauen wurde von den Studenten auch wieder geehrt, daß sie sich keine Meutereien gegen die öffentliche Ruhe erlaubten. So groß war der Ruf der Wissenschaft von Bologna, daß alte Münzen der Stadt die Umschrift führen durften: Bononia docet.

Die dritte Stadt, welche etwas später eine hohe Schule erhielt, war Paris, und hier schlug die Theologie und Philosophie ihren Sitz auf. Peter der Lombarde war es, der dieser Schule den rechten Glanz verschaffte, und seitdem zogen so viele junge Theologen und Philosophen nach Paris, wie Mediciner und Juristen nach den italiänischen Hochschulen, so daß man Studirende von 12 verschiedenen Nationen daselbst antraf.

Es versteht sich, daß bald in Bologna nicht mehr allein die Rechtswissenschaft und in Paris nicht mehr allein die Theologie gelehrt wurde, sondern auf jeder hohen Schule wurden Lehrer der Theologie, Philosophie, Medicin und Rechtswissenschaft angestellt, die hohen Schulen wurden Universitäten, Vereine aller Wissenschaften mit vier Facultäten. Das Studium wurde übrigens zunftmäßig betrieben. Die Lehrer hießen in Paris Meister (Magistri) in Bologna wirklich Lehrer (Doctores); die Schüler mußten, wie es bei den Handwerken und dem Ritterwesen hergebracht war, eine bestimmte Anzahl Lehrjahre aushalten, und wenn sie tüchtiger wurden, den Meistern auf den Lehrstühlen die leichten Arbeiten abnehmen; dann waren sie quasi Gesellen, und hießen Baccalaurei, im zweiten

Grade Licentiaten. Wollten sie höher steigen, so mußten sie ihr Meisterstück machen, nämlich vor den versammelten Magistern der Facultät eine feierliche Disputation bestehen. Diese bestand darin, daß sie die Grundsätze ihrer Wissenschaft gegen alle Einwürfe, die jeder Gegenwärtige ihnen zu machen Lust hatte, gründlich vertheidigten. Zu diesem Zwecke wurden alle Gelehrte weit und breit auf die Disputation eingeladen, wie die Ritter auf ein Turnier. Besonders glänzend war die Disputation, wenn ein alter erfahrner Magister sie selbst hielt, wie es nicht selten war, und alle herausforderte, die seine angeschlagenen Sätze zu bestreiten Lust hätten. — Bestand der junge Gelehrte seine Disputation mit Ruhm, so wurde er von der Facultät feierlich zum Doctor erhoben, d. h. er wurde zum Meister der Wissenschaft erklärt, und durfte sie praktisch ausüben. Wer ohne diese Promotion als Arzt, als Sachwalter auftrat, der hatte es mit dem akademischen Senate zu thun. Anfangs brachten den Doctorentitel nur wenige nach Hause, und da war er in der gelehrten Welt so ehrenvoll, wie der Ritterschlag für den Adel, nachher aber wurde er häufiger, und verlor von seinem Glanze.

Damit auch ärmere junge Männer an der Universität sich bilden könnten, gründeten wohlthätige Privatleute bei derselben sogenannte Collegien, d. h. Häuser, in denen Studirende freie Wohnung und Tafel hatten, und unter einem Aufseher ein fast klösterliches Leben führten. An den englischen Universitäten zu Oxford und Cambridge, die nicht viel jünger sind, als jene zu Bologna und Paris, sind die Collegien noch in Flor, und besitzen ungeheure Einkünfte. In Deutschland hießen die Collegien Bursen, und die in einem Collegium wohnten, hießen Bursarien, aus welchem Worte der Ausdruck Bursche entstanden ist.

Die ersten Universitäten gingen also nicht vom Staate aus, sondern von berühmten Lehrern, die aus eigenem Antriebe eine Schule eröffneten, und durch ihren Ruf Schüler anlockten. Der Staat gab

den Lehrern keine Besoldung, sondern sie lebten vom Honorar ihrer Schüler, und so wenig war die Universität an einen Ort gebunden, daß 1229 die Studenten der Universität Paris, da sie in einer Beleidigung keine Genugthuung bei Hofe finden konnten, Paris alle verließen, und mit ihren Lehrern sich anderswo festsetzten, bis der Hof es für gut fand, ihr Gesuch zu erfüllen. Die ersten Universitäten waren Privatunternehmungen, und ihr Nutzen leuchtete bald jedermann so ein, daß sich viele Freunde der Wissenschaft und des Menschenwohls sogar mit Aufopferung ihres Vermögens für sie interessirten. Die Religion erhielt ja tüchtigere Lehrer, die unterdrückte Unschuld gewandte Vertheidiger vor den Gerichtshöfen, und die Kranken fanden Linderung und Genesung, die ihnen Quacksalber nicht geben konnten. Im J. 1278 stiftete ein Bischof von Avignon 6 Stipendien, für 3 junge Canonici seiner Domkirche und für 3 Weltpriester seines Bisthums, damit diese 5 Jahre lang die Rechte zu Bologna studiren könnten. Wie viel ein solches Stipendium betragen habe, wird mancher nicht errathen — ganze 24 Livers, d. h. 6 Thaler unsers Geldes. Davon konnte also ein Student ein ganzes Jahr zu Bologna leben. Als einige Beneficiaten mehrere Stipendien zugleich an sich reissen wollten, und die Sache dadurch öffentlich zur Sprache kam, erklärte die Universität zu Paris den Besitz zweier Stipendien für sündlich, wenn eins derselben jährlich 15 Livres eintrage, da eine solche Summe ja hinreiche, selbst einen Doctor der Theologie standesmäßig zu ernähren. So ungeheuer ist seit der Vermehrung der edeln Metalle der Werth des Geldes bis zu unsern Zeiten gefallen. Daher auch die wohlfeilen Preise aller Lebensmittel in den damaligen Zeiten, die keinesweges ein beneidenswerther Vorzug jener Zeiten, sondern vielmehr ein trauriger Beweis der Geldarmuth und des stockenden Handels sind. Im J. 1278 kostete ein Huhn in Elsaß 2 Pfennige, 14 Eier 1 Pfennig, ein Ohm Wein sogar nur 4 Pfennige, nicht mehr, als 2 Hühner. Noch 100 Jahre später stieg ein Maß

guten Weins nie über 3 Pfennige, und das hielt man schon für viel, und klagte über schlechte Zeiten. In unserer Gegend waren ähnliche Preise. Als man den jetzigen Münsterischen Dom baute (J. 1225 — 1261), da soll jeder Maurer 1 Münsterischen Müter (6 dt.) Tagelohn erhalten haben, und das war so wenig nicht, denn für 1 Müter konnte man damals 1 Scheffel Roggen kaufen, der jetzt etwa 20 Silbergroschen kostet.

Die Bücher kosteten damals aber ganz andere Summen. Als der Kaiser für die erste deutsche Universität, die 1338 zu Prag errichtet wurde, aus dem Nachlasse eines Stiftsherrn 114 Bände ankaufte, zahlte er dafür 100 Mark Silbers, d. h. etwa 1000 Rthl., und das war noch ein wohlfeiler Kauf. In Italien verkaufte jemand um dieselbe Zeit ein ganzes Landgut für 110 Goldkronen, und kaufte sich für dieses Geld einen Livius. Noch mehr, als diesen Preis, ließ sich 1471 die medicinische Facultät in Paris von dem Könige Frankreichs zum Pfande geben, als dieser von ihr ein wichtiges Werk zum Abschreiben borgen wollte. Privatmänner durften also an die Anschaffung einer Bibliothek gar nicht denken. Die Buchhändler in Bologna und Paris hatten beständig eine ungeheure Menge Abschreiber im Solde, und doch bestand ihr ganzer Laden höchstens aus 100 Büchern, und in diesen steckte ein großes Capital. Man kann denken, mit welchem Entzücken die Erfindung der Buchdruckerkunst aufgenommen seyn mag.

Wir sagten eben, ein Kaiser habe die Universität zu Prag gestiftet. Als der Nutzen der Universitäten sich immer mehr zeigte, wollte bald jeder Monarch eine Universität in seinem eigenen Lande haben. Er berief also fähige Lehrer, gab ihnen feste Besoldung, und sicherte der Universität seinen besondern Schutz und schöne Privilegien zu. Aber keine neue Universität ward gegründet ohne des Pabstes Bestätigung, und der Pabst hatte die fortwährende Inspection bei der Universität, und dies mit Recht; denn da an den Universitäten auch

Theologie gelehrt wurde, und von der Universität die künftigen Diener der Kirche, Bischöfe und Priester, hervorgingen, so hatten die Magister der Theologie keine rechtmäßige Sendung, Gottes Wort zu lehren, wenn sie nicht von der Kirche dazu bevollmächtigt waren — nur zu den Aposteln hat Christus gesagt: „Gehet hin, lehret alle Völker."

§. 100.

Die Scholastiker.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit gleich einer besondern Methode in den Wissenschaften erwähnen, die im 11ten Jahrhundert aufkam, aber erst später recht herrschend wurde. Das ist die tiefsinnige Scholastik, vom lateinischen Worte schola (Schule), weil sie in den Klosterschulen aufkam. Durch die Scholastik wollte man anfangs nur die Geheimnißlehren des Christenthums gegen die Anfechtungen der Irrlehrer schützen, nachher aber wurden auch andere Wissenschaften scholastisch.

Die Geheimnißlehren der Religion setzte man als wahr voraus. Man führte wohl ihre Gründe aus der Bibel und Tradition an, aber nur kurz, denn hierin bestand nicht das Geschäft der Scholastiker. War die Glaubenswahrheit hingestellt, so fragte der Scholastiker: Wie ist das denkbar? Wie ist das möglich? Nun gab man sich die Mühe, den geheimnißvollen Glaubenssatz von allen Seiten zu betrachten, und nach allerlei feinen Erklärungen ihm irgend eine Ansicht abzugewinnen, in welcher er dem menschlichen Verstande denkbar und der Vernunft möglich erschien. Die Denkregeln des Aristoteles dienten dabei zur Richtschnur. Mit diesen Grübeleien füllten die Scholastiker große Folianten an, da der Beweis der Lehrsätze aus der Bibel und den Kirchenvätern nur wenige Seiten einnahm, und diese Weise fand so viel Beifall, daß jetzt alles, was Kopf hatte, über Religionssachen scholastisch, d. h. gelehrt, philosophiren wollte. Die Schulen berühmter Scholastiker wurden mit Eifer besucht, man theilte

sich sogar in besondere Parteien, indem der eine Meister die Glaubenslehre so, der andere so demonstrirte, und es wurden zahllose neue Streitfragen ausgesonnen, die man auf das wärmste vertheidigte oder bestritt, wenn sie auch wenig zur Sache gehörten, und aus dem Zusammenhange gerissen, recht thöricht und lächerlich erscheinen. So fragten die Scholastiker: Kann Gott auch wohl etwas Böses befehlen? Hätte er die Welt besser erschaffen können, als sie ist? Könnte er wohl einen Menschen erschaffen, der gar nicht sündigen könnte? Hat wohl die Seele Christi betrogen werden oder sogar selbst betrügen können? Ist der Himmel rund oder viereckig? Befindet sich in Gott ein thätiger oder ein leidender Verstand? Wie kann der Leib Christi in der kleinen Brodesgestalt gegenwärtig seyn? Wie können drei Personen wahrer Gott und doch nur ein Gott seyn? Daß man solche Fragen gar nicht stellen soll, indem uns von göttlichen Dingen die Begriffe fehlen, das fiel den guten Scholastikern gar nicht ein. Sie meinten es indessen redlich, und ihre gelehrten Grübeleien und Disputationen hatten den großen Nutzen, daß sie den Scharfsinn übten, den Forschungsgeist weckten, und die Religionslehren in ein zusammenhangendes Ganze brachten. Lachen wir also nicht über die Scholastiker. Sie hatten zu ihrer Zeit große Verdienste, und der Name scholastischer Theolog wog damals alle andere Gelehrtentitel auf. Geschadet hat freilich die Scholastik auch: das Studium der Bibel und Kirchengeschichte wurde von ihr unterdrückt, und das erleichterte noch in spätern Jahrhunderten der Irrlehre den Eingang. Mancher Scholastiker verstieg sich selbst sogar in seinen Grübeleien, daß er Irrthümer behauptete, und er fand Anhänger. Die Disputationen der Scholastiker weckten auch die Parteiwuth. Waren zwei rechtgläubige Scholastiker auch über den Glaubenssatz einig, über die Erklärung nur verschieden, so schalten sie sich doch wohl einander Ketzer, zum Aerger des Volkes, das nun nicht wußte, was man

glauben müsse, und die Schulmeinungen vom Dogma nicht unterscheiden konnte.

Einer der ältesten Scholastiker ist der Benedictiner Lanfranc, ein Lombarde, Abt zu Bec in der Normandie, nachher Erzbischof zu Canterbury in England. Er besiegte den Berengarius, der die reelle Gegenwart Christi im Altarssakramente läugnen wollte. Sein Schüler und Nachfolger in seinen Aemtern war der h. Anselmus, ebenfalls ein Lombarde, der ihn aber in der Disputirkunst übertraf.

Abailard, des h. Anselmus Schüler, einer der feinsten Köpfe seiner Zeit, lehrte schon einige irrige Glaubenssätze, und wurde vom h. Bernardus zurechtgewiesen. Abailard hatte eine Freundinn, Heloise mit Namen, die Griechisch und Latein verstand.

Peter der Lombarde gab der Scholastik einen hohen Schwung. Er ließ eine Schrift erscheinen, Liber sententiarum (das Sentenzenbuch) genannt, aus Abailards Schriften geschöpft, welches bald das Orakel aller Scholastiker wurde. Der Verfasser bekam davon den Ehrennamen Sentenzenmeister (magister sententiarum), und die späteren Scholastiker machten sich ein Hauptgeschäft daraus, dieses Werk durch große Folianten zu erklären. Für das Sentenzenbuch waren an der Pariser Universität viele Lehrer angestellt, für die Bibel nur einer, und dieser hatte wenig Zuhörer.

Albert der Große, ein Schwabe von Geburt, Mitglied des Dominicanerordens, glänzte im 13ten Jahrhundert als scholastischer Lehrer zu Hildesheim, Cöln und Paris. Fürsten beehrten ihn mit ihrem Besuche in seiner Mönchszelle; das Bisthum Regensburg vertauschte er bald wieder freiwillig mit der Mönchszelle in Cöln, um desto ungestörter den Wissenschaften obliegen zu können. Die Zeitgenossen und die Nachwelt machten ihn zu einem Zauberer, weil er nebst der scholastischen Kunst nicht geringe phisikalische Kenntnisse besaß.

Sein großer Schüler, der h. Thomas von

Aquino, ein edler Neapolitaner, auch ein Dominicaner, überbot alle Scholastiker seiner Zeit, und gehört sowohl zu den gründlichsten Kirchenlehrern, wie zu den edelsten Männern des Mittelalters. Er war die Bescheidenheit selbst, und verlor bei dem tiefsinnigen Studiren nicht die Liebe zur Andacht. Wir haben von ihm 18 starke Folianten scholastischen Inhalts, aber auch das herrliche Lied: In Demuth bet' ich dich, verdeckte Gottheit an (Adoro te . . .), und andere treffliche Gebete zum Heilande im h. Altarssacramente. Seine große Disputirkunst erwarb ihm den Namen des englischen Doctors, und seine Anhänger bildeten eine eigene Schule, welche sich die Thomistische nannte.

Joann Duns Scotus übertraf ihn an Spitzfindigkeiten, und gab zu der Schule der Scotisten seinen Namen her. Seine Wissenschaft war so berühmt, daß man einen großen Gelehrten noch lange nachher einen Duns nannte, und der aufgedunsene stolze Dünkel mag von ihm auch wohl seine Benennung haben.

Ueberhaupt trägt jeder berühmte Scholastiker irgend einen ehrenvollen Beinamen. Joannes Duns Scotus heißt der scharfsinnigste (subtilissimus) Doctor, der h. Bernardus der honigfließende (mellifluus) Doctor, Alexander von Ales der untrügliche (irrefragabilis) Doctor, der h. Bonaventura der seraphische (seraphicus) Doctor, Roger Baco, ein Engländer, der wunderbare (mirabilis) Doctor. Viele andere müssen wir hier übergehen.

In der Mitte des 13ten Jahrhunderts stiftete Robert von Sorbonne zu Paris das berühmte theologische Collegium der Sorbonne, das bald in den Ruf der gesammten theologischen Gelehrsamkeit kam. Die Disputationen der Sorbonne wurden damals weltberühmt: sie dauerten von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, also 12 Stunden, und zwar ununterbrochen. Der Respondent, der auf die Einwürfe immer antwortete, saß 12 Stunden auf der Katheder, und ließ sich nur ein wenig Essen dahin-

bringen; sonst sprach er immer. Wir können uns von dem Fleiße und der Anstrengung dieser Männer gar keinen Begriff machen.

Das Gegentheil der rastlosen Scholastiker waren die Mystiker, die alle Grübeleien in Religionssachen für ganz unnütz erklärten, und in der h. Schrift nur Erbauung suchten. Ein demüthiger Glaube und ein in Gott versenktes Gemüth galten ihnen über alles. Auch diese Art, die Religionswahrheiten zu behandeln, fand vielen Beifall, besonders weil sie dem Volke mehr zusagte, als alle Gelehrsamkeit der Scholastiker. Der ehrwürdige Thomas von Kempen, der im 15ten Jahrhundert lebte, war ein besonderer Beförderer der Mystik. Von ihm ist wahrscheinlich das Buch über die Nachfolge Christi, das gewiß schon 2000 Ausgaben erlangt hat, und nächst der Bibel am häufigsten aufgelegt ist.

Die Neigung zum mystischen Leben war während der Kreuzzüge so groß, daß manche sich Erde aus Palästina kommen ließen, um in derselben nach ihrem Tode zu ruhen. Andere ließen sich kurz vor ihrem Ende noch mit einer Mönchskleidung bedecken, und hofften in derselben seliger zu sterben.

II. Die Deutschen.

§. 101.

Lothar II.

(1125—1137.)

Wir setzen nun die Geschichte der Deutschen fort. Der letzte Kaiser, von dem wir erzählt haben, war Heinrich V., der die Reihe der fränkischen Kaiser schloß. Sein Tod stürzte daher das deutsche Reich in neue Unruhen wegen der Thronfolge. Am begierigsten drängten sich die mächtigen Verwandten des Verstorbenen, zwei Fürsten aus dem Hause Hohenstaufen, von denen der eine Bruder, Conrad mit dem Herzogthum Franken, der andere, Frie-

drich, mit dem Herzogthum Schwaben beliehen war. Aber beide fanden eine mächtige Gegenpartei an den Sachsen, und weil Conrad eben in Palästina war, und Friedrich sich durch seine stolzen Anmaßungen verhaßt machte, so zogen die Hohenstaufen diesmal wirklich den Kürzern, und mußten sehen, daß ihnen der Sachsenherzog Lothar vorgezogen ward. Dieser hatte nun natürlich wieder einen schlimmen Stand, doch war er Mannes genug, sich mit Ehren zu behaupten. Sein geschicktester Kunstgriff war, daß er sich den tapfern Herzog Heinrich von Baiern, aus dem Geschlechte der Welfen, zum Freunde machte. Er belieh denselben mit dem Herzogthum Sachsen, das er selbst als Kaiser niederlegte, und machte ihn dadurch zum mächtigsten Reichsfürsten; auch gab er ihm seine einzige Tochter zur Ehe. Heinrich der Welfe ward nun aus Dankbarkeit des Kaisers treuster Anhänger in allen Vorfällen, und schützte ihn gegen alle Feinde.

Ich habe diesen Lothar eben einen Kaiser genannt; denn er zog nach Rom, sich die Krone zu holen. Hier machte der Pabst Ansprüche auf jene Güter, welche die Markgräfinn Mathilde dem päbstlichen Stuhle geschenkt hatte, die aber von Heinrich V. als Reichslehen schon eingezogen waren. Nun wollte der Pabst den Lothar nicht eher zum Kaiser krönen, bevor dieser, um den Handel zu schlichten, die Mathildischen Güter vom Pabste zur Lehn genommen, und dem Pabste dafür den Vasalleneid abgelegt hatte. Lothar verstand sich dazu, und über diese Begebenheit, wie der Kaiser dem Pabste knieend den Vasalleneid schwört, ließ der Pabst ein Gemälde anfertigen mit der Unterschrift:

Rex venit ad fores, jurans prius urbis honores:
Post homo fit Papae, recipit quo dante coronam.

D. h. der König kommt ans Thor, beschwört die Ehre der Stadt zuvor; dann wird er des Pabstes Vasall, und empfängt von ihm die Krone. Dieses Gemälde hat in der Folge viel Streit veranlaßt. Auch hielt Lothar dem Pabste bei dieser Gelegenheit den Steigbügel.

Lothar wurde also zum Kaiser gekrönt, aber er unternahm noch einen zweiten Zug nach Italien, einen Gegenpabst zu vertreiben, und den von diesem Afterpabste ernannten König von Sicilien aus seinem Lande zu jagen. Dieser Zug raubte dem wackern Kaiser seine letzten Kräfte. Er sah Deutschland nicht wieder, sondern starb auf der Rückreise in Tyrol, nachdem er zwölf Jahre das Reich, wenn auch nicht glücklich, doch tapfer regiert hatte. Sein Schwiegersohn Heinrich, Herzog von Baiern und Sachsen, rechnete nicht ohne Grund, Lothars Nachfolger zu werden, besonders da dieser keine Söhne hatte. Dagegen verschwuren sich die Hohenstaufen; sie vereinbarten sich, Gut und Blut daran zu setzen, daß diesmal die Kaiserwürde an ihr Haus käme, und so war wieder ein unseliger Kampf vorauszusehen.

§. 102.

Die Welfen und Gibellinen.

Die Hohenstaufen hatten noch vor kurzer Zeit zum niedern Adel gehört, durch Rittertugend aber sich zur Herzogswürde emporgeschwungen. Darum wurden sie beneidet, doch hatten sie den Pabst auf ihrer Seite, und ihr bescheidenes Wesen gefiel auch manchem deutschen Fürsten. An dem Wahltage wurde wirklich der eine Hohenstaufe, Herzog Conrad, zum Könige ausgerufen. Er hieß Conrad III., hat aber nie den Kaisertitel geführt, weil er ihn nicht von Rom holen wollte. Mit ihm beginnt 1138 die Reihe der sechs hohenstaufischen oder schwäbischen Kaiser, welche fast 120 Jahre den deutschen Thron besessen haben. Sie sind folgende:

Conrad III. † 1152.
Friedrich I. † 1190.
Heinrich VI. † 1197.
Philipp. † 1208.
Friedrich II. † 1250.
Conrad IV. † 1254.

Kein Mensch war über das Glück der Hohenstaufen zorniger, als der Welf Heinrich, Herzog von Baiern und Sachsen, und er wollte dem Könige Conrad durchaus nicht huldigen, obgleich man ihn dreimal vorlud. Da er immer ausblieb, wurde er auf einem vierten Fürstentage in die Reichsacht erklärt, und seiner beiden Herzogthümer beraubt. Sachsen erhielt der Markgraf von Brandenburg, Albrecht der Bär, unter welchem das erste mal der Name Berlin vorkommt, und Baiern wurde dem Markgrafen Leopold von Oestreich zugesprochen. Beide hatten ihre Last, des neuen Besitzthums Meister zu werden. Die Sachsen schlugen den Bären Albrecht zum Lande hinaus, und bewahrten das Herzogthum, da Heinrich eben gestorben war, für dessen kleinen Sohn, der nachher Heinrich der Löwe hieß, und sehr berühmt geworden ist. Conrad III. mußte genehmigen, was er nicht verhindern konnte, aber Baiern wollte er selbst dem Welfenhause entreissen. Er rückte mit seinen Mannen ins Baierland, und belagerte (1140) das Städtchen Weinsberg. Hier war das Losungswort der hohenstaufenschen Krieger: Hier Waiblingen! und der Feinde: Hier Welf! Waiblingen hieß das Stammschloß der Hohenstaufen, und Welf war der Bruder des verstorbenen Herzogs Heinrich, der jetzige Vertheidiger Baierns. Aus Waiblingen machten die Italiäner das Wort Giblingen. Daher wurde der Kampf der Hohenstaufen mit ihren Familienfeinden der Kampf der Welfen und Gibellinen genannt, und derselbe ruhete nicht eher, bis das eine der beiden Häuser zu Grunde gegangen war. Auch die geistliche Macht wurde bald in diese Fehde verflochten, der Welfen- und Gibellinenstreit ward ein Kampf zwischen der Kirchen- und Staatsgewalt, und ist deswegen im Mittelalter sowohl, als in seinen Folgen, von der größten Wichtigkeit. — Aber was wurde aus dem belagerten Städtchen Weinsberg? Es mußte sich endlich an Conrad ergeben, und dieser gewährte nur den Weibern freien Abzug, gestattete ihnen jedoch, so viel aus

der Stadt mitzunehmen, wie sie tragen könnten. Da nahm jede Frau ihren Mann auf den Rücken, und wanderte mit ihm zum Thore hinaus. Zwar bemerkte Conrads Bruder, der Herzog Friedrich, daß dies eine Hinterlist sey, aber Conrad hielt doch buchstäblich sein Wort, und alle Weinsberger Männer erlangten Pardon. Uebrigens ging Baiern für die Welfen ganz verloren, Heinrich der Löwe erbte nur Sachsen.

§. 103.

Der zweite Kreuzzug.

(1147—1149.)

Conrad III. hat sich darnach noch durch einen Kreuzzug berühmt gemacht. Das Königreich Jerusalem stand gegen die Angriffe der Türken auf so schwachen Füßen, daß die Christen Palästina's ununterbrochen den Pabst Eugenius III. um Hülfe ersuchten. Dieser, ein Schüler des h. Bernardus, übertrug seinem ehemaligen Lehrer, das Kreuz zu predigen, weil derselbe wegen seiner Heiligkeit in allen christlichen Ländern ehrwürdig war. Bernardus zog also umher, wie ehemals Peter von Amiens, und riß alle Zuhörer unwiderstehlich hin. In Frankreich erscholl wieder die Losung: Gott will's haben! selbst der König Ludwig VII. nahm aus den Händen des h. Bernardus das Kreuz, besonders zur Abbüßung einer Sünde; denn seine Soldaten hatten unlängst bei der Plünderung eines Städtchens eine Kirche angesteckt, obschon ohne Befehl. Schwieriger war es dem h. Bernardus, den Kaiser Conrad für den Kreuzzug zu gewinnen, obschon derselbe ihn schon vor seiner Erwählung gelobt hatte. Endlich aber, als der gewaltige Redner einmal zu Speier im Dome vor dem Kaiser und seinen Fürsten über die letzten Dinge predigte, liefen Conrad die hellen Thränen über die Wangen, und er nahm auf der Stelle das Kreuz. Rührend ist es, daß auch sein Gegner Welf der Feindschaft vergaß, und sich unter seine Fahne

stellte, in frommer Eintracht mit ihm gegen die Ungläubigen zu ziehen.

Ein deutscher Kaiser also und ein König von Frankreich standen diesmal an der Spitze des Kreuzheeres, und dies war noch ansehnlicher, als das erste unter Gottfried von Bouillon. Der h. Bernardus verhieß auch, diesmal werde Gott durch sein Volk besonders herrliche Thaten im heiligen Lande verrichten.

Das deutsche Kreuzheer brach von Nürnberg auf, und zog durch Ungarn nach Constantinopel. Die Franzosen folgten. Aber der griechische Kaiser Manuel empfing sie sehr kalt, diese Kreuzfahrer, die er für Feinde seines Staates ansah, und lieferte sie in Kleinasien durch falsche Wegweiser wohl gar den Türken selbst in die Hände. Die Bekreuzten selbst hatten den ersten hohen Sinn auch nicht mehr: Schwelgerei und Unzucht rissen in dem Heere ein, und die Uneinigkeit der verschiedenen Völkerschaften war unbeschreiblich. Conrad kehrte schon in Kleinasien, nachdem er Hunger, Pest und feindliche Anfälle genug erfahren, nach Constantinopel zurück; die Franzosen gelangten bis nach Damascus, welches sie nicht erobern konnten, und standen da auch von ihrem Werke ab, ohne Jerusalem gesehen zu haben.

Ein abgesonderter Haufen hatte sich zu diesem Zuge noch in Deuschland gebildet, er ging aber nur ins Land der Slaven, um Heiden zu taufen. Eine Flotte von 100 Schiffen, auch zu diesem Kreuzzuge gerüstet, fuhr um Portugal her, und half dieses Land von den Mauren säubern.

So war also der zweite Kreuzzug ganz vergeblich, und dem h. Bernardus wurde die Schuld gegeben, daß Europa für nichts entvölkert sey. Bernardus antwortete, die Sünden der Kreuzfahrer hätten gemacht, daß das heilige Werk nicht habe gelingen können, und daran hatte er gewiß nicht Unrecht. Aber es geht so: wenn die Vollzieher eines Planes ihre Pflicht nicht thun, so wird dem Urheber des Planes die Schuld beigemessen.

§. 104.

Friedrich der Rothbart.

(1152—1190.)

Conrad starb drei Jahre nach seiner Rückkehr vom Kreuzzuge, und da sein ältester Sohn todt, sein zweiter aber minderjährig war, so empfahl er sehr uneigennützig, sterbend seines Bruders Sohn Friedrich von Schwaben den Reichsfürsten zu seinem Nachfolger. Dieser Prinz hatte auf dem Zuge nach Palästina seltene Herrschertalente bewiesen, und verdiente eine solche Ehre. Die Geschichte nennt ihn Friedrich I. Barbarossa, d. h. Rothbart, wegen seines röthlichen Bartes, der ihm bis auf den Gürtel hinabwallte. Er möchte aber wohl der Große heißen, denn er war einer der trefflichsten Herrscher des Mittelalters, und kein Kaiser nach ihm hat das Scepter mit solcher Gewalt geführt.

Eine seiner ersten Handlungen als Regent war ein Werk der Gerechtigkeit: er gab dem jungen Sachsenherzoge, Heinrich dem Löwen, das Herzogthum Baiern zurück, und um den Markgrafen von Oestreich, dem es seit Conrad III. gehörte, zu entschädigen, vergrößerte er Oestreich mit einigen bairischen Gebieten, und erhob Oestreich selbst zu einem Herzogthum. Dadurch gewann er an Heinrich dem Löwen einen dankbaren Freund, und als er so zu Hause Frieden geschafft hatte, rüstete er sich gleich zu einem Römerzuge, um die Kaiserkrone zu empfangen. Heinrich der Löwe, immer thätig, der größte Ritter seiner Zeit, andächtig (daß er sogar früh eine Wallfahrt ins heilige Land machte unter vielen Abentheuern) aber auch starrsinnig und hochfahrend, strebte im Vaterlande seine Macht zu erweitern. Er unterwarf sich die Wenden und andere Gränzstämme, setzte einen König von Dänemark wieder ein, und legte in seinem Gebiete, das größer war, als das kaiserliche, Städte und Burgen an. In Baiern hat er München gegründet.

Friedrich unternahm indessen, nachdem er Böh-

men für Deutschland erobert und zu einem Königreiche erhoben hatte, seinen Römerzug. In Pavia wurde er zum Könige von Italien gekrönt, weil Pavia mit der widerspänstigen Stadt Mailand Feindschaft hatte. Diese Stadt verachtete das kaiserliche Ansehen, von einem kaiserlichen Schreiben rissen die Bürger sogar höhnisch das Siegel ab, und traten es mit Füßen. Friedrich mußte das so hingehen lassen, denn er hatte wenig Soldaten bei sich.

Er rückte nach Rom vor. Der Pabst Hadrian IV. bewillkommte ihn in seinem Lager, Friedrich küßte ihm den Fuß, hielt ihm aber nicht den Steigbügel. Der kühne Pabst forderte Genugthuung dafür, und Friedrich verstand sich endlich zu der Ceremonie, nachdem er mit seinen Räthen einen ganzen Tag hindurch sich berathschlagt hatte. Daß Lothar dem Pabste diesen Dienst geleistet hatte, bewog ihn zur Nachgiebigkeit. Nun machten aber noch die Bürger Roms Schwierigkeit: sie sagten, sie hätten die alte römische Republik wieder aufgerichtet, und könnten ihn nicht als ihren Herrn annehmen. Friedrich war zu offener Gewalt nicht stark genug, darum ließ er Nachts 1000 Deutsche in die Stadt rücken, denen die päbstlichen Soldaten das Thor öffneten. So war doch wenigstens die Peterskirche besetzt, und Friedrich konnte am andern Tage vom Pabste gekrönt werden. Aber noch am nämlichen Tage zog er sich in sein Lager zurück, und mußte da einen wüthenden Ausfall der Römer abwehren, wobei ihm Heinrich der Löwe noch die besten Dienste leistete. Der gekrönte Kaiser zog nach Deutschland zurück, unterwegs aber zerstörte er Spoleto, das ihm falsches Geld gegeben hatte. Dafür rächten sich wieder andere Italiäner: sie wiesen das heimkehrende kaiserliche Heer über neue Brücken, die sie absichtlich locker gebaut hatten, und viele Deutsche ertranken. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach fing einen Haufen dieser Verräther, und schenkte nur einem derselben das Leben, dafür mußte er die übrigen alle aufhängen. Kein Wunder, daß die Italiäner keinen deutschen Herrscher mochten.

Friedrich zog nun 1156 in Deutschland umher, und hielt Gericht. Auf dem Reichstage zu Worms wurden eilf Grafen zum Hundetragen verurtheilt, weil sie ungebührliche Fehde geführt, und eine Menge Raubschlösser wurde zerstört. Zu Münster feierte er das Osterfest. Dann finden wir den Kaiser in Halberstadt, Constanz, Regensburg, Würzburg, Nürnberg, Goslar, Trier, Worms, Frankfurt, Magdeburg, sogar zu Besançon in Burgund. Hier in Besançon ward ein Reichstag gehalten, auf welchem ein päbstlicher Legat ein Schreiben an den Kaiser übergab, in welchem der Pabst sich über die in Burgund vorgefallene Ausplünderung eines schwedischen Bischofs beklagte, und den Kaiser erinnerte, daß er doch so große Beneficien von der Kirche erhalten habe. Der Kaiser und die Fürsten wurden über diese Sprache entrüstet, denn Beneficium bedeutete auch Lehngut, und als der Legat noch fragte: Von wem hat denn der Kaiser das Reich anders als vom römischen Stuhle? da zog Otto von Wittelsbach schon das Schwert, das er als Pfalzgraf dem Kaiser vortrug, und wollte dem Cardinal auf der Stelle den Kopf spalten. Aber Friedrich verhinderte dies, doch war das gute Vernehmen mit Rom jetzt zerstört.

Im Sommer 1158 zog Friedrich mit einem glänzenden Heere nach Italien, das freche Mailand zu züchtigen. Die Stadt wurde bald durch Hunger zahmer gemacht, und bequemte sich, dem Kaiser zu huldigen. Friedrich saß unter freiem Himmel auf einem hohen Throne, vor ihm erschienen die mailändische Geistlichkeit, der Adel und die Consuln, alle barfuß, mit Schwertern auf dem Nacken, die Gemeinen mit Ketten um den Hals. So hatte Friedrich es vorgeschrieben. Der Gehorsam der Mailänder war aber von kurzer Dauer. Kaum hatte Friedrich im Herbste seine meisten Truppen entlassen — denn die Deutschen waren nur einen Sommer zu dienen gewohnt — so schloß Mailand Bündnisse mit andern italiänischen Städten und mit dem Pabste gegen den Kaiser, und richtete seine Regierung wieder eigenmäch-

tig ein. Geschwind rief Friedrich Heinrich den Löwen zurück, erklärte Mailand in die Acht, und als eben der Pabst starb, ließ er ihm einen Nachfolger wählen, der nach seinem Sinne war, und Victor III. hieß. Die Römer aber ernannten einen anderen Pabst, Alexander III., eben jenen Cardinal, der zu Besançon so deutlich gesprochen hatte. Nun theilte sich die ganze katholische Welt. Friedrich ließ ein Concilium von deutschen und lombardischen Bischöfen zu Pavia halten, welche Victor III. für den rechtmäßigen Pabst anerkannten. Alexander III. aber, ein entschlossener Mann, floh nach Frankreich, sprach über Friedrich, der in der Kirche Spaltung errege, den Kirchenbann aus, und entband alle seine Unterthanen von dem Eide der Treue. Auch wurde er in allen andern Ländern als der rechte Pabst angesehen. Friedrich der Rothbart hat eigentlich seine Ehre durch diesen Schritt befleckt; denn was konnte verderblicher seyn, als solche schismatische Vorkehrungen in der Kirche treffen?

Ueberhaupt war Friedrich bei all seiner Größe ein sehr heftiger Mann. Die Gefangenen, welche er den Mailändern abnehmen konnte, ließ er fast alle aufhängen, und welche den Feinden Zufuhr bringen wollten, denen ließ er die rechte Hand abhauen. Der Sieg war endlich auf seiner Seite, aber wie benutzte er ihn? Die Bürger von Mailand mußten abermals, Stricke um den Hals, Schwerter auf dem Rücken, vor ihm Abbitte thun, ihre Hauptfahne, die auf einem Wagen gefahren wurde, ausliefern, und ihr Schicksal ganz dem Kaiser überlassen. Dieser schenkte ihnen nur das Leben, und kündigte ihnen an, Mailand müsse zerstört werden, sie könnten sich in vier verschiedenen Orten der Lombardei niederlassen, über 8 Tage müsse ihre Stadt geräumt seyn. Das war ein Urtheil, wie nur die grausamen Römer über das heldenmüthige Karthago aussprechen konnten. Die deutschen Bischöfe in des Kaisers Gefolge nahmen aus den Kirchen erst die Reliquien, die ihnen wünschenswerth schienen, um ihre Kirchen im Vaterlande dadurch zu einem höhern Glanze zu

bringen — der Erzbischof von Cöln nahm z. B. die Köpfe der h. drei Könige, der Bischof von Münster die Ueberreste der h. Märtyrer Victorinus und Florianus — und dann wurde die ganze Stadt — im Sommer 1162 — dem Erdboden gleich gemacht, auch nicht ein Haus blieb stehen. Die gegen Mailand feindseligen Städte Lodi, Pavia und andere baten es sich vom Kaiser ordentlich zur Ehre aus, die Stadt niederreissen zu dürfen. Eine Menge alter Bildsäulen, Theater, Triumphbögen, Bäder u. s. w. aus der Römerzeit wurde vandalisch zermalmt, und als der ganze Boden geebnet war, marschirte das kaiserliche Heer über denselben hin.

Durch diese Härte geschreckt, unterwarfen sich die übrigen Städte Oberitaliens alle, und erhielten kaiserliche Statthalter. Einige wurden auch wie Mailand vom Erdboden vertilgt. Die kaiserlichen Beamten sogen das Land recht gierig aus, und erlaubten sich gegen den freisinnigen Muth der Bürger die roheste Gewalt. Friedrich billigte dies, und als sein Pabst Victor starb, setzte er einen andern Gegenpabst Paschalis III. ein, weil er zu hochmüthig war, einen schlechten Streich durch Widerruf wieder gut zu machen. Besser hätte er gethan, bei dieser Gelegenheit sich mit Alexander III. auszusöhnen. Aber so erbitterte er alle Gemüther: die Italiäner sahen es immer deutlicher ein, daß Friedrich sie nicht zu seinen Unterthanen, sondern zu seinen Sclaven machen wolle, und die lombardischen Städte schlossen schnell einen Bund gegen ihn, dessen Haupt Pabst Alexander wurde. Vor allem baute man Mailand wieder auf, fester, als es vorher gewesen war, und so kriegerisch war der Sinn dieser Mailänder, daß sie die Stadtmauern eher errichteten, als ihre Häuser. Mit ihnen waren auch alle feindlichen Städte ausgesöhnt, der Haß gegen den Kaiser verband Freunde und Feinde. Ja, man erbaute eine ganz neue Stadt in Piemont, als Vormauer gegen des Kaisers Macht, und nannte sie Alessandria. Sie hatte gewaltige Mauern, und wurde mit 15000 Streitern besetzt, doch waren die ersten Häuser in der Eil zum

Theil nur mit Stroh gedeckt, weßwegen die Kaiserlichen sie spöttisch die Strohstadt nannten. Aber die Strohstadt widerstand 1174 einer siebenmonatlichen Belagerung der Deutschen, und hielt sich tapfer, besonders da viele der Belagerer durch eine Seuche umkamen.

Zwar zogen immer neue Haufen Krieger aus Deutschland nach, aber doch waren die Fürsten der ewigen Züge nach Italien herzlich müde, ja Heinrich der Löwe kam in einem entscheidenden Augenblicke nur bis in die Alpen, selbst ein Fußfall des Kaisers konnte ihn nicht bewegen, weiter mitzugehen, sondern er kehrte trotzig heim, ohne den Kaiser einmal aufzuheben. Dadurch verlor Friedrich fast die Hälfte seines Heeres, denn Heinrich war der mächtigste deutsche Fürst. Bald darauf fiel die unglückliche Schlacht bei Lignano vor: die Lombarden siegten völlig, der Kaiser stürzte, sein Pferd über ihn, und nur durch ein halbes Wunder entrann er noch dem Tode. Erst 4 Tage nach der Schlacht kam er wieder zum Vorschein, da seine Gemahlinn schon die Trauer angelegt hatte.

Nun blieb ihm nichts übrig, als dem Pabste den Frieden anzubieten. Alexander antwortete, er habe immer nichts sehnlicher gewünscht, als dieses, und bestimmte Venedig zu einer Zusammenkunft. Die Reise des Pabstes nach dieser Stadt glich einem Triumphe: alle lombardischen Städte begrüßten ihn als den Retter ihrer Freiheit. Der Kaiser kam bald nach — im Juli 1177 — der Pabst saß vor dem Eingange der Marcuskirche auf einem Throne in seinem vollen Ornate. Da Friedrich vor ihn trat, warf er seinen Kaisermantel von sich, fiel vor ihm nieder, und küßte ihm den Fuß. Der Pabst hob ihn gerührt auf, küßte ihn, und setzte ihn neben sich. Bald darauf ging der Zug in die Kirche, und es wurde zur Danksagung das Te Deum gesungen. Am folgenden Tage zog der Pabst wieder in die Kirche; der Kaiser ging vor ihm her, und bahnte ihm den Weg durch das Volk wie sein Diener, und nachdem er der Messe des Pabstes andächtig beigewohnt hatte, hielt er

dem Pabste den Steigbügel, ja er wollte des Pabstes Pferd zu Fuße durch die Straßen der Stadt bis zu des Pabstes Wohnung leiten, welche Ehre dieser aber ablehnte. Nun folgten täglich vertraulichere Zusammenkünfte ohne lästige Ceremonien; Friedrich erkannte bald, welch ein liebenswürdiger, brav denkender Mann Alexander sey, und beide wurden warme Freunde. Auch Friedrich erscheint hier einmal wieder groß, im Vergessen des Vorgefallenen größer, als in seiner bisherigen Härte gegen die Lombarden. Am 1sten August wurde im Palaste des Patriarchen ein feierlicher Friede auf Reliquien und Evangelienbuch beschworen. Beide Theile setzten eine völlige Amnestie fest, der Kaiser erkannte Alexandern als den rechtmäßigen Pabst, und versprach, den Lombarden einen Waffenstillstand auf 6 Jahre zu bewilligen, binnen welcher Zeit ohne Waffen, durch gütliche Unterhandlungen, an einem festen Frieden gearbeitet werden solle.

Friedrich hielt redlich Wort. Als die 6 Jahre um waren, gestattete er den lombardischen Freistaaten, nach ihren eigenen Gesetzen zu leben, und behielt sich nur die Oberlehnsherrschaft z. B. die Einsetzung ihrer Bürgermeister, vor, und damit waren die Städte sehr wohl zufrieden.

Aber Heinrich dem Löwen konnte Friedrich es doch nicht hingehen lassen, daß er ihn mitten in der Noth verlassen hatte, auch klagten die meisten deutschen Fürsten über diesen Gewaltthätigen, der besonders des Kaisers Abwesenheit benutzt hatte, alle seine Nachbarn zu bekriegen. Unter andern zwang er auch die Bischöfe wieder, von ihm Investitur mit Ring und Stab anzunehmen. Es wurde dem Löwen also eine Tagfahrt nach Worms gesetzt, sich vor Kaiser und Reich zu verantworten, aber er kam nicht. Als er auf eine zweite, dritte und vierte Vorladung eben so wenig achtete, saß der Kaiser über ihn zu Gerichte, und sprach nach dem Willen der Fürsten den Verlust seiner Herzogthümer und die Acht über ihn aus. Baiern bekam der wackere Otto von Wittelsbach, der dem Kaiser 30 Jahre treu ge-

dient hatte, das Herzogthum Sachsen aber wurde getheilt, es gingen aus demselben die Herzogthümer Pommern und Westfalen hervor, letzteres für den Erzbischof von Cöln, Lübeck und Regensburg wurden freie Städte, andere Absplisse Sachsens wurden verschiedenen Bischöfen zugetheilt. Seitdem hat kein Herzogthum Sachsen nach dem alten Umfange wieder existirt. Lange wehrte sich der Löwe, sein Eigenthum an die neuen Herren abzugeben, Friedrich selbst mußte gegen ihn ziehen. Da war seine Macht gebrochen. Er kam und warf sich dem Kaiser zu Füßen. Friedrich weinte, seinen alten Freund in dieser Lage zu sehen: er schenkte ihm das Leben, das er nach der Reichsacht verwirkt hatte, und rieth ihm, Deutschland auf einige Zeit zu verlassen, bis die Wuth seiner Feinde sich abgekühlt haben würde. Wen freut es nicht, Friedrich den Rothbart so edel zu sehen? Heinrich der Löwe ging auf drei Jahre nach England; dann kam er wieder, und behielt in Ruhe seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg. Aber noch oft brach er wieder los, trieb wüthend die Heerschaaren seiner Feinde vor sich her, berennte ihre Burgen. Die Stadt Bardewick bei Lübeck zerstörte er bis auf den Dom, an welchem er sein Wappen (einen Löwen) zurückließ mit der Inschrift: Spuren des Löwen, wie dort noch zu lesen ist. Endlich vermählte er seinen ältesten Sohn Heinrich mit einer Nichte Friedrich Rothbarts, Agnes, Erbprinzessinn von der Pfalz am Rhein. Diese Verbindung, eines Welfen mit einer der Gibellinen, söhnte ihn mit dem Kaiser völlig aus. Er starb 1195, erst 66 Jahr alt, und ruhet im Dom zu Braunschweig; dort ist auch sein eherner Löwe zu sehen. Seine Familie lebt noch auf dem englischen Throne.

Als der alte Friedrich seine Staaten beruhigt hatte, beschloß er sich auch einmal zu letzen. Deshalb schrieb er auf Pfingsten 1184 einen großen Reichstag, einen Ritterschlag und ein Turnier nach Mainz aus. Die Stadt konnte alle Fremden nicht fassen, auf einer Ebene vor den Thoren wurde fast eine neue Stadt von Zelten und Baracken errichtet.

Der Erzbischof von Cöln allein hatte 4000 Mann in seinem Gefolge. Drei Tage lang wurden die Fürsten vom Kaiser mit Essen und Wein köstlich bewirthet. Nach dem Gottesdienste war Turnier, und des Kaisers Söhne nebst vielen andern edeln Knappen erhielten den Ritterschlag.

Ein anderes Glück lief dem alten Kaiser fast von selbst in die Hände. König Wilhelm II. von Sicilien hatte keine Kinder, seine Vatersschwester Constantia war seine einzige Erbinn. Um diese ließ Friedrich für seinen Erbprinzen Heinrich werben, und die Sache wurde richtig. Die Stadt Mailand, welche jetzt nichts als Liebe für das Kaiserhaus fühlte, bat sich die besondere Ehre aus, daß die Hochzeit in ihren Mauern gefeiert würde, und es wurde angenommen. Auch hier konnte die Stadt alle Fremden nicht fassen, und die Pracht der Gastmähler, Turniere und anderer Festlichkeiten übertraf alle Erwartung: die Mailänder wollten sich hier einmal als treue Freunde zeigen. Am 27sten Januar 1186 vollzog der Patriarch von Aquileja die Trauung, und krönte sogar den Bräutigam zum römischen Kaiser; für das Letztere kam er aber in den Kirchenbann, weil er dadurch dem Pabste ins Recht gefallen war.

§. 105.

Der dritte Kreuzzug.

(1189—1190.)

Endlich beschloß Friedrich der Rothbart, in seinen alten Tagen die Reihe aller seiner Thaten zur Ehre Gottes mit einem Kreuzzuge zu beschließen. Es war nämlich die Nachricht gekommen, daß Jerusalem den Türken wieder in die Hände gefallen sey. Saladin hieß der Mann, der sich durch das Recht des Schwertes erst zum Sultan Aegyptens gemacht, dann Syrien, Mesopotamien, Assyrien und Arabien erobert, und am 2ten October 1187 auch Jerusalem durch einen Vergleich genommen hatte. Saladin war kein Barbar: er gab alle Christen, die sich nicht lösen konnten, unentgeltlich frei, und unter die Witt-

wen und Waisen vertheilte er beim Abzuge noch 220000 Goldstücke. Ja er gab ihnen bis Tyrus, der nächsten christlichen Stadt, eine Bedeckung mit, daß ihnen unterwegs das Geld nicht abgenommen würde. Die Christen in Tyrus waren aber ärger, als Saladin: sie fielen über die aus Jerusalem kommenden Glaubensbrüder her, und nahmen ihnen alles ab, was Saladin ihnen geschenkt hatte. In Jerusalem wurden die Kirchen wieder in Moscheen verwandelt, nachdem sie 88 Jahre den Christen gedient hatten. Nun endlich fand der Pabst Gehör, da er sonst vergebens die Christen des Occidents zu einem neuen Zuge, ihren Brüdern im Orient zu helfen, aufgefordert hatte. Jerusalem in den Händen der Ungläubigen, das Grab Jesu verloren — das war genug, das ganze Abendland wieder zu entflammen. Ueberall zogen Mönche umher, und predigten das Kreuz. Das Schauspiel erneuerte sich zum dritten male; Männer, Weiber und Kinder geriethen in freudige Bewegung, und wie einst die Israeliten beim Auszuge aus Aegypten, stand Alt und Jung an der Hausthür, gerüstet mit Reisesack und Stecken, bereit, sich zur Fahne des Anführers zu begeben.

Die mächtigsten Häupter Europa's wollten für dieses mal die Kreuzfahrer persönlich anführen, Friedrich Rothbart, der römische Kaiser und Schirmer der h. Kirche, Richard Löwenherz, König von England, und Philipp August, König von Frankreich. Die Flotten Venedigs, Genua's und Pisa's stießen im mittelländischen Meere zusammen, ja die deutschen Seefahrer von der Nord- und Ostsee, die Dänen, Norweger und Schweden sogar eilten mit ihren Flotten herbei, theils um Streiter an's Land zu setzen, theils die Kreuzfahrer mit Zufuhr zu versehen, und sich von ihnen durch den Handel zu bereichern. Ganz Europa war in Aufruhr; die Religion, die Eitelkeit, die ritterliche Tapferkeit, der kaufmännische Eigennutz, alles wirkte wunderbar zusammen, die halbe Welt in das Getümmel eines Jahrmarkts zu verwandeln. Diese Begebenheit ist einzig in der Weltgeschichte.

Nachdem die Regenten unter dem Titel eines Saladinszehnten, von dem auch die Geistlichkeit nicht frei war, ungeheure Summen eingenommen hatten, setzten sie sich in Marsch; doch war Kaiser Friedrich der erste, die beiden Könige machten den Zug später. Darum wollen wir erst auch nur Kaiser Friedrichs Thaten erzählen.

Friedrich war schon mit seinem Oheim, Conrad III., im heiligen Lande gewesen, und kannte die Gefahren des Zuges. Er schloß also vorher Verträge mit dem Könige von Ungarn, mit dem griechischen Kaiser und sogar mit dem Sultan von Ikonium in Kleinasien, des Durchzuges wegen, und da er von allen Seiten freundschaftliche Zusagen erhielt, trat er im März 1189 getrost den Zug an. In seinem Gefolge waren fünf weltliche Fürsten — von Schwaben, Baiern, Baden, Hollstein und Nassau — und fünf geistliche Fürsten — die Bischöfe von Würzburg, Münster, Osnabrück, Meissen und Passau — das ganze Heer der Deutschen zählte 150000 Mann wohlgerüsteter Krieger. Landstreicher hatte der kluge Kaiser nicht mitziehen lassen, jeder mußte wenigstens 3 Mark mit sich führen können.

In Ungarn hatte Friedrich manche Ehre. Viele sonst unbekannte Fürsten huldigten ihm, und nahmen ihr Land von ihm zur Lehn, z. B. der Herzog von Servien. Aber der griechische Kaiser Isaak Angelus machte unerhörte Schwierigkeiten, obschon der Bischof von Münster, Hermann II. ein Graf von Katzenelnbogen, welcher des Griechischen sehr kundig war, neuerdings als Gesandter an ihn geschickt wurde. Der mißtrauische Grieche schnitt den Kreuzfahrern alle Zufuhr ab, und hetzte ihnen auch die Bulgaren auf den Hals. Da mußte denn Friedrich wohl mit Gewalt zugreifen; er nahm alle Städte Macedoniens und Thraziens, die er auf seinem Zuge berührte, weidlich in Anspruch, und ließ an vielen Orten plündern. Dafür verkauften die Griechen dem deutschen Heere Mehl und Wein vergiftet, und der Patriarch predigte öffentlich in der Sophienkirche, wer eine Mordthat auf dem Gewissen habe, der

könne sie abbüßen, wenn er nur 5 dieser deutschen Kreuzfahrer tödte. Doch die Bosheit mußte hier der Gewalt weichen. Isaak sah sich genöthigt, durch reiche Geschenke von Friedrich den Frieden zu erkaufen, ihm reichliche Zufuhr zu versprechen, und sein Heer über den Hellespont zu setzen. Sieben Tage dauerte der Uebergang auf griechischen Schiffen. Friedrich ließ alle vor sich hergehen, aus Besorgniß, irgend einen zurückzulassen, und war der letzte, der das asiatische Ufer betrat. Voll Vertrauens sprach er zu den Seinigen: „Liebe Brüder, seyd getrost, das ganze Land ist nun in unsern Händen."

Aber da irrte er sich. In den Gebirgen Kleinasiens wartete Hunger und Durst auf die Kreuzfahrer, der Sultan von Ikonium empfing sie feindlich, und sein Land mußte mit Gewalt erobert werden. Endlich waren alle Feinde unterworfen, alle Schwierigkeiten beseitigt, Syrien stand dem siegreichen Kreuzheere offen, und schon sah man Seleucia vor sich, am Flusse Seleph gelegen. Hier aber, als das Heer über eine schmale Brücke den Fluß passirte, und der Kaiser, um zu den vorderen Haufen zu kommen, sich rüstig in die Fluthen warf, in der Absicht, hindurch zu schwimmen, ergriffen ihn die Wellen, rissen ihn fort, überwältigten ihn (10ten Juni 1190). Die Seinigen zogen ihn gleich heraus, aber sein Leben war hin. Die Bestürzung des Heeres war allgemein: viele schlichen sich gleich nach Deutschland zurück, die andern wählten des Verstorbenen zweiten Sohn Friedrich von Schwaben, zum Anführer, und zogen über Antiochia nach Tyrus. Hier begruben sie die theure Leiche, und hielten das Trauergepränge. Nach vielen Leiden, indem Unmäßigkeit einen großen Theil des Heeres aufgerieben hatte, kamen sie endlich vor Accon an, welches von den Christen eben belagert wurde. Hier wurde auch der junge Friedrich von Schwaben im Januar 1191 ein Opfer der Seuchen.

Gleich wollen wir die Thaten der andern Theilnehmer dieses Zuges erzählen, müssen dazu aber erst etwas nachholen.

III. Die Engländer und Franzosen.

§. 92.

Wilhelm der Rothe.

(1087—1100.)

So heißt in England Wilhelm II., der Sohn Wilhelms des Eroberers, welcher, wie wir oben erzählt haben, das normännische Herzogshaus auf den englischen Thron brachte. Die Normandie hatte sein Bruder Robert bekommen, um aber den ersten Kreuzzug mitmachen zu können, verkaufte er sie an den König von England für 10000 Mark Silbers. Dieser Handel that ihm nachher herzlich leid.

Wilhelm der Rothe regierte gewaltthätig, wie sein Vater. Die Sachsen wurden auf alle Weise unterdrückt, und das strengste Lehnsystem eingeführt. Selbst die Geistlichkeit verlor viele ihrer Rechte, z. B. die freie Wahl zu den Bisthümern und die Freiheit von der weltlichen Gerichtbarkeit. *) Der h. Anselmus, Erzbischof von Canterbury, der sich diesen Maaßregeln vergebens widersetzte, verließ endlich unwillig das Land. Dafür zog der König seine Güter ein.

Uebrigens gelangte unter diesem Könige die Stadt London zu einigem Ansehen, denn der Tower, die Westmünsterabtei und die Londoner Brücke wurde gebaut.

---

*) Es hieß das privilegium fori, und bestand darin, daß ein Geistlicher nur dann von einem weltlichen Gerichte gerichtet werden durfte, wenn sein Bischof ihn dem weltlichen Gerichte überlieferte. Alle Regenten christlicher Länder erkannten diesen Ehrenvorzug des geistlichen Standes im Mittelalter an. Hatte ein Geistlicher ein Verbrechen begangen, so ward er erst von seinem Bischofe gerichtet, und dann dem weltlichen Arm übergeben, weil die Kirche nur geistliche Strafen zuerkennen kann, nicht Strafen an Leib und Leben.

§. 107.

Heinrich I. König von England.

(1100—1135.)

Da Wilhelm der Rothe starb, riß sein jüngerer Bruder, der dritte Sohn Wilhelms des Eroberers, die Krone an sich. Der älteste Sohn Robert kam einen Monat später aus Palästina zurück, und nahm die verkaufte Normandie wieder ein, ja er that sogar eine kräftige Landung in England, um dies zweimal verlorne Reich endlich zu gewinnen. Heinrich sah keine Rettung, als sich mit dem h. Anselmus auszusöhnen. Er rief denselben wieder ins Land, gab der Kirche alle Rechte zurück, entsagte der Investitur, und gewann dadurch die Stimmung des Volkes. Anselmus kam, und brachte zwischen beiden Brüdern bald einen Vergleich zu Stande, kraft dessen Robert sich mit der Normandie und einem Jahrgelde begnügte. Aber kaum hatte Heinrich seinen Thron befestigt, als er seinem Bruder in die Normandie rückte, ihn selbst gefangen bekam, und ihn bis an seinen Tod — noch 28 Jahre lang — einsperrte. Die Normandie wurde völlig mit England vereinigt.

Um die Engländer zu gewinnen, stellte Heinrich ihnen einen Freiheitsbrief aus, er wolle Wittwen und Waisen ihre Güter nicht wegnehmen, die Erbtöchter nicht eigenmächtig verheirathen, um von den Bräutigamen sich bezahlen zu lassen, nicht unnöthige Auflagen machen u. s. w. Man sollte meinen, solche Dinge verständen sich von selbst, und dennoch wurde keins dieser Versprechen gehalten. Seine lange, 35jährige Regierung bezeichnen viele Hinrichtungen und Verstümmelungen, so grausam, daß es damals in Constantinopel nicht ärger gewesen seyn kann. Und doch blieb er im ruhigen Besitze des Thrones, ja er war als ein tüchtiger Regent sogar wohl geachtet.

Söhne hinterließ er nicht. Seine Tochter Mathilde war erst mit Kaiser Heinrich V., nach-

her mit dem Sohne des Grafen von Anjou vermählt, und er hatte ihr von den Engländern auch die Thronfolge zuschwören lassen. Aber ein weitläufiger Vetter, der Graf Stephan von Blois, verdrängte sie, und weil er den Pabst durch heuchlerische Versprechen gewann, so kam er wirklich auf den Thron, und behauptete ihn 19 Jahre, freilich nicht ohne Stürme, denn einmal wurde sogar Mathilde gekrönt.

§. 108.

Heinrich II. Plantagenet.

(1154—1189.)

Mathildens Sohn wurde nach Stephans Tode allgemein als König anerkannt. Er brachte das Haus Anjou anf den Thron, und ist einer der merkwürdigsten Regenten des Mittelalters. Von Frankreich besaß er den dritten Theil, Irland eroberte er, Schottland mußte ihn als Lehnsherrn anerkennen. Auch that er kräftige Schritte im Innern seines Reiches, riß eine Menge Raubschlösser nieder, und hielt sich ein Heer trefflich geübter Söldner. Räubern und Falschmünzern ließ er ohne weiters die rechte Hand und den rechten Fuß abhauen. Um seinen Maßregeln Nachdruck zu geben, brauchte er viel Geld, und dieses mußten ihm zum Theil die Kirchen schaffen. Starb ein Prälat, so ließ der König die Stelle Jahre lang unbesetzt, und zog so lange die bischöflichen Einkünfte. Man nannte dies die Regalie, und eine verkehrte Gewohnheit rechtfertigte solches. Auch die Befreiung der Geistlichkeit von dem weltlichen Gerichte wollte Heinrich nicht wissen.

Aber eben an der Macht der Kirche scheiterten Heinrichs Entwürfe. Er hatte einen Freund, Thomas Becket, den er wegen seiner besondern Gaben zum Kanzler des Reiches und zum Hofmeister seiner Prinzen bestellte. Beide Aemter verwaltete dieser so gut, daß die Achtung des Königs gegen ihn nur stieg. Da der Erzbischof von Canterbury

starb, sollte er zur Belohnung seiner Verdienste dessen Nachfolger werden. Aber er bat den König, darauf doch nicht zu bestehen, weil dann ihre Freundschaft sicher aufhören würde. Doch Heinrich hörte nicht darauf, und ließ ihn durch das Kapitel von Canterbury wählen. Als Kanzler hatte Thomas auf einem hohen Fuße leben müssen: täglich machten die Großen bei ihm Aufwartung, zu welchem Behuf er seinen Vorsaal täglich im Winter mit frischem Stroh oder Heu, im Sommer mit grün'em Schilf bestreuen ließ, damit die Herren im Niedersitzen ihre schönen Kleider nicht beschmutzen möchten. So sahen im Mittelalter die Vorzimmer der Könige und Minister aus, sie hatten nicht einmal Stühle. Als Erzbischof aber entfernte er allen Prunk von sich, suchte die Einsamkeit, und lebte strenge. Was er aber befürchtet hatte, geschah: er zerfiel mit dem Könige. Da noch immer mehrere geistliche Stellen unbesetzt blieben, vergab Thomas sie ohne weiters an würdige Priester. Das wollte der König nicht zugeben. Ein Priester hatte gemordet. Thomas zog ihn ein; als der König aber dessen Auslieferung an das weltliche Gericht forderte, schlug der Erzbischof es durchaus ab. Auch forderte Heinrich, die Einkünfte der Bisthümer und Abteien sollten bei erledigten Stühlen dem Könige anheim fallen, kein Vasall oder Kronbeamter solle ohne königliche Genehmigung mit Kirchenstrafen belegt werden dürfen, und alle geistliche Sachen sollten erst an den Bischof, dann an den Primas, zuletzt an den König gebracht werden, an den Pabst aber jede Verwendung aufhören. Durch diese letzten Artikel trat er sogar den göttlichen Rechten der Kirche zu nahe, welche diese niemals aufgeben kann. Die englischen Bischöfe beschwuren diese Artikel, nur Thomas nicht, und wurde deshalb für einen Staatsrebellen erklärt. Er floh nach Frankreich, wo Pabst Alexander III. und König Ludwig VII. ihn gütig aufnahmen. Die Cisterzienser gaben ihm eine Freistätte. Heinrich drohete nun, alle Cisterzienserklöster in England zu verderben, bis Tho-

mas seine Wohnung verließ, und das Kloster eines andern Ordens bezog. Nach einer sechsjährigen Verbannung endlich kam er durch Vermittlung des französischen Königs nach England zurück, und Heinrich schwieg von seinen alten Forderungen, denn er hoffte sie schon stillschweigend durchzusetzen. Nach einigen Wochen aber sprach Thomas über jene Priester, welche in seiner Abwesenheit und sogar gegen sein Verbot den Kronprinzen gesalbet hatten, den Bann. Dies erbitterte den König abermals. „Bei Gott! — rief er aus — wenn alle, die an der Salbung meines Sohnes Antheil haben, von der Kirche ausgeschlossen sind, so bin ich es auch.“ (Dies hatte Thomas aber gar nicht gemeint.) „Wie? — fuhr er fort — gibt es denn auch nicht einen einzigen Menschen, der mich an diesem Priester rächet, welcher mein ganzes Königreich beunruhigt?“ Diese Worte griffen vier Offiziere auf, und gedachten von dem Könige Dank zu verdienen, wenn sie den Prälaten ermordeten. Ohne ein Wort von ihrem Vorhaben zu sagen, reiseten sie nach Canterbury, und trafen den Erzbischof in der Vesper. Dieser trat freiwillig ihnen auf dem Chore entgegen, bat um Schonung für seine Priester, und empfing gleich vier Hiebe in den Schädel, daß das Gehirn am Fuße des Altares hinfloß — den 29sten December 1170.

§. 109.

Der König von England thut Kirchenbuße.

(1174.)

Als diese Mordthat in England bekannt wurde, gerieth Heinrich in Entsetzen. Drei Tage schloß er sich ein, und wollte nicht essen, noch trinken. Dann schickte er Gesandte nach Rom, und ließ dem Pabste betheuern, er habe den Mord nicht befohlen, für sein übereiltes Reden aber wolle er sich gern jeder Kirchenbuße unterwerfen. Der Pabst sendet einige

Legaten in die Normandie, um dort in der Nähe Englands sich von den Umständen des Verbrechens genau zu unterrichten. Da Heinrich dies vernahm, ging er selbst in die Normandie, den Legaten entgegen, und schwur auf die Evangelien, daß er den Mord nicht befohlen, nicht einmal gewollt, durch seinen Zorn ihn aber vielleicht veranlaßt habe, und widerrief alle seine Verordnungen gegen die Freiheit der Kirche. Als die Legaten diese Aufrichtigkeit sahen, ertheilten sie ihm ausserhalb der Kirche die Lossprechung, der ermordete Erzbischof aber wurde zwei Jahre später den h. Märtyrern beigezählt.

Viel Unglück war indessen diesem Könige noch vorbehalten. Die Schotten rebellirten, und seine eigenen Söhne rückten gegen ihn ins Feld, weil ihre Mutter, die Königinn Eleonore, von dem Vater sehr schnöde behandelt wurde. Im ganzen Reiche wüthete der Bürgerkrieg, so schrecklich, daß man die Priester am Altare und die Kinder in der Wiege erstach. Heinrich sah sich am Ende von allen verlassen, nur seine Söldner waren ihm noch übrig. Da unternahm er eine Wallfahrt nach Canterbury, wohin jährlich wohl 100,000 Pilger strömten: 14 Stunde lag er auf dem Grabe des h. Thomas ohne Essen und Trinken, und bekannte seine Sünden. Am andern Tage ließ er zum Bußwerke sich von einigen Mönchen den Rücken blutig geisseln, und dann in seiner Gegenwart eine Messe zu Ehren des h. Thomas halten. Am andern Tage kam die Nachricht von der Besiegung der Schotten, auch die Söhne wurden durch Jahrgelder befriedigt, und der Friede kehrte ins Land zurück. Noch eins hatte Heinrich als Bußwerk versprochen, einen Kreuzzug, er starb aber zu früh, und überließ die Erfüllung dieses Gelübdes seinem Sohne, dem berühmten Richard Löwenherz, der nach ihm König von England wurde.

§. 110.

Fortsetzung des dritten Kreuzzuges.

(1190—1192.

Richard Löwenherz hatte zwar Krieg mit Philipp August von Frankreich über die normännischen Lande, aber sie machten Frieden mit einander, um nur recht schnell nach dem h. Lande zu kommen. Gemeinschaftlich wollten die bisherigen Feinde sogar ziehen, und Ruhm wie Unglück theilen. Am Grabe des h. Martinus zu Tours nahm Richard das Kreuz und den Pilgerstab, der Stab brach aber bald unter seiner Stärke, und zu St. Denis mußte er sich einen neuen geben lassen. Hier traf er mit Philipp August zusammen, der am Joannistage 1190 an den Gräbern seiner Väter den Pilgerstab und die Oriflamme, die Reichsfahne Frankreichs, empfing, und der Zug begann. Bis Lion gingen beide Könige zusammen, dann trennten sie sich. Richard schiffte sich zu Marseille ein, Philipp August zu Genua, denn zu Schiffe wollte man jetzt einmal den Zug versuchen.

In Messina traf man wieder zusammen, und hier brachen die leidigen Reibungen zwischen den Franzosen und Engländern wieder aus. Die Franzosen schifften allein hinüber nach Acre, Richard folgte, wurde aber durch einen Sturm nach Rhodus verschlagen, und verlor seine meisten Schiffe, die aber Isaak, der griechische Statthalter auf Cypern, der es mit Saladin hielt, in Beschlag nahm. Richard erfuhr dies kaum, als er nach Cypern eilte, die ganze Insel eroberte, und sogar den Isaak zur Ergebung vermochte, indem er ihm versprach, er wolle ihn nie in eiserne Fesseln legen. Er hielt Wort, denn er ließ ihn in silberne schmieden, und lieferte ihn so an den vertriebenen König von Jerusalem, Guido Lusignan, aus. Dann begab er sich ebenfalls nach Acre, das schon lange vergeblich von den Christen belagert war. Die Franzosen lagen vor dieser Festung; auch deutsche Streiter,

der Rest von Kaiser Friedrichs Heere, fanden sich noch. Aber der Groll der Engländer und Franzosen brach hier in offene Fehde aus. Die Morgenländer ehrten den französischen König höher, als den englischen, und Richard war wieder wegen seiner fast unglaublichen Tapferkeit und seines weltkundigen Kriegesruhmes dem Philipp August ein Dorn im Auge. Noch lange nachher pflegten saracenische Mütter ihren schreienden Kindern zuzurufen: „Still, Richard kommt!" Endlich kam man überein, daß Engländer und Franzosen einen Tag um den andern mit dem Angriffe der Festung wechseln sollten, und so brachte der Wetteifer es dahin, daß die Belagerten im Juli 1191 die Stadt unter der Bedingung übergaben, daß man ihnen einen freien Abzug gestattete, jedoch sollten sie nichts mitnehmen, als ihre Kleider, und Saladin solle beiden Königen 200,000 Byzantiner Kriegskosten bezahlen.

Nun ließ man die eingeschlossenen Feinde ausziehen, und da Saladin das Geld nicht gleich schickte, ließ Richard 600 dieser Unglücklichen niedersäbeln. Der König von Frankreich mißbilligte diese Grausamkeit, aber sie wurde doch ausgeübt. Richards Anmaßungen wurden täglich lästiger, deswegen verließ der König von Frankreich das Kreuzheer, und kehrte ins Vaterland zurück; damit es aber nicht das Ansehen habe, als hätte er seinen Bundesgenossen treulos im Stiche gelassen, so ließ er den Herzog von Burgund mit Geld und 10000 Mann zur Unterstützung Richards zurück. Auch die Deutschen wurden von Richard zurückgesetzt. Bei der Bestürmung Acre's war Herzog Leopold von Oestreich einer der ersten gewesen, der die Mauer erstürmt und seine Fahne auf einen Thurm gepflanzt hatte. Dies verdroß Richarden: er ließ die Fahne herunter reissen und in den Koth treten. Zornig griffen die Deutschen zum Schwerte, da sie aber die schwächste Partei waren, so besänftigte Leopold sie, und führte sie aus Asien schnell nach Hause.

Richard drang nun weiter vor, und griff mit seinen Schaaren die dreifach stärkere Macht Sala-

dins an. Die beispiellose Tapferkeit der Engländer gewann hier einen blutigen Sieg. Nun ging es rasch auf Jerusalem los, aber ein neuer Streich der Eifersucht hemmte Richards Unternehmungen: der Herzog von Burgund kehrte plötzlich mit seinen Franzosen um, und ging nach Hause. Richard selbst gerieth durch seine Kühnheit oft in Lebensgefahr. Einmal ging er mit wenigen Begleitern auf die Jagd, und fiel in einen türkischen Hinterhalt. Er hieb wie ein Rasender um sich, alle seine Begleiter waren schon bis auf einen gefallen, und der Türken waren viele. Da rief plötzlich dieser eine — Wilhelm von Pourcellet war sein Name — „Ich bin der König!" Sogleich nahmen die Türken ihn gefangen, und der rechte König entwischte. Saladin lobte den treuen Krieger, als er die List erfuhr, behandelte ihn edel, und wechselte ihn nachher gegen 10 Saracenen aus.

Endlich konnte Richard die Zwistigkeiten in dem Heere nicht länger beschwichtigen. Als er schon im Angesichte Jerusalems war, nöthigten ihn die Fürsten zum Rückzuge. Er wendete sein Gesicht ab, und rief unwillig aus: „Wer nicht den Muth hat, des Heilandes Grab zu befreien, muß es auch nicht sehen." Er zog wieder zurück nach Ptolemais oder Acre, schloß mit Saladin Frieden, in welchem er den Christen den Strich Landes an der Küste und freie Wallfahrt nach Jerusalem bedingte, verkaufte sein Königreich Cypern an den Titularkönig von Jerusalem, Guido Lusignan, wogegen Richards Neffe, der Graf von Champagne, den Titel eines Königs von Jerusalem annahm, und dann segelte Richard im September 1192 nach Europa zurück. Das war das Ende eines Zuges, der Hunderttausenden das Leben gekostet hatte.

Saladin starb 6 Monate später. Er war ein hochsinniger Eroberer, diesen Ruhm müssen wir Christen ihm lassen. Beim Sterben hinterließ er keine Schätze; seinem Sohne Afdal sagte er: „Verehre Allah, und halte seine Gebote, es ist die Wurzel alles Guten. Vergieße kein Blut, denn es schläft

nicht, sondern kommt auf dein Haupt. Erhalte dir die Herzen deiner Unterthanen durch Liebe und Sorgsamkeit, sie sind dir von Gott durch mich übergeben. Begünstige die Edeln, denn nur durch Milde bin ich zu irdischer Größe gelangt. Hasse niemand, denn allen steht der Tod bevor" u. s. w. — „Nimm dies Kleid — sprach er sterbend zu seinem Fahnenträger — zeige es als Todtenfahne, und verkündige, daß der Beherrscher des ganzen Morgenlandes nichts mit sich zu nehmen vermag; nur ein einziges Kleid begleitet ihn in das Grab." — Auch der Islam hat seine großen Mäner gehabt.

§. 111.

Richard Löwenherz und Philipp August.

Richard Löwenherz erfuhr auf der Rückreise noch manchen Unfall. Ein Sturm trieb sein Schiff ins adriatische Meer. Zu Aquileja stieg er aus, und wollte als Pilger vermummt durch Deutschland nach der Normandie eilen. Aber in Wien erkannte man ihn, weil er viel Geld sehen ließ, und Herzog Leopold von Oestreich, der seine zertretene Fahne noch nicht vergessen hatte, warf ihn zur Rache ins Gefängniß, verkaufte ihn aber doch bald an den damaligen neuen Kaiser, der ebenfalls Gründe hatte, ihn ein Jahr lang einzusperren.

Keiner freute sich mehr darüber, als Philipp August von Frankreich und Richards Bruder, Joann ohne Land, der sich auf den englischen Thron gesetzt hatte. Philipp hatte es Richarden in Palästina aufs Evangelium zugeschworen, in seiner Abwesenheit seine Länder nicht anzugreifen. Dieser Schwur war vergessen: er verbündete sich mit Joann ohne Land, Richards Güter in Frankreich anzugreifen, und versprach brüderlich mit ihm zu theilen. Er rückte auch wirklich in die Normandie ein, aber die neue Stadt Rouen widerstand mit Glück seiner Gewalt.

Unterdessen wußte keiner, wo Richard Löwenherz geblieben war. Sein treuer Musikmeister Blondel

durchzog mit seiner Harfe das ganze heilige Land, ihn zu suchen. In Deutschland hörte er, daß im Schlosse Löwenstein ein vornehmer Gefangener verwahrt werde. Er ging hin, fand einen stark vergitterten Thurm, und stimmte ein französisches Lied an, das er früher mit Richard komponirt hatte. Gleich erscholl aus der Tiefe die zweite Strophe des Liedes. Der treue Blondel eilte nach Rom, und meldete dem Pabste die Gefangenschaft seines Königs. Der Pabst drohete dem Kaiser den Bann, wenn er Richard nicht gleich in Freiheit setzte. *) Das geschah denn auch, doch mußten die Engländer erst 150000 Mark Silbers Lösegeld zahlen. Gern hätte Philipp August den Gefangenen gekauft, und ihn nimmer wieder losgegeben, ja er hatte darüber mit dem Kaiser schon Verhandlungen angeknüpft. Jetzt, als er hörte, Richard sey frei, ließ ers im ersten Schrecken seinem Bundesgenossen melden mit den Worten: „Nehmet euch in Acht, Bruder: der Teufel ist wieder los."

Das erfuhr denn auch Joann: er mußte vom Throne steigen, um Richard wieder Platz zu machen. An Frankreich konnte Richard sich nicht nachdrücklich rächen, weil die Engländer eben so ungern gegen Frankreich zogen, wie die Deutschen gegen Italien, und auch das Lösegeld alle Kassen erschöpft hatte. Richard that einzelne Einfälle in Frankreich, zerstörte Schlösser, machte Frieden, und brach ihn wieder. So wechselte es immer, bis er 1199 in der Gegend von Limoges bei der Belagerung einer Burg tödtlich verwundet wurde. Nach seiner Verordnung ward seine Leiche zu den Füßen seines Vaters begraben, den er in seinem Leben vielfältig beleidigt habe, wie er sagte; sein Herz wurde in der treuen Stadt Rouen beigesetzt, dem treulosen Städtchen Charonne aber vermachte er seine Eingeweide, weil es nichts Besseres verdient hätte.

---

*) Es war nämlich Kirchengesetz, daß jeder in den Kirchenbann kam, der einem Kreuzfahrer Schaden zufügte.

§. 112.

Joann ohne Land und die Magna charta.

(1215.)

Nach Richards Tode gelangte sein unähnlicher Bruder Joann wider zum Throne, und regierte bis 1216. Er heißt ohne Land, weil sein Vater ihm keine Provinz ausgesetzt hatte, und gehört zu den brutalsten Regenten des Mittelalters. Seinen Neffen Arthur von Bretagne, der ihm in seine französischen Länder eingefallen war, tödtete er im Kerker mit eigener Hand. Er drückte seine Unterthanen durch unerträgliche Abgaben, nahm den Großen ihre Kinder als Geissel weg, und den Bauern ließ er von seinen Hirschen die Saat abweiden, indem er um alle seine Gehege die Schranken wegreissen ließ. Wer sich dem Throne nahete, mußte Geschenke mitbringen. Eine englische Grafschaft bezahlte eine Summe, daß redlich mit ihr umgegangen würde; sogar für die Erlaubniß, sich vor Gericht nur vertheidigen zu dürfen, wurde Geld gefordert. Eine Frau gab dem Könige 200 Hühner, um nur ihren gefangenen Gemahl besuchen zu dürfen. Einmal warf Joann alle Juden seines Reiches ins Gefängniß, um ihnen die Freiheit für 66000 Mark wieder zu verkaufen. Dabei entehrte er die edelsten Frauen und Töchter des Landes nach Belieben, und verfolgte die Bischöfe und Priester, welche muthig Religion und Sittlichkeit vertheidigten.

Gegen einen solchen Despoten war einmal wieder des Pabstes Einschreiten nöthig, denn anderes konnte ihn nicht bändigen. Philipp August von Frankreich ehemals sein Bundesgenosse, nahm ihm 1204 die ganze Normandie weg, und vereinigte sie wieder mit Frankreich, von dem sie 300 Jahre getrennt gewesen war, und entriß ihm auch Anjou, Poitou und andere blühende Lande. Doch dies besserte den eigensinnigen König nicht. Da erklärte Pabst Innocentius III. ganz England in die Strafe des Interdicts, weil der König den Erzbi-

schof von Canterbury mit vielen Priestern verjagte. Das Interdict bestand in der Untersagung alles öffentlichen Gottesdienstes. Die Kirchen wurden geschlossen, die Altäre entkleidet, die Glocken von den Thürmen genommen, und bedeckt auf den Erdboden gelegt. An Sonntagen wurden nur Bußpredigten gehalten, keine Messe, nur den Sterbenden wurde heimlich das h. Sacrament gebracht, und die Leichen wurden still ohne Kirchenfeierlichkeiten eingescharrt, und zwar in ungeweihtem Boden, und die Ehen auf den Gräbern eingesegnet. Keiner durfte den andern grüßen, keiner Gastmähler anstellen, und es waren immerfort Fasten mit Enthaltung von allen Fleischspeisen. Das ganze Land mußte trauern und büßen für die Sünde des Einen, und man kann denken, daß das Geschrei um den Trost der Religion bald allgemein wurde, besonders in einem so religiösen Zeitalter.

Aber König Joann war hartnäckig, und übte seine Rache an den Bischöfen und Priestern, die keinen Gottesdienst halten wollten. Da schärfte der Pabst seine Strafen stufenweise: im J. 1209 sprach er über ihn den Kirchenbann aus, und nun verließen alle Bischöfe augenblicklich das Reich. Auch das half nicht, doch wartete Innocentius wieder 3 Jahre, dann sprach er alle Unterthanen Joanns vom Eide der Treue los, erklärte ihn seines Reiches verlustig, und schenkte England dem Könige von Frankreich, eben jenem ländersüchtigen Philipp August. Dieser machte schnell Anstalten, mit einer starken Flotte in England zu landen, und die Engländer erwarteten ihn nur, um alle auf seine Seite zu treten. Was blieb nun für Joann übrig? Er mußte sich unter des Pabstes Hand beugen, und fragte den Legaten Pandolph um Rath, wie er seine Krone retten könne. Dieser schlug ihm vor, dem Pabste selbst seine Reiche abzutreten, und sie wieder von ihm zur Lehn zu nehmen. Joann war dazu bereit: er stellte ein Document aus, in welchem er den Pabst für den obersten Landesherrn in England und Irrland anerkannte, und versprach beide als dessen Vasall

zu regieren, jährlich auch für England 700 Mark, für Irland 300 Mark nach Rom zu zahlen. Am 15ten Mai 1213 war die Huldigung: dieser Legat, der die Person des Pabstes vorstellte, saß auf dem Throne, der König kniete an dessen Stufen, und schwur den Vasalleneid.

Philipp August ärgerte sich gewaltig, als der Pabst ihm sagen ließ, Joann habe sich bekehrt, und trage seine Länder vom römischen Stuhle zur Lehn. Noch mehr wurde er entrüstet, als Joann ohne Land, jetzt wieder reich an Bundesgenossen, sogar in Frankreich einfiel, seine dortigen Besitzungen wieder zu erobern. Und so tapfer waren die Engländer, daß die Franzosen in der Schlacht nur eben ihre Ehre retteten, doch mußten sie einen Waffenstillstand eingehen.

Da die Engländer mit ihrem Könige nun so gut im Zuge waren, so gingen sie noch einen Schritt weiter, dem Könige das Eingreifen in die Volksrechte für die Zukunft unmöglich zu machen. Die Stände waffneten sich noch einmal, und nöthigten den König Joann ohne Land, ihnen den 19ten Juni 1215 einen neuen Freibrief zu unterschreiben. Durch denselben erhielt die Geistlichkeit freie Bischofswahlen und ungehinderten Verkehr mit dem Pabste, der Adel die Unverletzlichkeit seiner Güter und das Recht, neue Steuern zu genehmigen oder zu verwerfen, und jeder freie Bürger Sicherheit seiner Person und die Versicherung, nur von seines Gleichen gerichtet zu werden. Das ist die sogenannte Magna charta, das Fundament der gepriesenen englischen Nationalfreiheit. Ihr Urheber ist der erwähnte Erzbischof Langton, der Pabst aber hatte es den Engländern möglich gemacht, diese Freiheit zu erringen. Als Joann ohne Land der Charte wenig nachkam, jagten seine Unterthanen ihn im folgenden Jahre 1216 aus dem Lande, und krönten Philipp Augusts Sohn zu ihrem Könige, der jedoch nach Joanns Tode abdankte, und das Reich an dessen Sohn Heinrich III. überließ. So blieb doch das Haus Anjou

auf dem Throne. Die Charte wurde alle Jahr einmal von den Kanzeln verlesen.

In Frankreich nahm damals die Reichsverfassung den entgegengesetzten Gang. Der kluge Philipp August, der den Engländern die Normandie und 9 französische Grafschaften abgenommen hatte, war nicht minder glücklich, seinen hochmüthigen Vasallen ein Recht nach dem andern zu entreissen. Es kam schon nicht selten mehr, daß die Großen in ihren Streitigkeiten den König als Schiedsrichter aufriefen, was ehemals nie geschah, und so gewann dieser immer mehr Einfluß auf deren Familienangelegenheiten. Philipp August war seiner Macht so gewiß, daß ers nicht für nöthig hielt, bei seinen Lebzeiten seinen Sohn als Nachfolger krönen zu lassen. Kein Capetinger vor ihm hatte dies zu unterlassen gewagt.

§. 113.

Der Kreuzzug gegen Constantinopel.

(1204.)

Philipp Augusts Regierung ist noch durch einen Kreuzzug ausgezeichnet, der gegen das griechische Kaiserthum gerichtet war.

Die früheren Kreuzzüge hatten für das griechische Reich wenigstens den Nutzen, das es nun Ruhe vor den Türken hatte, obgleich man, wie wir wissen, die Kreuzfahrer in Constantinopel gar nicht gern sah. Ein großes Glück war es ferner, daß in dieser Periode eine Reihe kluger und guter Regenten aus dem Hause der Komnenen sich auf dem Throne folgte, die das Zutrauen des Volkes verdienten, und zum Theil sehr lange regierten. Beinahe 100 Jahre lang hatte man nichts von Absetzungen, Rebellionen und Grausamkeiten in Constantinopel gehört, bis endlich der letzte der Komnenen, der niederträchtige Andronikus, die alten schauderhaften Trauerspiele wieder aufführte. Vor ihm regierte 37 Jahre lang mit Ruhm sein Bruder Manuel, hinterließ aber bei seinem Tode einen unmündigen

Thronerben, für welchen dieser Andronikus die Vormundschaft übernahm. Aber der treulose Vormund trachtete selbst nach der Kaiserwürde, und bahnte sich dazu einen blutigen Weg. Die Wittwe des vorigen Kaisers ward erwürgt, ihre Tochter und derer Gemahl vergiftet, und zuletzt der Erbprinz selbst getödtet. Alle Vornehmen, von denen etwas zu befürchten war, mußten theils sterben, theils geblendet oder sonst verstümmelt ins Elend wandern. Alle Gräuel der vorigen Zeiten wurden durch dies Ungeheuer wieder erweckt, aber nicht leicht hat die Rache einem Bösewichte so pünktlich gleiches Maß vergolten, wie diesem Andronikus.

Feigherzig und unruhig, wie jeder Tyrann, wollte er gern wissen, wer nach ihm das Reich bekommen würde. Er sandte deswegen seinen Liebling Stephanus — einen Bösewicht, den das Volk noch ärger haßte, als ihn selbst — und ließ einen Zeichendeuter holen. Dieser zeigte ihm statt der Antwort auf dem Boden eines Waschbeckens, in welches er allerhand Flüssigkeiten eingerührt hatte, die Buchstaben I S. Andronikus meinte, das könne einen Isaak oder einen Isaurer bedeuten, und ein Günstling rieth auf den Isaak Angelus, einen alten General. Andronikus fand das nicht wahrscheinlich, weil dieser Isaak so still lebe. Indessen meinte jener giftige Stephan, man könne nicht wissen, und auf jeden Fall sey es rathsam, diesen Mann fest zu setzen. Der Kaiser ließ sich's endlich gefallen, und gab dem Stephan selbst den Auftrag, sich seiner Person zu versichern. Der ehrliche Isaak wunderte sich nicht wenig, als er eines Abends spät (11. Sept. 1185) den kaiserlichen Minister mit einer kleinen Begleitung zu seiner Pforte hereinreiten sah, und aus dessen Munde den Befehl vernahm, ihm zu folgen. Er ahnt nichts Gutes, verbirgt aber seine Furcht, und steigt sogleich zu Pferde. Aber beim Hinausreiten ersieht er sich einen bequemen Augenblick, spaltet mit einem kräftigen Hiebe dem Stephan den Kopf, und jagt die erschrockenen Begleiter in die Flucht. Dem Volke, das den Vor-

beisprengenden anstaunt, ruft er zu: „Ich habe den Stephan getödtet!“ und bald erreicht er die Sophienkirche, wo er sogleich den Ort einnimmt, auf dem die Büßer zu stehen pflegten. Theils die frohe Bothschaft, theils die Neugierde, was des verwegenen Mannes Schicksal seyn werde, treibt die halbe Stadt aus den Häusern. Die Kirche füllt sich, man vergißt des Schlafes, und zündet die Lichter in der Kirche an. Man erwartet mit jedem Augenblick die Wache, aber sie erscheint noch immer nicht. Andronikus schien den Mord seines Günstlings gar nicht ahnden zu wollen, weil er den Finger einer höheren Gerechtigkeit darin zu sehen glaubte, die einen bösen Rath an dessen Urheber habe strafen wollen. Daher sandte er mit Anbruch des Tages nur einen kurzen Befehl an den Volkshaufen, man möchte ruhig aus einander gehen. Aber der Tumult erfüllte jetzt nicht mehr die Kirche allein, sondern auch den ganzen Platz vor derselben. Das Volk ahnte eine verborgene Tücke, und öffnete alle Gefängnisse, aus denen eine Menge der heftigsten Feinde des Tyrannen hervorströmte. Jetzt bellte die Stimme des Aufruhrs durch alle Straßen; die in der Kirche waren, riefen den Isaak Angelus zum Kaiser aus; ein Künstler mußte Constantins des Großen Krone, die über dem Altare hing, herunterlangen, und sie dem erschrockenen Isaak aufsetzen, der nicht wußte, wie ihm geschah, und alles für einen Traum hielt. So gekrönt ward er hinausgeführt, und auf ein Pferd gesetzt, welches aus dem kaiserlichen Marstalle geholt worden, oder, wie ein Schriftsteller berichtet, gerade daraus entlaufen war, und nun begleitete ihn der Schwarm auf dem kürzesten Wege nach dem kaiserlichen Palaste hin. Andronikus rief schnell seine Leibwache ins Gewehr, aber keiner gehorchte dem Tyrannen. Dann rief er dem Volke von einem Thurme herab zu, er wolle die Regierung seinem Sohne abtreten, wenn man mit ihm nicht mehr zufrieden sey. Sein Sohn war wirklich beliebt, aber jetzt wollte man nichts mehr von ihm hören. Das Volk sprengte die Thorflügel des Schloßhofes auf,

Andronikus entfloh durch ein Hinterpförtchen nach dem Hafen, wollte zu Schiffe entrinnen, aber der Wind war nicht günstig, er mußte am Ufer bleiben. Hier ward er gefangen, und in Ketten vor den Isaak gebracht. Dieser ließ ihm ein Auge ausstechen und die rechte Hand abhauen, und gab ihn dann — was noch viel grausamer war — der Rache des Pöbels hin. Da ward er denn von der wüthenden Menge rücklings auf ein räudiges Kameel gesetzt, und unter lautem Jubel und Gespötte durch die Straßen der Stadt geführt. Dann zogen sie ihn aus, hängten ihn zwischen zwei Säulen umgekehrt bei den Beinen auf, und marterten ihn drei Tage lang. Die Weiber, deren Männer er hingerichtet oder geblendet hatte, schlugen ihn mit Fäusten; Kinder wetteiferten mit den Alten in unmenschlicher Grausamkeit. Der Unglückliche — damals ein Greis von 73 Jahren — ertrug alle Martern mit Standhaftigkeit, und man hörte ihn nur zuweilen die Worte stöhnen: „Herr, erbarme dich meiner!" Zuletzt versetzte ihm einer einen Stich in den Hals, welcher tödtlich war.

So rächt sich der Pöbel, wenn ihm die Macht gelassen wird, an seinen Peinigern. Isaak Angelus entsprach indessen den Erwartungen des Volkes auch nicht. Er hielt sich 20000 Kämmerlinge, und vergeudete täglich 4000 Pfund Silbers. Als er gegen die Scythen und Wallachen einige Schlachten verlor, hatte er alles Vertrauen verscherzt. Sein eigener Bruder stieß ihn 1195 vom Throne, stach ihm die Augen aus, und verurtheilte ihn zu ewigem Gefängnisse bei Wasser und Brod.

Der Unglückliche fand aber doch noch einen Retter, das war sein treuer Sohn, der junge Alexius. Dieser entwischte verkleidet nach Venedig, wo sich damals ein neues Kreuzheer unter dem tapfern Markgrafen von Montferrat versammelt hatte. Mit Venedig, damals der ersten Handelsstadt in der Welt, hatten die Bekreuzten schon Verträge wegen der Ueberfahrt und der Zufuhr abgeschlossen, und sich bereits nach Dalmatien eingeschifft,

als der Prinz Alexius sie für seine Sache gewann. Er versprach 10000 Griechen zu dem Kreuzzuge zu stellen, und dazu noch den Venetianern 100000 Mark, wie auch den Franken 100000 Mark Silbers zu zahlen, ja die griechische Kirche mit der lateinischen zu vereinigen, wenn die Kreuzfahrer erst seinen armen Vater aus dem Kerker befreiten und wieder auf den Thron setzten. Die Kreuzfahrer erwogen, daß sie ihren Zweck eher dadurch beförderten, als vereitelten, wenn sie ihre Macht im Oriente verstärkten; manchen lachten auch die reizenden 100000 Mark an, und die schlauen Venetianer sahen hier eine lockende Gelegenheit, ihren Handel zu erweitern. Der Vorschlag wurde also angenommen. Auf prächtigen venetianischen Schiffen näherten die Ritter, meist aus Frankreich, Italien und Deutschland, sich dem Bosphorus, und wurden entzückt durch die herrliche Stadt, die vor ihren Augen aus den Fluthen emporstieg, denn noch immer war Constantinopel die schönste, größte und reichste Stadt des Erdbodens. Der Kaiser, welcher den Thron usurpirt hatte, wies alle Unterhandlungen ab, und vertraute auf seine 70000 Krieger. Aber diese wurden von den 20000 Kreuzfahrern bald in die Mauern zurückgedrängt; unter der Leitung des ehrwürdigen Dandolo, Dogen von Venedig, ward der Hafen erobert, die griechische Flotte in Brand gesteckt, die feste Stadt mit 400000 Inwohnern von 20000 Wagehälsen zu Lande und zu Wasser belagert. Da ergriff den Usurpator ein entsetzlicher Schreck: er floh, die furchtsamen Bürger holten den augenlosen Isaak geschwind aus dem Kerker, setzten ihn auf den Thron, öffneten alle Thore der Stadt, und luden den treuen Sohn, Prinzen Alexius, ein, neben seinem Vater sich auf den Thron zu setzen. Auch seine edeln und tapfern Beschützer hießen sie herzlich willkommen.

So leichte Arbeit hatten die Lateiner gar nicht erwartet — Lateiner hießen nämlich alle Kreuzfahrer in Griechenland, ihres Religionsbekenntnisses wegen — aber von Dauer war das Wohlwollen des griechischen Volkes nicht. Der junge Kaiser Alexius

mußte wohl alles verderben, weil er den Lateinern gern sein Versprechen halten wollte. Um die ungeheure Summe von 200000 Mark aufzubringen, war er genöthigt, neue Steuern auszuschreiben, und selbst das Kirchensilber anzugreifen. Das machte ihn verhaßt. Er lebte mit den Lateinern auf freundschaftlichem Fuße, wohnte oft den Gelagen in ihrem Lager bei, und setzte ihre wollene Mützen auf. Das machte ihn verächtlich. Er sprach endlich von einer Religionsvereinigung mit den Lateinern. Da rief alles Volk, der Kaiser sey ein Ketzer, und man müsse schlechterdings einen andern Kaiser haben. Kein biederer Mann verlangte unter so kritischen Umständen nach der Krone, und so griff ein elender Tropf nach derselben, Alexius mit den dicken Augenbraunen (Murzuphlus), dessen erste Arbeit war, daß er das ganze vorige Regentenhaus ausrottete. Zu dem jungen Kaiser Alexius ging er persönlich in den Kerker, und zerschmetterte ihm eigenhändig die Rippen mit einer eisernen Keule. Wenn das Böse überhaupt eine Verrückung des Verstandes zum Grunde hat, möchte man da nicht sagen, daß der Murzuphlus ganz besonders nicht bei Sinnen gewesen sey? Denn konnte der Rasende wohl unzeitiger rasen?

Die Lateiner, empört durch die Ermordung ihres Schützlings, zur Rache entflammt gegen das mörderische ketzerische Griechenvolk, beschlossen nun die Stadt zu erstürmen und rein auszuplündern. Den 12ten April 1204 wurden die Thore eingeschlagen, und wie hungrige Wölfe stürzten die Lateiner in die Häuser, rissen alle Kostbarkeiten fort, und zwangen die Bewohner durch Todesqualen, ihr verstecktes Geld anzugeben. Ein großer Theil der Stadt ging dabei in Feuer auf. Alle Beute ward in drei Kirchen zusammengetragen, und nachher brüderlich in zwei Hälften zwischen Venetianer und Franken vertheilt: auf jeden Theil kam die ungeheure Summe von 400000 Mark, ausser dem, was verschleppt wurde, also das Vierfache dessen, was Alexius versprochen hatte. Solche Beute stellte auch die gierigsten Kreuzfahrer zufrieden. Von Sinn für Wissenschaft

und Kunst ist aber bei diesen Lateinern keine Spur. Keiner der Ritter suchte sich ein treffliches griechisches Buch zu verschaffen; die schönsten marmornen Bildsäulen wurden zerschlagen, die kupfernen in die Münze geschickt, nur die Venetianer nahmen vier wunderschöne Pferde von Bronze mit, die noch jetzt auf dem Marcusplatze in ihrer Stadt zu sehen sind. — Drei Feuersbrünste trafen Constantinopel während der Expedition der Lateiner, und sie rafften so viele Häuser weg, wie in den drei volkreichsten Städten Frankreichs damals waren, und der damit verbundene Untergang klassischer Schriften und Kunstwerke ist gar nicht zu ersetzen bis auf den heutigen Tag, so wenig, wie der Untergang der alexandrinischen Bibliothek.

Der Uebermuth der Lateiner in Constantinopel kannte anfangs keine Gränzen. Sie rissen die goldenen und silbernen Gefäße aus dem Heiligthum, und schütteten die heiligen Hostien auf den Boden, die Religion der Griechen zu verhöhnen. In die Sophienkirche zogen sie ihre Pferde, die den schönen Marmorboden mit ihrem Kothe besudeln mußten. Auf den Patriarchalstuhl setzten sie eine Dirne, auf den Chören hielten sie Saufgelage, und an den Altären befriedigten sie die ekelhaftesten Bedürfnisse der Natur. Eine solche Wuth konnte die Herzen der Besiegten für die Sieger gewiß nicht gewinnen, sondern diente nur dazu, den Religionshaß der Griechen gegen die Lateiner unauslöschlich zu machen.

§. 114.

Die lateinischen Kaiser in Constantinopel.

(1204—1261.)

Lobenswerth ist noch die Eintracht, welche die Lateiner selbst zusammenhielt. So einig, wie sie sich die Beute getheilt hatten, schritten sie auch zur Theilung des Reiches. Zum Oberhaupte oder Kaiser ward Balduin von Flandern gewählt, und der Pabst gab seine Genehmigung dazu. Er bekam die Haupt-

stadt Constantinopel, Thrazien und Macedonien nebst andern Districten, und die übrigen Fürsten wurden seine Vasallen. Der Markgraf von Montferrat erhielt Kleinasien und Kreta, Otto von la Roche das Herzogthum Athen, der Graf von Blois das Herzogthum Nicäa, Wilhelm von Champlitte das Fürstenthum Achaja, Zante ward eine Pfalzgrafschaft. Den Peloponnes größtentheils (Morea) und die reichsten Inseln nahm die Republik Venedig, und zwar unabhängig von dem neuen Kaiser. So schalteten die Lateiner nach ihrem Gutdünken, ohne einen Griechen darum zu fragen. Die, glaubten sie, würden sich wohl von selbst darein finden müssen. Sogar ein lateinischer Patriarch wurde in Constantinopel angesetzt, jedoch der griechische Patriarch auch in seiner Würde gelassen.

Solche Maßregeln trugen dazu bei, daß die Lateiner von den Griechen nicht anders als Usurpatoren betrachtet wurden, und die Unterdrückten sich nach andern Herren umsahen. Schon in der Schreckensnacht vor dem Sturme, als man hörte, Murzuphlus sey entflohen, hatten die Häupter Constantinopels sich in einer Kirche versammelt, und einen gewissen Theodor Laskaris zum Kaiser gewählt. Dieser setzte nach Kleinasien über, gewann Bithynien, Phrygien, Mösien, Jonien und Lydien, und errichtete aus diesen Provinzen ein besonderes griechisches Kaiserthum. Noch mehr! Nachkommen der Komnenen schlugen in Trapezunt am schwarzen Meere einen neuen Herrschersitz auf, und nannten ihr Gebiet das trapezuntinische Kaiserthum, das sich Jahrhunderte lang gehalten hat, bis zum Untergange des Hauptstaates.

Aber selbst in Constantinopel machten die Griechen ihren neuen Beherrschern tausend Arbeiten. Sie riefen die Bulgaren ins Land, diese alten Feinde des Reiches, welche die neuen Feinde ihnen vertreiben sollten. Kaiser Balduin konnte ihnen nur mit wenigen Rittern entgegen ziehen. Er wurde gefangen, und sah Constantinopel nicht wieder. Welchen Tod er gelitten, hat niemand erfahren. Nur ein

Jahr hat er die Würde eines griechischen Kaisers bekleidet.

Nach ihm regierte sein Bruder Heinrich doch ungefähr 10 Jahre, nicht ohne Weisheit und Glück. Nur dadurch verderbten es die Lateiner, daß sie der Griechen Religionsfreiheit auf alle Weise schmälerten, und ihnen das katholische Bekenntniß aufdrängten. Dadurch wurde der Bruch zwischen der lateinischen und griechischen Kirche unheilbar. Kaiser Heinrich wurde 1215 von einem fanatischen Griechen vergiftet, obschon er sonst das Vertrauen des Volkes wohl besaß. Unter ihm waren die Bulgaren wieder aus dem Lande gejagt, wie auch Murzuphlus und der alte Alexius gefangen. Jener ward zur Strafe von der Säule des Theodosius gestürzt, dieser aber nach Italien geschickt, und in enger Verwahr gehalten.

Die Lateiner wählten nun den König Andreas von Ungarn zum Kaiser, dieser aber hatte einen Kreuzzug gelobt, und deswegen verbot ihm Pabst Innocentius III. die Kaiserwürde anzunehmen, vielmehr solle er eilig nach Palästina ziehen, und an nichts anderes denken. So groß war damals des Pabstes politischer Einfluß, denn Andreas gehorchte ohne Weigerung, und die lateinischen Ritter in Constantinopel wählten Peter von Courtenay, den Schwager Balduins, einen Enkel des französischen Königs. Dieser verkaufte gleich seine beiden Grafschaften, die er in Frankreich besaß, warb Truppen, und reisete nach seinem Kaiserthum ab. Unterweges ließ er sich zu Rom vom Pabste krönen. Die Venetianer setzten ihn nach Durazzo über, hier aber fiel er einem rebellischen Griechenfürsten Theodor in die Hände, wurde in einen Kerker geworfen, und seitdem nicht wieder gesehen. Dieser Theodor nannte sich einen Fürsten von Thessalonich, und hatte ein größeres Gebiet, als der Kaiser selbst.

Nach Peter von Courtenay wurde sein Sohn Robert auf den Kaiserthron gerufen. Er langte zwar in Constantinopel an, und regierte auch 7 Jahre, aber wie regierte er? Er hatte eine Braut, ein

Fräulein von Neuville, die er nebst ihrer Mutter sich nachkommen, und in seinem Kaisersitze sich feierlich antrauen ließ. Sie war aber früher mit einem Edelmanne in Burgund verlobt gewesen, da sie aber eine Kaiserinn werden konnte, hatte sie den Edelmann verschmähet. Der Burgunder konnte das so still nicht verschmerzen: er hetzte in Constantinopel einige Ritter auf, die seine Freunde waren. Diese brechen Nachts in den Palast, schleppen die junge Kaiserinn und ihre Mutter in ein Schiff, ersäufen die Mutter, und schneiden der Tochter Nase und Lippen ab. Der Kaiser hatte nicht Macht genug, einen solchen Frevel zu bestrafen.

Roberts Bruder Balduin II. quälte sich 33 Jahre auf dem Kaiserthrone. Die verschiedenen griechischen Fürsten, die sich unabhängig gemacht hatten, ließen ihm am Ende nichts, als die Hauptstadt, und der Kaiser hatte kaum satt zu essen. Die Schüsseln und Teller auf der kaiserlichen Tafel waren von Zinn. Das Blei wurde von den Dächern der Kirchen und Paläste genommen, Geld aus ihm zu lösen. Die Kaiserinn mußte einmal 10 Livers (2½ Thaler) borgen, und der Kaiser seinen Prinzen den Venetianern, die ihm eine Summe liehen, zum Unterpfande schicken. Um Holz zu bekommen, wurden Häuser eingerissen. So war es kein Wunder, daß auch endlich die Hauptstadt den Griechen wieder in die Hände fiel. Alle Lateiner flohen, Balduin und der lateinische Patriarch entkamen nach Venedig. Im J. 1261 den 25sten Juli zog Michael Paläologus als neuer Kaiser in Constantinopel ein, nur die Venetianer behaupteten noch schöne Besitzungen. Balduin ging in ganz Europa umher, und flehete an allen Höfen um Hülfe, sein verlornes Reich wieder zu erobern, aber vergebens. Seine Nachkommen führten noch lange den kaiserlichen Titel, und gaben ihre Ansprüche nicht eher auf, bis sie von aller Welt darüber fast ausgelacht wurden.

§. 115.

Die Waldenser und Albigenser.

Der Kreuzzug gegen Constantinopel war also auch vergeblich. Wirksamer wurde eine solche Unternehmuug aber gegen die inländischen Ketzer, denn an solchen fehlte es am Ende des 12ten Jahrhunderts und fernerhin nicht, und manche unter ihnen wurden recht gefährlich.

Den Anfang machte Peter von Bruis, der mit einigen vertrauten Freunden geheime Andachtsübungen anfing, und zu denselben immer mehr Leute zu locken wußte. In diesen geistlichen Conventikeln galt jeder, welcher rührend sprechen und auf die herrschende Kirche am besten schimpfen konnte, für einen Priester. Die Bibel wurde gelesen, die Unfehlbarkeit der Kirche geläugnet, und alles verworfen, was nicht buchstäblich, wenn auch wohl dem Sinne nach, in der Bibel steht, z. B. die Taufe der Unmündigen, die Verehrung der Heiligen und Bilder, die Messe. Daher gingen diese Leute auch nie in die Kirche. Die Ueppigkeit und der schlechte Wandel mancher Geistlichen veranlaßte gewiß solche Absonderungen. Aber die Petrobrusianer waren dadurch nicht berechtigt, Unfug anzustiften; sie untergruben das Fundament der Religion, und achteten selbst die bürgerliche Ordnung nicht, indem sie alle Obrigkeiten excommunicirten, und sich allein die Reinen auf Erden nannten. Für solche gefährliche Grundsätze wurde Peter von Bruis lebendig verbrennt, eine Strafe, die nach ihm für die Irrlehrer und ihre Anhänger gewöhnlich wurde.

Arnold von Brescia, ein Scholastiker, sonst ein gelehrter Kopf, hegte dieselben Grundsätze, und predigte dabei, alle zeitlichen Güter gehörten mit Recht den Laien, die Geistlichen müßten arm seyn. Die Bürger Roms wiegelte er auf, die republikanische Freiheit wieder aufzurichten, und den Pabst sammt allen Beamten fortzujagen. Erst das Interdict, mit welchem der Pabst die rebellische Stadt

belegte, schreckte die Rebellen. Eben war Friedrich Barbarossa in Italien; der ließ den gefährlichen Demagogen aufgreifen und verbrennen (1155).

Solche einzelne Sectirer stifteten damals viel Unheil. Bald bildeten sich bedeutende geheime Gesellschaften, die man alle unter dem allgemeinen Namen der Katharer begriff. Das Wort sollte Reine bedeuten, und kam damals erst auf; die Deutschen haben aus demselben das Wort Ketzer gemacht. Die einzelnen Secten hatten besondere Nämen, alle aber verwarfen das Ansehen der Kirche, und rühmten sich eines heiligen Wandels. Die Apostolischen wollten vor lauter Heiligkeit nicht einmal heirathen, und hatten alle Güter mit einander gemein, daher ihr Name. Tanchelin, ein Rasender zu Antwerpen, nannte sich sogar den Sohn Gottes, doch wußte die ganze Stadt, welche Schandthaten er im Finstern trieb.

Weit gefährlicher noch wurden die neuen Lehren im südlichen Frankreich, wo ganze Landschaften von Katharen wimmelten. Von der Stadt Albi in der Grafschaft Toulouse, wo sie dem Bischofe einmal ihre Grundsätze gestanden, wurden sie Albigenser genannt. Ritter und Priester schlugen sich hier zu der neuen Secte, die ausser den schon genannten religiösen und staatswidrigen Grundsätzen auch noch der Meinung huldigte, das alte Testament sey Gottes Wort nicht. Gegen diese Neuerer ließ der Pabst ohne weiters das Kreuz predigen, zumal, da sein Legat, den er friedlich an sie geschickt hatte, von ihnen erschlagen wurde. Graf Raimund von Toulouse protestirte gegen einen Krieg in seinem Lande. Dadurch bewies er seine eigene Ketzerei, und ward in den Bann gethan. Das Kreuzheer rückt an, die Albigenser treten ihm bewaffnet entgegen, und werden zu Tausenden niedergehauen, gefangen und verbrennt, und ihr ganzes Land verwandelt sich bald in eine Wüstenei.

Länger blieben die Waldenser unbekannt, deren Ursprung man auch im südlichen Frankreich suchen muß. In den armen Thälern Piemonts hatten

schon viele, die anderswo ihrer verwerflichen Religionsgrundsätze wegen nicht geduldet wurden, Zuflucht gefunden. Man nannte sie Thalleute (Voudois, Vallenses), und weil sie viele Edelleute (bonnes hommes) zählten, so hießen sie auch wohl die guten Leute. Ihre Prediger waren Handwerker oder Bauern, welche aber die Bibel aus dem Gedächtnisse mußten hersagen können. Ihre Verfassung war frei, darum hielten sie Gehorsam gegen geistliche und weltliche Obrigkeit für lächerlich. So lange sie ihre Grundsätze nicht über ihre Thäler verbreiteten, ließ man sie in Ruhe, zumal da sie ein stilles, arbeitsames Leben führten. Aber da ein reicher Kaufmann in Lyon, Namens Peter Waldus, sich für die Waldenser erklärte, wurde man aufmerksam auf sie. Dieser Mann, der ein sehr empfindsames Gemüth hatte, wurde durch den Tod eines Bekannten einmal so erschüttert, daß er sich zu einem wohlthätigen und strengen Leben entschloß. Von nun an gab es reichliche Gaben in Waldus Hause. Das merkten die Bettler bald, und bestürmten dessen Wohnung täglich in größeren Schaaren. Der jetzt ganz zur Pietät gekehrte Waldus begleitete seine Almosen immer mit einer kurzen Sittenpredigt, und bald veranstaltete er in seinem Hause Betstunden, in denen keiner seiner Armen fehlen durfte. Doch kamen auch bald reiche Bürger, theils aus Neugierde, die Bibel in französischer Sprache zu hören, theils aus Verachtung des Luxus, dem die katholische Geistlichkeit ergeben war. Die Frommen in Lyon, welche dem Waldus anhingen, lebten da ganz anders, sie trugen aus Demuth nur Holzschuhe, da mußten sie wohl ganz heilig seyn. In die Kirche kamen die Waldenser gar nicht mehr, denn Waldus sagte, seine Betstunden wären besser, als alle Sacramente. An die Gegenwart Christi im Altarssacramente glaubte auch kein Waldenser mehr; was hatte er denn noch in der Kirche zu thun?

Der Erzbischof von Lyon bemerkte diese Stimmung des Volkes, und nöthigte den Waldus, nach der Picardie zu flüchten. Auch hier, da er seine Lehre

geltend machen wollte, fand aber keinen bleibenden Platz, ging nach Deutschland, und starb in Böhmen, arm und verachtet. Seine Secte, überall verfolgt, verbarg sich endlich, war aber noch immer verbreitet, und die Mitglieder hatten gewisse Zeichen an ihren Häusern, an denen sie sich erkannten. Man pflegte damals im Sprichworte zu sagen, wenn ein Waldenser durch Deutschland nach Mailand reise, so finde er sicher jede Nacht bei einem Bruder Herberge. So war es in alten Zeiten auch mit den Pythagoräern.

§. 116.

Lateranensische Concilien.

Aber nicht bloß gewaltsame Mittel brauchte man gegen die schleichenden Ketzer und Demagogen, sondern man versuchte auch den Weg des Friedens. Dahin gehören drei allgemeine Kirchenversammlungen im 12ten und 13ten Jahrhundert, die von dem Versammlungsorte, dem päbstlichen Lateranpalaste zu Rom, lateranensische Concilien genannt werden.

Von dem 1sten lateranensischen Concilium, in welchem das Concordat mit Kaiser Heinrich V. bestätigt ward, ist schon geredet.

Das 2te lateranensische Concilium, das 10te allgemeine, hielt Innocentius II. im J. 1139. Keine Kirchenversammlung ist so glänzend gewesen, wie diese, denn es waren 1000 Bischöfe anwesend. Die Lehre der Petrobrusianer und anderer Katharer ward für falsch erklärt, und dann wurden 30 Canones oder Gesetze zur Reformation der Sitten erlassen. Unter andern schärften die Väter abermals den Gottesfrieden gegen das Faustrecht ein, und verboten alle Turniere unter Strafe des Kirchenbannes, wie auch allen Wucher. Merkwürdig ist es, daß letztere Verordnung von den Sittenlehrern damals fast allgemein auch über mäßige Zinsen ausgedehnt wurde, nämlich es sey Wucher, für ausgeliehene Kapitalien das Geringste zu fordern.

Das 3te lateranensische Concilium hielt Pabst Alexander III. zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa im J. 1179, und es ist das 11te allgemeine. Die Kirchenspaltung, welche dieser Kaiser veranlaßt hatte, ward auf dieser Versammlung völlig abgestellt, dann die Lehre der Albigenser und Waldenser mit dem Fluche belegt, und der Bann gegen die Turniere und den Wucher erneuert. Neue Canones zur Reformation der Kirche wurden auch erlassen. Um den Sectirern der Zeit, die so viel über die Ueppigkeit der Geistlichen schrien, Stillschweigen aufzulegen, verordnete das Concilium, ein Geistlicher solle nicht mehr, als ein Beneficium besitzen, und keiner solle unter 30 Jahren zum Priester geweiht werden. Es wäre gut gewesen, wenn man dies strenge befolgt hätte. Das Recht der Pabstwahl wurde durch eine Verordnung dieses Kirchenraths einzig den Cardinälen übertragen, die nun den Rang über alle Erzbischöfe bekamen.

Die Kirchenverbesserung wurde von jetzt an immer ernstlicher in Anspruch genommen. Pabst Innocentius III. hielt im J. 1215 das 4te lateranensische Concilium, das 12te allgemeine, welches an Glanz dem zweiten lateranensischen wenig nachgab; von 8 Kaisern und Königen waren Gesandte gegenwärtig, ihre Wünsche in Kirchensachen vorzutragen. Der Kirchenrath befahl, die Schulen zu verbessern, besonders in den geistlichen Kapiteln, damit das christliche Volk im Glauben und in guten Grundsätzen mehr befestigt werde. Dann wurde das Gebot gegeben, jeder Christ solle wenigstens einmal im Jahre reuig seine Sünden beichten, und in der österlichen Zeit die h. Communion empfangen. Wie schlecht müssen damals allgemein die Sitten gewesen seyn, daß die Kirche durch den Bann zu den h. Sakramenten treiben mußte! Viele andere treffliche Verordnungen zur Reformation des Klerus und Volkes muß ich hier übergehen. Manche Glaubenslehre wurde ebenfalls feierlich erklärt, weil die Albigenser sie läugneten, z. B. die Einheit Gottes und die Dreifaltigkeit in Personen, die Erlösung der Mensch-

heit durch den Sohn Gottes, der wahrhaft Mensch geworden, und für uns gestorben sey — die Gültigkeit der Kindertaufe, die Nothwendigkeit der Beichte, die reelle Gegenwart Christi im Altarssacramente u. a. m. — Dann wurde auf diesem Concilium ein neuer Kreuzzug ins gelobte Land beschlossen, und dazu ein Drittel aller Kircheneinkünfte auf 3 Jahre angewiesen. Ein Beweis, daß die Kirche selbst an dem Schicksale der Christen im Morgenlande thätigern Antheil nahm, als der Staat. Hätten die Kreuzfahrer nur besser ihre Pflichten gethan, so hätte die Griechen vielleicht nie das traurige Loos der Sclaverei unter den Türken getroffen. Aber der schlechte Geist des griechischen Kaiserthums trägt auch einen großen Theil der Schuld.

Zuletzt wurden im 4ten lateranensischen Concilium noch zwei entstandene Orden bestätigt, die eine ganz neue Erscheinung der Zeit sind, und berechnet waren, dem Spaltungswesen dieses Jahrhunderts entgegenzuwirken, zwei Mönchsorden, deren Einrichtung wir doch näher kennen lernen müssen.

§. 117.

Die Franciscaner.

(Seit 1210.)

Der h. Franciscus wurde 1182 zu Assisi, einem Städtchen Mittelitaliens, geboren. In der h. Taufe erhielt er den Namen Joannes; später erst nannte man ihn Franciscus (italiänisch Francesco, d. h. ein Franzose) wegen seiner Fertigkeit in der französischen Sprache, die einem italiänischen Kaufmann unentbehrlich war. Franciscus war nämlich der Sohn eines Kaufmanns, und wurde von seinem Vater zu demselben Geschäfte bestimmt, aber seine Erziehung ward vernachläßigt. Der junge Franz hatte daher an der lustigen Gesellschaft der jungen Leute seiner Vaterstadt weit mehr Vergnügen, als an den Werken der Gottseligkeit, ein zartes Gefühl gegen Arme zeigte sich aber früh an ihm.

Als er einmal einen Armen, der ihn um Gottes willen bat, gegen seine Gewohnheit das Almosen abschlug, betrübte er sich darüber gleich so sehr, daß er das Gelübde that, keinen Armen abzuweisen, wenn er noch etwas hätte. Eine Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte, öffnete ihm die Augen, daß er einsah, wie viel ihm noch fehle, um ruhig sterben zu können. Er änderte sich ganz, und um auf einmal mit der Welt zu brechen, lud er seine gewöhnlichen Freudengenossen noch zu einer Partie vor der Stadt ein, und erklärte ihnen da gerade heraus, daß dieses das letzte mal sey, und nie ließ er sich wieder in ihre Gesellschaft locken, vielmehr führte er nun ein einsames Leben im väterlichen Hause, verachtete das Geld, und gab alles weg, was ihm gehörte. Der über diese Veränderung erzürnte Vater enterbte ihn, und stieß ihn aus dem Hause. Franciscus ging gern, mit der Aeusserung, er könne nun noch herzlicher sagen: Vater unser, der du bist in den Himmeln! Er verbarg sich in den Wäldern auf den Apenninen, und kam endlich zu einem verfallenen Kirchlein, Maria zu den Engeln genannt, welches Benedictiner ihm abtraten; er aber nannte es Portiuncula, d. h. Antheilchen, weil er von der Erde nichts weiter verlangte. Hier bauete er eine Hütte, diente den Kranken der Gegend, und lag dem Gebete ob. Als er einst bei der Messe im Evangelio die Worte hörte: „Ihr sollet weder Gold, noch Silber, nicht zwei Röcke, keine Schuhe und keinen Stab tragen," so dachte er, dies sey auch ihm gesagt, legte gleich seine Schuhe ab, that alles Geld von sich, und bekleidete sich mit einem groben Rocke, den er mit einem Stricke zusammenschürzte. Sein Entschluß war, alle Freuden der Sinne so viel wie möglich zu meiden, und in der strengsten Armuth nur von Almosen zu leben, wozu noch tägliche Geisselungen mit dem knotigen Gürtel kamen. Dabei zog er umher, und predigte überall Buße, besonders seidem er einige Genossen gefunden hatte, die unter seiner Leitung dasselbe strenge Leben führen wollten. Franciscus

nannte seine Schüler, denen er eine besondere Regel vorschrieb, die minderen Brüder (fratres minores, daher Minoriten), um ihnen die Demuth zu empfehlen. Der erste Eindruck, den die Franciscaner machten, war nicht vortheilhaft: man verachtete sie wegen ihres Bettelns, man lachte über ihre sonderbare Kleidung, und bewarf sie mit Gassenkoth, was die Männer mit unermüdlicher Geduld ertrugen. Die Welt wurde bald inne, wie gut berechnet das neue Institut war. Viele leichtsinnige Sünder gingen in sich, und nahmen selbst das Ordenskleid; andern, die in der Welt blieben, diente doch die Strenge der Franciscaner zum hinreissenden Beispiele. Mehrere seiner Schüler schickte der h. Stifter in ferne Länder, die Religion auszubreiten; er selbst ging nach Aegypten, und versuchte persönlich den Sultan für das Christenthum zu gewinnen. Die Franciscaner in Marocco erlangten die Märtyrerkrone. Uebrigens waren anfangs wenige Priester unter ihnen: Franciscus selbst war nur Diakon, und als seine Schüler ihn baten, er möchte doch beim Pabste um die Exemtion seines Ordens von der Gewalt der Bischöfe anhalten, verwies er ihnen diesen stolzen Gedanken, und sagte: „Lasset uns die Großen durch Demuth und Hochachtung, die Geringen durch Worte und Beispiel gewinnen; übrigens sey es unser eigenthümliches Privilegium, gar kein Privilegium zu haben." Nach seinem Tode aber wurden die Franciscaner doch eximirt: sie durften in der ganzen Christenheit Beichte hören, ohne unter der Aufsicht der Bischöfe zu stehen, und kein Pfarrer durfte ihnen seine Kanzel verschließen. Deshalb standen die Franciscaner mit den Weltpriestern nicht immer im besten Vernehmen; beim Volke hingegen waren sie wegen ihrer Armuth und Abgeschiedenheit aufs höchste beliebt. Die erste Bestätigung erhielt der Orden 1210 vom Pabste Innocentius III. und 1219 beim ersten Ordenskapitel zählte er schon 5000 Mitglieder. Der h. Franciscus starb den 4 Octob. 1226. Wissenschaften hatte Franciscus eigentlich in seinen Ordensplan gar nicht aufgenommen, doch ge-

wann der Orden mehrere der ersten Scholastiker zu Mitgliedern, und mehrere Bischöfe, Cardinäle und Päbste sind aus dieser geistlichen Gesellschaft hervorgegangen. Die Scholastiker Bonaventura, Alexander von Ales, Joann Duns der Schotte, die schon genannt sind, waren Franciscaner, und schon bald nach des Stifters Tode erhielt der h. Antonius von Padua, ein Portugiese, der als Prediger Italien durchzog, durch die Gewalt seiner Rede überall die glänzendsten Siege über eingerissene Laster und Irrlehren, daß man ihn den Hammer der Ketzer nannte. Auch er war ein Franciscaner, und starb, erst 36 Jahr alt. Unbeschreiblich war der Andrang des Volkes zu diesem Orden: in seiner höchsten Blüthe zählte er 115000 Mitglieder in 7000 Klöstern (jetzt mag er etwa noch die Hälfte haben). Wir sehen hieraus, daß der h. Franciscus den damaligen Zeitgeist wohl verstanden hat. Wirklich beschwerten sich die Irrlehrer jener Zeit über nichts mehr, als über den Reichthum der Geistlichkeit und die Vernachläßigung der Seelsorge. Nun traten die Franciscaner auf, lebten arm, wie die Apostel, nur von Almosen, durchzogen mit ihrem Pilgerstabe die Kirchspiele, überall predigend und Beichte hörend, und auf sie hörte das Volk. So haben sie der Kirche wesentlich genutzt. — Bei der großen Ausdehnung des Ordens war aber auch seine Einheit bald gefährdet, und er zerfiel in mehrere besondere Orden. Die das Gebot der Armuth noch strenge hielten, wurden Observanten genannt, die sich aber gemeinsames Eigenthum erlaubten, hießen Spiritualen, Conventualen oder schlechtweg Minoriten. Eine besondere Classe machten die Kapuziner aus, die auch nicht so zahlreich waren, 1528 von Matthäus v. Bassi gestiftet. Sie tragen eine braune Kleidung, eine lange Kapuze, einen Bart, und an den Füßen nur Sandalen, keine Strümpfe. Ihre Zahl wuchs zu 25,000, indeß die Conventualen nie über 15,000 Brüder zählten. Ueberhaupt, je strenger die Regel, desto mehr Verehrer fand sie. Die Recollecten

(Zurückgezogenen), ehemals in Frankreich, übten bloß die geistliche Betrachtung, und ließen die Almosen durch ihre Laienbrüder einsammeln. Die Alcantariner in Spanien, vom h. Petrus von Alcantara gestiftet, die strengsten von allen, gehen mit ganz bloßen Füßen. Auch für das weibliche Geschlecht hatte Franciscus einen Orden von mehrern Graden errichtet; am bekanntesten sind die strengen Clarissen geworden, von der h. Clara zu Assisi, ihrer ersten Oberinn, benannt. Die strengsten Clarissen essen niemals Fleisch, haben zu ihrem Nachtlager einen Strohsack und statt des Kopfkissens ein Stück Holz, dürfen die Klosterschwelle nie überschreiten, und die Besuchenden Verwandten im Sprechzimmer nicht sehen, sondern durch eine Wand getrennt sich mit ihnen unterhalten. Man zählte vor 50 Jahren noch 28000 Clarissen in 900 Klöstern. Endlich stiftete der h. Franciscus noch einen sogenannten dritten Orden für religiöse Personen, die in der Welt bleiben, und noch gern von der Ordensregel so viel beobachten wollten, wie ihre Umstände erlaubten.

§. 118.

Die Dominicaner.

(Seit 1206.)

Fast um dieselbe Zeit wurde der Dominicanerorden gestiftet. Der Gründer derselben, ein edler Kastilier, Domherr zu Osma, der als studirender Jüngling einst während einer Hungersnoth schon seine ganze Habe, ja seine Bücher verkauft hatte, um den Armen geben zu können, der h. Dominicus (geboren 1170), kam einmal auf einer Reise in geistlichen Geschäften durch die Grafschaft Toulouse, welche durch die Gewaltthätigkeit der Albigenser damals der Wohnsitz des Jammers war. Das allgemeine Elend ging dem frommen Priester sehr zu Herzen, er bemerkte aber, daß die römischen Legaten darum bei den Albigensern gar nichts ausrich-

teten, weil sie zu üppig lebten. Da nahm Dominicus eine noch strengere Lebensweise an, als die Albigenser von den Priestern verlangten, lebte von Almosen, und so gewaffnet wagte er sich in die Mitte der Fanatiker, zwischen denen kein Katholik seines Lebens sicher war. Seine Armuth und Freundlichkeit gewann ihm viele Verirrte, daß sie zur bürgerlichen und kirchlichen Ordnung zurückkehrten. Sein Eifer war unermüdlich, er schlief nur wenige Stunden, und zwar gewöhnlich in der Sacristei, um die abgebrochene Predigt gleich wieder fortsetzen zu können. Als im J. 1216 der Kreuzzug gegen die Albigenser zu Stande kam, hatte er seine schönste Arbeit. Während die Albigenser und Bekreuzten gegen einander die gröbsten Gräuel verübten, stand der h. Dominicus zwischen beiden wie ein Engel des Friedens, die einen zur Ergebung, die andern zur Schonung ermahnend.

Um die gesegneten Wirkungen seines Strebens bleibend zu machen, stiftete er einen Orden von wandernden Predigern, die er zur strengsten Armuth und Demuth verpflichtete, der Predigerorden genannt. Das erste Kloster wurde zu Toulouse errichtet. Zu Paris ward den neuen Mönchen die Jacobskirche angewiesen, weswegen sie dort Jacobiner genannt wurden. Der h. Dominicus schrieb seinen Jüngern die weisse Tracht der Karthäuser, die gänzliche Armuth, sonst aber die Klosterregel des h. Augustinus vor, welche nicht so strenge, wie die gleichzeitige Regel des h. Franciscus war. Sonst theilte er seine Ordensbrüder ebenfalls, wie der h. Franciscus in drei Klassen, Prediger, Dominicanessen und Ritterschaft Christi. Diese Ritterschaft hieß nachher ein Bußorden, wie die Tertiarier des h. Franciscus. Auch der Dominicanerorden hat durch seine sorgfältigen Predigten, die damals sonst sehr nachlässig bearbeitet wurden, durch seine gelehrten Arbeiten auf den akademischen Lehrstühlen, durch Bekehrung der Heiden in Asien, Africa und America sich unsterbliche Verdienste erworben, und der Welt unter seinen Mitgliedern manche

Lichter aufgestellt. Der h. Thomas von Aquin war ein Dominicaner, andere edle Männer des Ordens wird uns die spätere Geschichte noch nennen. Schade, daß die Dominicaner und Franciscaner immer als Nebenbuhler neben einander standen, und durch theologische Streitigkeiten, z. B. über die unbefleckte Empfängniß Mariä, das christliche Volk oft mehr ärgerten, als erbauten. Alle Dominicaner waren nämlich Thomisten, alle Franciscaner Scotisten. In seinem höchsten Glanze hatte der Dominicanerorden 1000 Klöster, wurden also von dem Franciscanerorden immer noch übertroffen. Von den Dominicanern stammt noch auch die Einführung des Rosenkranzes her, weil der h. Dominicus seinen Jüngern täglich eine bestimmte Anzahl von Vater unser und Gegrüßet seyst du, Maria vorgeschrieben haben soll.

§. 119.

Die Inquisition.

Ausser den Concilien und den Mendicantenorden waren die heiligen Gerichte oder die Inquisitionstribunale in dem 13ten Jahrhunderte und fernerhin ein Mittel zur Vertilgung der schleichenden Irrlehren. Pabst Lucius III. und Kaiser Friedrich der Rothbart gründeten sie im J. 1183 durch eine besondere Verfügung, die dem 3ten lateranensischen Concilium beigegeben wurde. Die Aufseher der Inquisition wurden die Bischöfe; die geistlichen und weltlichen Beamten des Gerichts bekamen die Weisung, jährlich ihren Bezirk zu bereisen, und nach den Sectirern zu forschen. Die Verdächtigen wurden angeklagt, zur Besserung ermahnt, auch wohl mit gelinden Strafen belegt; die dann aber wieder zurückfielen, wurden dem weltlichen Arme überliefert, und gewöhnlich lebendig verbrennt: ihre Güter fielen der Kirche anheim.

Das ist die erste Gründung der Inquisition, an welcher der Staat so viel Antheil hat, wie die Kirche; denn es lag den Monarchen viel daran, die

damals herrschenden Grundsätze der Freidenker aus allen Köpfen wegzuschaffen. Doch wurden die Tribunale der Inquisition nicht in allen Ländern errichtet. Am gelindesten waren sie in Rom selbst, am grausamsten in Spanien, aber erst am Ende des Mittelalters, als die spanischen Könige die Inquisition brauchten, ihren Unterthanen allerlei bürgerliche Freiheiten zu entreissen, und dem Pabste sogar den Einfluß auf dieselbe nahmen. In Venedig stand die Inquisiton unter der Aufsicht des Dogen, in Deutschland hat sie nie Eingang gefunden, obgleich es auch hier nicht an Sectirern fehlte. Der Erzbischof von Trier hielt 1231 eine Synode in seiner Hauptstadt, und ließ 3 Ketzer verbrennen. Unter diesen war ein Weib, welches kläglich schrie, Lucifer sey unschuldiger Weise aus dem Himmel gestoßen. Man sollte es kaum glauben, aber berichtet wird es, daß eine solche Secte zu Trier den Teufel anbetete. Eine andere dortige Secte lehrte, Männer und Weiber könnten überall consecriren; andere sagten der geistlichen Obrigkeit allen Gehorsam auf, und hatten im Stillen einen besondern Bischof, der für 18 Pfennige die Erlaubniß ertheilte, daß Eltern und Kinder sich mit einander verheiratheten. Doch, wie gesagt, unterdrückte man alle solche Conventikel ohne Inquisition. Ein Inquisitor, der sich in Deutschland sehen ließ, Conrad von Marburg, wurde wegen voreiligen Verfahrens von den deutschen Bischöfen zu Rom verklagt; einige Ritter aber machten ihm noch kürzer den Proceß, indem sie ihn auf offener Landstraße erschlugen. Man findet nicht, daß der Pabst dieses besonders geahndet habe.

§. 120.

Ludwig IX. der Heilige.

(1087—1100.)

Ich habe die französische Geschichte durch die Erzählung der Religionsbegebenheiten etwas lange unterbrechen müssen. Der letzte König ist Philipp Au-

gust gewesen, der gegen die Engländer so viel Glück hatte. Auch gegen seine Vasallen war er glücklich. Wenn die neuen Städte für schweres Geld von ihrem Herzoge oder Grafen sich gewisse bürgerliche Freiheiten erkauft hatten, so ließen sie die von demselben ausgestellten Freibriefe zur Sicherheit auch noch vom Könige garantiren. Daraus entstand bald die Meinung, die Commüne (der Bürgerbund) gehöre nicht mehr dem Baron, sondern dem Könige. Welch schöne Aussichten für die Macht des Königs, wenn die ganze Macht des dritten Standes sich auf seine Seite hinüber neigte!

Unter Philipp Augusts Regierung gehört auch die Entstehung der zwölf Pairs von Frankreich. Es traten nämlich die zwölf mächtigsten der hohen Kronvasallen, sechs geistliche und sechs weltliche, in einen engern Bund zusammen, und bildeten den Reichsrath des Königs.

Lauter Glück! Selbst die kurze Regierung des folgenden Königs, Ludwigs VIII., bereicherte den Staat mit einer neuen Grafschaft, die einem Vasallen abgenommen wurde.

Dann regierte Ludwig der Heilige 44 Jahre. Eine lange und eine glückliche Regierung, und ein braver König dazu! Er wurde 1215 den 23. April geboren, und zu Poissy getauft, weshalb er sich oft Ludwig von Poissy unterschrieb. Seine Mutter Blanka, eine Prinzessinn von Castilien, hatte ihn von der zartesten Jugend an täglich vor Sünden gewarnt. „Lieber will ich dich — pflegte sie zu sagen — des Thrones, ja des Lebens beraubt, als dich jemals mit einer schweren Sünde befleckt sehen.“ Solche Worte, täglich gehört, schlugen in dem Kindesherzen tiefe Wurzeln.

Als er 11 Jahr alt war, verlor er seinen Vater, und seine Mutter übernahm bis zu seiner Großjährigkeit die Regentschaft, die sie mit vieler Staatsklugheit führte. Aber auch fernerhin wollte sie ihren Sohn, da er schon König war, noch immer wie einen Knaben beherrschen, und ihm alle seine Schritte vorschreiben. Aber zur besondern Ehre gereicht es

ihm, daß er es nie wagte, sich ihren Eingriffen mit Gewalt zu widersetzen, sondern sie lieber durch einen unschuldigen Betrug hinterging, und sie immer mit einer exemplarischen Achtung behandelte, ja in seinem höhern Alter ihren Tod mit den herzlichsten Thränen beweinte. Blanka konnte ihres Sohnes Gemahlinn Margarethe nicht leiden, weil Ludwig derselben besonders zugethan war, und befürchtete, sie möchte ihren mütterlichen Einfluß verlieren, wenn Ludwig mit seiner Gemahlinn oft spräche. Solches suchte sie daher zu verhindern. Sie konnte es immer hören, wenn Ludwig zu ihr ging, denn er mußte vor der Mutter Zimmerthür vorüber. Um daher von ihr nicht gehört zu werden, ließ er gewöhnlich in der Halle, durch welche der Weg ging, die Hunde peitschen. — Einmal besuchte er seine Gemahlinn, als sie krank lag. Die Mutter kam dazu, und der gute König kroch geschwind hinter das Bett. Die Alte bemerkte ihn aber doch, zog ihn hervor, und führte ihn zur Thür hinaus, mit dem Bedeuten, daß er hier nichts zu thun habe. Da rief die kranke Königinn sehr ergreifend: „Darf ich denn meinen Herrn und Gemahl weder ihm Leben, noch im Tode sehen?" und fiel in Ohnmacht. Da kehrte Ludwig zurück, und blieb bei ihr, sie zu trösten, ohne aber seine Mutter ihr wunderliches Benehmen auch nur durch einen Blick entgelten zu lassen.

In seinem Privatleben war er der sanfteste, freundlichste Mann. Er hatte eine Zahl erlesener Freunde, die ganz offen mit ihm sprechen mußten, und mit denen er gern scherzte. Seine Mäßigkeit, Sittsamkeit und Religiösität war ohne Beispiel. Er ehrte die Geistlichkeit auf alle Weise, obgleich er seinen Rechten über sie nichts vergab. Täglich ließ er 120 Arme aus seiner Küche speisen, bediente sie zuweilen selbst bei Tische, und entließ sie gewöhnlich noch mit Geschenken. Balduin II., jener armselige Kaiser von Constantinopel, schenkte ihm bei einem Besuche, den er in Frankreich machte, die Dornenkrone des Heilandes, die dort im kaiserlichen Schatze war. Das war dem frommen Könige eine ungemeine Freude,

und er schickte gleich Gesandte nach Constantinopel, das Kleinod abzuholen. Aber leider — während Balduins Abwesenheit hatten die Reichsbeamten in einer Geldverlegenheit die h. Krone an Venedig verpfändet für 13234 Dukaten. Doch Ludwig zahlte diese Summe den Venetianern gern zurück, und brachte die Krone dadurch an sich. Bis Sens ging er ihr mit dem ganzen Hofe entgegen, und führte sie in feierlichem Zuge nach Paris. Als er einige Jahre später für 20000 Mark Silbers noch eine andere Sendung Reliquien erhielt, nämlich einen bedeutenden Theil von dem wahren Kreuze und das Eisen der Lanze, mit welcher des Heilandes Seite durchstochen war, so erbaute er für alle Heiligthümer zu Paris die prächtige heilige Kapelle, in welcher er nun gewöhnlich seine Andacht verrichtete. Oft stand er, wie Carl der Große des Nachts auf, ging in die heilige Kapelle, und betete, bis es Tag wurde.

Seine schöne Schwester, die h. Isabelle, trieb die Frömmigkeit noch viel weiter. Sie schlug alle Heirathsanträge aus, um nur für Jesum zu leben. Der Gedanke an den Gekreuzigten, und besonders seine Worte: „Kommet zu mir, alle, die ihr müde und beladen seyd, ich will euch erquicken; nehmet mein Joch auf euch, und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen!" — diese schönen Worte rührten die Prinzessinn, so oft sie ihrer gedachte, zu den heissesten Thränen. Oft weinte sie die halbe Nacht vor Liebe zum Heilande, stand mit rothen Augen auf, aß dann wenig, und ging an ihr tägliches Geschäft, nach des Heilandes Beispiele Arme zu erfreuen. Ihr ganzes Vermögen war zu diesem Zwecke bestimmt. Aber dennoch nicht mit sich zufrieden, legte sie sich oft die härtesten körperlichen Büßungen auf, und wenn sie sich zu fasten vorgenommen hatte, mußten Bruder und Mutter allerlei Kunstgriffe anwenden, ihr nur so viel Nahrung einzuzwingen, daß sie nicht verhungerte. Zuletzt wurde sie eine Clarisse im Kloster Longchamps bei Paris,

das sie selbst im J. 1260 stiftete. Noch jetzt wallen die Frommen in Paris nach der Stelle, wo Longchamps gestanden, durch die breite Allee des lieblichen Bois de Boulogne.

Einen Bruder hatte Ludwig der Heilige aber, der ganz aus der Art schlug. Er wird uns zu seiner Zeit noch begegnen.

Wenn wir von Ludwigs Religiösität gesprochen haben, so müssen wir nicht meinen, daß er nur ein müßiger Beter war; vielmehr zeigte er sich immer als einen weisen kräftigen Regenten, tapfern Ritter und erfahrnen Feldherrn. Er sicherte die Macht des Reiches durch kluge Verträge und durch sein Schwert, das er oft genug führte, theils gegen die Engländer, theils gegen trotzige Vasallen. Er litt es nicht, daß Barone in Frankreich und England zugleich Lehen besäßen, denn niemand, sagte er, könne zweien Herren dienen, und gab sogar auf die Verheirathung der Vasallentöchter Acht. Die Gerechtigkeitspflege erhielt in seinen Staaten eine ganz andere Gestalt. Er theilte das Land gehörig in Gerichtsbezirke ein, gründete vier königliche Gerichtshöfe, an welche seine Unterthanen gegen die Aussprüche ihrer Herren appelliren konnten, nahm in die Parlamente, deren Mitglieder früher gewöhnlich nicht schreiben konnten, wirkliche Gelehrte auf, und sorgte für eine bessere Polizei. Er durchreisete oft das Land, und saß nicht selten selbst zu Gerichte. Die Gerechtigkeit war seine erste Tugend. Ein mächtiger Baron hatte drei junge Ritter, welche ihm einige Kaninchen aus dem Gehege geschossen hatten, aufhängen lassen. Ludwig ließ den Mörder fangen, stellte ihn vor Gericht, und überführte ihn beinahe. Dieser aber läugnete alles, und erbot sich, durch ein Gottesurtheil seine Unschuld zu beweisen. Ludwig, der die Gottesurtheile abgeschafft haben wollte, schlug solches mit der ihm eigenen Majestät ab, und dem Mörder und seinen Verwandten blieb nichts übrig, als auf den Knien des Königs Gnade anzuflehen. Gerührt schenkte er nun dem Verbrecher das Leben, legte ihm aber auf, drei Kapellen mit ewi-

gen Seelenmessen für die drei Ermordeten zu stiften, in seinem Gebiete die Gerichtsbarkeit sammt der Kaninchenjagd abzustehen, das Gehölz, in welchem der Mord begangen, der nächsten Abtei zu schenken, 3 Jahre mit seinen Mannen im heiligen Lande zu dienen, und endlich noch 12500 Livres zu milden Stiftungen zu erlegen. Wenn's so lautet — sagte da ein gewisser Ritter — so mögen wir alle uns nur aufhängen lassen. Ludwig antwortete: „Ihr sehet, ich lasse meine Barone nicht gern hängen; welche die Gesetze des Staates und der Menschheit aber nicht achten, die weiß ich zu strafen."

Von Ueppigkeit war der treffliche König ein abgesagter Feind, aber er liebte Anständigkeit. „Ein Mann — sagte er einmal — muß immer hübsch gekleidet gehen, sollte es auch nur seiner Frau zu Gefallen seyn, und muß sich in seinem Anzuge immer so halten, daß verständige Leute nicht sagen, er thue der Sache zu viel, und junge Leute, er thue ihr zu wenig."

§. 121.

Ludwigs Kreuzzüge.

(1248—1254 u. 1270.)

Im J. 1244 wurde der h. Ludwig gefährlich krank. Das ganze Land trauerte und betete, die Aerzte aber verzweifelten bald, endlich schien er zu verscheiden, und eine Wärterinn bedeckte ihm schon das Gesicht. Da schlug er die Augen wieder auf, und rief mit Begeisterung wie ein Verklärter: „Das Licht des Orients hat sich durch die Gnade des Herrn vom Himmel herab über mich verbreitet, und mich von den Todten zurückgerufen. Bringet mir den Bischof von Paris!" Dieser kam, und der König verlangte das Kreuz. Vergebens stellten alle ihm die Schwierigkeit eines solchen Gelübdes vor; als der Bischof ihm das Kreuz gereicht hatte, sagte er: „Nun bin ich auch wieder gesund." Wirklich konnte er sich auch bald seinem frohen Volke wieder öffentlich zeigen.

Aber noch 4 Jahre gingen mit den Rüstungen zu diesem Kreuzzuge hin, denn die Franzosen waren nicht so eilig dazu, wie der König. Ludwig bereitete sich dazu, wie zum Tode, ließ öffentlich bekannt machen, ob er jemand Unrecht gethan habe, er wolle es jetzt wieder gut machen; aber man findet nicht, daß sich einer gemeldet habe. Seine Mutter Blanka bestellte er zur Reichsregentinn, seine geliebte Gemahlinn Margaretha wollte ihn begleiten. Die Venetianer lieferten die nöthigen Schiffe, und so segelte er den 25sten August 1248 von Aigues=Mortes mit 40000 Mann ab, während die Bischöfe und Priester den Lobgesang Veni Creator Spiritus absangen.

Den Winter brachte man auf der Insel Cypern zu, deren König Guido Lusignan, seine Landsleute freudig bewirthete. Im Frühlinge 1249 steuerte man gegen Aegypten, denn man wollte den Beherrscher Palästina's in seinem Hauptlande angreifen, um den Christen im heiligen Lande desto kräftiger Luft zu schaffen. Offene Fehde nach Rittergebrauch war dem Sultan Aegyptens vorher angesagt worden, daher fand der h. Ludwig die Küste vor Damiette mit der ägyptischen Flotte wohl besetzt. Aber das hinderte die christlichen Streiter nicht: die Oriflamme auf einem Schiffe voran, näherten sie sich dem Lande, und als endlich das Wasser nicht mehr tief genug war, sprang der tapfere König mit dem Schwerte in der Hand, den Pfeilregen der Feinde nicht achtend, kühn in die Fluthen, seine Treuen ihm nach, und die Küste war genommen. Die Türken wurden von einem gewaltigen Schrecken ergriffen, und räumten Damiette, in welches Ludwig demüthig zu Fuße seinen Einzug hielt. Der erste Gang war nach der Hauptmoschee, die geschwind zu einer christlichen Kirche geweiht wurde, um in ihr das h. Opfer zu feiern, und das Te Deum zu singen, Gott zu danken für den verliehenen Sieg.

Da der Sommer schon weit vorgerückt, und die Ueberschwemmung des Nils zu erwarten war, so mußte Ludwig vor der Hand in Damiette unthätig bleiben. Hier sah er mit größter Betrübniß, wie

die jungen Ritter ungescheut sich allen Lastern ergaben; weder sein Wort, noch sein Beispiel wollte auf diese rohen Seelen wirken. Als unterdessen sein Bruder Alphonsus von Poitou ihm 60000 neue Streiter zugeführt, auch der Graf von Salisbury mit einer großen Schaar englischer Ritter sich mit ihm vereinigt hatte, ging er im Spätherbste auf die Hauptstadt Cairo los. Als man über den Nil setzte, was mit unbeschreiblichen Schwierigkeiten verbunden war, vergaß sich des Königs Bruder, Robert von Artois, daß er mit wenigen Rittern in das Städtchen Mansura stürzte. Er wurde von den Feinden — nicht gefangen, aber erschlagen. Der Graf von Salisbury und fast alle Engländer theilten sein Schicksal. Der ritterliche König aber vorsichtiger und eben so tapfer, schlug mehrere Stürme auf sein Lager ab. Doch der Hunger und ansteckende Seuchen in einem für Europäer so ungesunden Lande beugten ihn tief, und da er die Kranken immer selbst bediente, wurde er endlich selbst krank. Nun mußte man wohl auf den Rückzug nach Damiette bedacht seyn. Der kranke, fast sterbende König ordnete ihn mit vieler Klugheit an, aber der Muth der Feinde war zu sehr gewachsen. Die Franzosen brachten ihren kranken König in eine kleine Stadt, wo sie ihm einige Ruhe und Erquickung gewähren zu dürfen glaubten. Hier aber gerieth er mit seinen Brüdern Alphonsus von Poitou und Carl von Anjou in feindliche Gefangenschaft. Die Königinn Margarethe war zu Damiette geblieben. Als sie ihres Gemahls Gefangenschaft vernahm, bat sie einen Ritter, wenn Damiette erobert würde, so möchte er ihr doch die Liebe erweisen, ihr das Haupt abzuschlagen, bevor sie den Saracenen in die Hände fiele, und nahm darüber einen Eid von ihm. Der Ritter sagte, er hätte solches auch schon gedacht, und versprach es ihr mit einem Schwure, aber zum Glücke kam es so weit nicht.

In der Gefangenschaft wurde Ludwig von seinem ganzen Gefolge getrennt, nur einen Diener ließ man ihm und zwei Kapläne, mit denen er seiner

Schwäche ungeachtet täglich die Tagzeiten betete. Aber seine Ehrfurcht gebietende Ruhe war so groß, daß die Barbaren sagten, er betrüge sich gerade so, als wäre er nicht ihr Gefangener, sondern ihr Herr, und sie hätten nie einen so trotzigen Christen gesehen. Wem fällt hier nicht Cäsar unter den Seeräubern ein? — Der Sultan verlangte von Ludwig die Abtretung aller christlichen Städte in Palästina; der König antwortete, diese gehörten nicht ihm, sondern dem Kaiser und den Ritterorden, er könnte daher nichts über sie verfügen. Der Sultan ließ ihm mit der Folter drohen; Ludwig antwortete: „Ich bin in seinen Händen; er thue mir, was ihm beliebt." Durch diese Unerschütterlichkeit besiegt, begnügte sich der Feind endlich, für die Loslassung des Königs und seines Heeres die Zurückgabe von Damiette und 1 Million goldener Byzantiner zu fordern. Mit Würde antwortete Ludwig: „Mit Gold kauft ein König von Frankreich sich nicht los. Für mich gebe ich Damiette und die Million Byzantiner für meine Leute." Der Barbar, welcher für edeln Muth wohl Sinn hatte, erließ ihm noch 200000 Byzantiner.

Aber kaum war der Vertrag geschlossen, so entstand eine neue Schwierigkeit. Die türkischen Sclaven im Lande, Mameluken genannt, welche zu Kriegsdiensten gebraucht wurden, rebellirten, ermordeten den Sultan, und ihr Anführer bemächtigte sich der Herrschaft. Dieser trat, noch blutig von der That, zu Ludwig ein, und drohete ihm den Tod, wenn er ihn nicht augenblicklich zum Ritter schlüge. „Werde ein Christ — antwortete der König ganz gefaßt — so sollst du Ritter werden." Die Mameluken verloren die Fassung, schämten sich ihrer Wuth, und bestätigten den Vertrag. Zuletzt wäre die Sache aber bald doch wieder rückgängig geworden, weil Ludwig den Vertrag nicht beim Muhammed beschwören wollte; lieber, sagte er, würde er sich in Stücke hauen lassen, als ein Wort gegen die Religion sprechen. Die Mameluken mußten auch hierin nachgeben. Ludwig übergab Damiette wieder, und zahlte gleich die Hälfte des Geldes, 400000 Byzan-

tiner, für die andere Hälfte ließ er seinen Bruder Alphonsus als Geissel zurück. Der Graf von Montfort, der das Zahlungsgeschäft hatte, rühmte sich gegen den König, er habe die Ungläubigen doch um 10000 Livres betrogen, erhielt aber die ernste Weisung, unter Lebensstrafe, gleich hinzugehen, und diese Summe nachzutragen.

Ludwig setzte sich nun zu Schiffe, kehrte aber nicht nach Hause zurück, sondern segelte nach Palästina, wo er sich noch 4 Jahre aufhielt. Doch war sein Häuflein so geringe, daß er mit den Waffen nichts gegen die Ungläubigen unternehmen durfte. Er schickte nach Aegypten das halbe Lösegeld, erhielt aber von den 12000 Gefangenen, die er dort gelassen hatte, nur 400 zurück; die Uebrigen wurden von den Barbaren niedergehauen, oder zum Abschwören ihrer Religion gebracht, zum tiefsten Kummer des frommen Königs. Immer hoffte er noch auf Verstärkung, um diese Treulosigkeit der Aegypter nach Verdienst zu strafen, aber vergebens. Er machte eine Wallfahrt nach Nazareth, befestigte den Christen in Palästina ihre noch übrigen Plätze, und trat dann den Rückzug an, da seine Gegenwart zu Hause erfordert ward, denn die Regentinn, seine Mutter Blanka, war gestorben. Sechs Wochen dauerte die Ueberfahrt. Ludwig hatte sein Schiff zu einer Kirche einrichten lassen; täglich wurde die h. Messe gehalten, und dreimal in der Woche gepredigt, bei stillem Wetter auch für die gesammte Mannschaft christliche Lehre gehalten. Viele Kranke waren auf der Flotte; diese bediente der König oft selbst, die Sterbenden aber bereitete er alle, knieend an ihrem Lager, zum Tode. Zu Marseille landete man, und die Franzosen überließen sich der lautesten Freude, ihren geliebten König nach 6 Jahren wieder zu sehen.

Ludwig legte aber das Kreuz nicht ab, weil er sein Gelübde noch nicht erfüllt zu haben glaubte, indem er das h. Grab nicht befreit hatte. Im Sommer 1270, also 16 Jahre nach seiner Rückkehr, schiffte er sich abermals ein, obgleich so krank, daß er nicht mehr die volle Rüstung tragen, auch nicht ohne fremde

Hülfe das Pferd mehr besteigen konnte. Dies mal ging der Zug zuerst gegen Tunis, denn der Bei dieses Landes hatte ihm versprochen, ein Christ zu werden, wenn eine christliche Macht ihn nur gegen seine muhammedanischen Unterthanen sicher stelle. Ludwig kannte nichts Süßeres, als wenn er einmal der Pathe eines muhammedanischen Fürsten werden könnte. Die Landung beim alten Karthago hatte keine Schwierigkeit, aber nun fing das Elend an. Die Hitze in Afrika fiel den Franzosen unerträglich, es fehlte an Trinkwasser, die Feinde schossen unaufhörlich Sand auf sie, und bald rissen nun Seuchen ein. In einigen Wochen war von den 60000 Mann, aus denen das Heer bestand, die Hälfte gestorben. Endlich wurde der h. Ludwig, der immer bei den Sterbenden betete, von der rothen Ruhr ergriffen. Als er sein Ende nahe fühlte, setzte er noch einige treffliche Ermahnungen für seinen Kronprinzen Philipp auf, und empfing die h. Sacramente der Sterbenden mit solcher Andacht, daß seine Gefährten bis zu Thränen gerührt wurden. Sein Bett ließ er mit Asche bestreuen. In den letzten Augenblicken faltete er die Arme kreuzweise über die Brust, richtete die Augen zum Himmel, und sprach die Worte des Psalmes: „Herr, ich will in dein Haus gehen, ich will anbeten in deinem heiligen Tempel, und deinen Namen preisen." So hauchte er seine schöne Seele aus, den 25sten August 1270. Eben hatte er die Augen geschlossen, als sein Bruder, Carl von Anjou, von Sicilien herüber kam. Dieser führte das Heer noch unter ziemlich ehrenvollen Bedingungen nach Hause: der Bei versprach nämlich den Christen seines Gebietes freie Religionsübung und den Franzosen eine Vergütung der Kriegskosten.

Dies ist der letzte Kreuzzug. Im J. 1291 verloren die Christen in Palästina ihren letzten Ort, Acre, und in Europa war der Eifer erkaltet, das Königreich Jerusalem wieder zu erobern. Die Kreuzzüge haben ungefähr 200 Jahre gedauert.

IV. Fortsetzung von den Deutschen.

§. 122.

Heinrich VI.

(1190 — 1197.)

In der Geschichte der Deutschen sind wir noch nicht bis ans Ende der Kreuzzüge gekommen, wir müssen uns etwa 100 Jahre wieder zurück versetzen. Das letzte war, daß Kaiser Friedrich Rothbart in Asien ertrank. Sein Erbprinz hatte den Kreuzzug nicht mitgemacht, und bestieg in Deutschland ungehindert den Thron, als der Tod des alten Kaisers bekannt wurde. Aber mit dem Königreiche Sicilien wurde dieser neue Kaiser Heinrich VI. so leicht nicht fertig. Wir wissen, daß seine Gemahlinn Constantia es ihm als Brautschatz zugebracht hatte. Die Sicilianer wollten aber keinen Deutschen zum Könige haben, und huldigten einem gewissen Tancred. Dieser hatte sogar das Glück, Heinrichs Gemahlinn Constantia in seine Gewalt zu bekommen, und Heinrich konnte anfangs nichts gegen ihn ausrichten. Doch starb er nach 4 Jahren, und da wurde Heinrich ohne viele Mühe Herr von Apulien und Sicilien. Durch Schrecken wollte er sich in der Herrschaft befestigen. Die Ueberbleibsel der königlichen Familie ließ er der Augen berauben, oder sie in Klöster stecken; die ihnen noch anhingen, wurden gehängt, oder sonst gemartert. Ein Graf ward erst durch die Straßen geschleift, und dann bei den Beinen aufgehängt. Ein anderer, der sich zum Könige hatte ausrufen lassen, wurde auf einen glühenden Thron gesetzt, und mit einer glühenden Krone gekrönt. Endlich konnte seine eigene Gemahlinn Constantia die Gräuel nicht länger ansehen: sie gab, wie man erzählt, ihrem Manne Gift, und Heinrich starb, erst 33 Jahre alt. Deutsche und Italiäner freuten sich darüber, denn wer konnte einen solchen Despoten lieben? In Deutschland hatte er den Fürsten vorgeschlagen, die Kai-

serwürde erblich zu machen im Hause der Hohenstaufen — in seiner Familie — dann wollte er auch alle Vasallengüter erblich seyn lassen, und Apulien für immer mit Deutschland verbinden. Die Fürsten waren nicht ungeneigt, aber der Pabst widersprach, und die Sache unterblieb, die Regenten wurden, wie bisher von den Fürsten gewählt.

§. 123.

Zwei Kaiser auf einmal — Otto IV. und Philipp.

(1197 — 1212.)

Dieses Recht wendeten die großen Reichsfürsten gleich an, da Heinrich VI. gestorben war, und nur ein Söhnlein von 3 Jahren hinterließ. Für diesen Erbprinzen übernahm sein Oheim, Philipp von Schwaben, einstweilen die Regierung, aber die Fürsten wählten ihn selbst zum römischen Könige, und krönten ihn. Doch nicht alle Fürsten waren bei dieser Wahl zugegen gewesen: die Feinde der Hohenstaufen wählten einen Welfen zum Reichsoberhaupte, nämlich Otto IV., Heinrichs des Löwen Sohn. Beide Herrscher wurden feierlich gekrönt, und Deutschland hatte nun einen zehnjährigen Bürgerkrieg, denn beide waren sehr wackere Männer, die einander wenig nachgaben. Der Pabst hielt es mit Otto, nicht mit dem Hohenstaufen Philipp, denn die Hohenstaufen, durch das Königreich Sicilien noch mächtiger geworden, ließen für die Freiheit Italiens alles fürchten, und die Päbste, wie wir wissen, begünstigten die Unabhängigkeit der italiänischen Städte. Doch wußte Philipp sich zu behaupten, ja er brachte durch gute Versprechungen den Pabst fast auf seine Seite, als ein unerwarteter Vorfall alles änderte.

§. 124.

Otto von Wittelsbach.

(1208.)

Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach war der treueste Anhänger der Hohenstaufen, und darum auch dem jetzigen Herrscher Philipp von ganzer Seele zugethan. Philipp versprach ihm eine seiner Töchter zur Ehe, als aber die Zeit kam, nahm er unter allerlei Vorwänden sein Wort zurück. Vielleicht mochte die Prinzessinn den Wittelsbacher nicht leiden, denn es war ein roher, heftiger Mann. Nahm er einmal einen Ritt vor, so führte er gewöhnlich eine Anzahl guter Stricke bei sich, und wenn er einem Räuber oder einem andern Verbrecher begegnete, so knüpfte er mit Hülfe seiner Knappen ihn am nächsten Baume auf. Einmal erschlug er am bairischen Hofe einen Edelmann, der ihm ein hartes Wort sagte, auf der Stelle. Genug, Philipps Schwiegersohn wurde er nicht. Weil Philipp ihn aber nicht gern erbittern wollte, so versprach er ihm eine reiche polnische Prinzessinn, übertrug ihm eine Gesandtschaft in Polen, und gab ihm einen Brief mit, in welchem er ihn, wie er sagte, bedeutend empfohlen hätte. Der Pfalzgraf zog frohen Muthes seine Straße nach Polen, unterweges aber machte sein Schreiber ihn aufmerksam auf Philipps Tücke, und mußte den Brief erbrechen und ihm vorlesen, denn der Wittelsbacher kannte keinen Buchstaben. Wie staunte Otto! Philipp hatte geschrieben, Otto von Wittelsbach sey ein hochfahrender und leidenschaftlicher Mann, mit dem man sich vorsehen müsse. Jedes Wort des Briefes war ein Donnerschlag für des arglosen Ritters Herz. Wüthend lenkte er sein Roß zurück nach Bamberg, wo Philipp damals sein Hoflager hielt. Er stürzt mit gezogenem Schwerte ins Zimmer, stellt mit den härtesten Worten den falschen Freund zur Rede, und als dieser ein Wort von unschicklichem Betragen fallen läßt, versetzt er ihm einen tödtlichen Hieb in den Hals (21sten Juni 1208), schlägt

sich durch die herbei eilende Wache, und sprengt auf bereit gehaltenen Pferden davon.

Philipp starb an der Wunde, und sein Gegner Otto IV. war nun allein Kaiser. Zur Ehre gereicht es diesem, daß er Philipps Mörder in die Reichsacht erklärte, und demnach wurde Otto von Wittelsbach 1209 durch den Grafen von Pappenheim an der Donau getödtet. Ein trefflicher deutscher Dichter, Babo, hat ihn durch eine schöne Tagödie verewigt.

§. 125.

Begründung des Kirchenstaates.

(Seit 1198.)

Otto IV. unternahm nun bald seinen Römerzug, um aus des Pabstes Hand die Kaiserkrone zu empfangen. Damals regierte aber der unternehmende Pabst Innocentius III. Dieser hatte sich schon am Tage nach seiner Weihung im J. 1198 von dem kaiserlichen Stadtpräfecten in Rom den Vasalleneid schwören lassen, und auch die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, das Exarchat von Ravenna und andere Besitzthümer zu seinem Gebiete geschlagen. Ehe nun Otto gekrönt wurde, bestätigte er dem Pabste als unabhängigem Herrn diese Länder, und begründete dadurch den Kirchenstaat, der fernerhin den Pabst als obersten Landesherrn betrachtete, ohne daß der Kaiser irgend ein Recht mehr über denselben hatte. So hatte unter diesem Innocentius der päbstliche Stuhl den höchsten Gipfel seiner weltlichen Macht erreicht.

Indessen schien Otto nicht Willens zu seyn, dem Pabste seine Rechte zu lassen; vielmehr machte er Anstalten, demselben wieder mehrere Städte in Italien zu entziehen, und die Kaiserrechte früherer Zeit über den Kirchenstaat geltend zu machen. Diese Wortbrüchigkeit veranlaßte den Pabst, daß er den Kaiser Otto excommunicirte, und aus allen Kräften den jungen Hohenstaufen Friedrich II. begünstigte.

Dieser, in Sicilien erzogen, unter des Pabstes eigener Vormundschaft, war nun 18 Jahre alt, und machte sich nach Deutschland auf, wo er mit offenen Armen empfangen wurde. Otto's Ansehen war zu sehr gesunken, als daß er sich hätte behaupten können. Er zog sich nach Sachsen zurück, lebte noch 6 Jahre fast vergessen, und starb 1218, zur Freude seines jungen Gegners, auf der Harzburg. Sein Grab ist in Braunschweig.

§. 126.

Friedrich II.

(1215—1250.)

Der junge Kaiser war ein Mann, von dem sich jeder viel Gutes versprach. Er war in den Wissenschaften so gut bewandert, wie im Kriegswesen; er schrieb Minnelieder eben so fertig, wie er Festuugen eroberte, und alle seine kühnen Plane verfolgte er mit Beharrlichkeit. Seine Persönlichkeit hatte so viel Anziehendes, daß auch die Türken ihn einmal liebgewannen. Hätte er zu seinen Gaben des Geistes von Ludwig dem Heiligen, seinem Zeitgenossen, noch die Eigenschaften des Herzens gehabt, so wäre er ein Kaiser gewesen, welcher der Stolz der Menschheit genannt werden müßte.

Friedrich hatte schon 1215 einen Kreuzzug gelobet, und besonders dadurch den Pabst auf seine Seite gebracht, der es früher ja mit Otto hielt. Sonst konnte es dem Pabste unmöglich lieb seyn, daß der mächtige Hohenstaufe, der schon König von Sicilien war, das Kaiserthum dabei bekam, denn wie gefährdet war da die Freiheit Italiens, wenn der neue Regent herrschsüchtig ausfiel! Als daher Friedrich 1220 vor Rom erschien, um die Kaiserkrone zu empfangen, verlangte der Pabst Honorius III., er solle eine öffentliche Urkunde unter dem Reichssiegel ausstellen, daß er Sicilien seinem Sohne abtreten, und nächstens einen kräftigen Zug ins h. Land machen wolle. Friedrich, um nur ohne Schwierigkeit ge-

krönt zu werden, versprach beides, entschlossen, keins von beidem zu halten, und die Urkunde wurde in der Peterskirche zum Andenken aufgehängt.

Um dies Papier kümmerte sich der Kaiser aber wenig. Als der mächtigste Monarch in Europa hatte er ganz andere Gedanken: den Thron der römischen Cäsarn wollte er in Italien wieder aufrichten, und dem ganzen Erdboden Gesetze vorschreiben. Dazu war nöthig, daß die Mailänder ihre Freiheiten, die ihnen sein Großvater Friedrich I. feierlich ertheilt hatte, wieder verloren, und auch der Kirchenstaat aufhörte: der Pabst sollte wieder bloßer Bischof von Rom werden, wie er's unter Constantin dem Großen war. Mit diesen Absichten trat der Kaiser erst allmählig hervor. Erst rüstete er sich gegen die lombardischen Städte, die deshalb geschwind ihren Bund erneuerten, und ihm ihre Thore schlossen. Friedrich erklärte sie in die Reichsacht, und forderte den Pabst zur Hülfe auf. Dieser erklärte, der Kaiser solle die Mailänder bei ihren Rechten belassen, und die Mailänder sollten 400 Reiter unter dessen Fahne zum Kreuzzuge stellen. Von dem Kreuzzuge war noch immer die Rede, und Friedrich sammelte zu demselben viel Geld ein, dies verwendete er aber zum Theil auf seine Kriege in Italien, nur zuweilen sendete er den Christen in Palästina kleine Flotten. Er selbst durchzog unaufhörlich Italien, legte den Geistlichen Steuern auf, vergab Bisthümer nach Gutdünken, zog Priester ohne weiters vor das bürgerliche Gericht, alles, um das Ansehen des Pabstes zu schwächen, und strafte widerspänstige Städte. Honorius, der folgende Pabst, war schonender, als man erwartete: er erinnerte den Kaiser immer nur an sein Gelübde wegen des Kreuzzuges, ja er bewilligte ihm sogar mehrmals einen erbetenen Aufschub, besonders als zwischen dem Kaiser und der Jolante von Brienne, der Tochter des Titularkönigs von Jerusalem, im J. 1225 eine Ehe zu Stande kam, bei welcher der Kaiser die Ansprüche seines Schwiegervaters auf das Königreich Jerusalem zur Mitgift bekam. Seitdem führten die

deutschen Kaiser auch den Titel eines Königs von Jerusalem bis zu den neuesten Zeiten (1806) über 500 Jahre lang. Bei Gelegenheit dieser Heirath beschwur Friedrich einen förmlichen Vertrag mit dem Pabste, wenn er nicht binnen zwei Jahren, nämlich im August 1227, den Kreuzzug antrete, so wolle er in den Kirchenbann verfallen seyn.

Noch war diese Frist nicht völlig abgelaufen, so starb Honorius, und ihm folgte Gregor IX., ein Greis von 80 Jahren. Seine erste Unternehmung war die Verkündigung des neuen Kreuzzuges, und aus allen christlichen Ländern strömten Ritter und Fußgänger nach Italien unter Friedrichs Fahnen. Was wollte dieser nun sagen? Der Kreuzzug war ihm noch immer zuwider, und doch erwartete alle Welt, er werde bei solchen Hülfsmitteln doch nun wohl endlich dem bedrückten h. Lande zu Hülfe eilen. Um seine Ehre nicht einzubüßen, mußte er sich wohl einschiffen. Viele Schaaren der Kreuzfahrer eilten ihm schon voraus nach Morea, in der Hoffnung, der Kaiser werde nachkommen. Aber sieh! als dieser zwei Tage auf dem Meere gewesen war, wurde er krank, kehrte um, und zog ins Bad bei Neapel. Seine Heere, als sie solches hörten, zerstreuten sich in ihre Heimath, und aus dem ganzen Kreuzzuge, auf welchen Europa und Asien gespannt gewesen war, wurde nichts.

Nun hielt sich Gregor IX. nicht länger. Schon am Michaelistage dieses Jahres sprach er dem Vertrage gemäß über den Kaiser den Bann aus, wobei er bemerkte, wie viele Gewaltthätigkeiten des Kaisers früher mit Stillschweigen übergangen wären. Der Kaiser ließ sich mit seiner Krankheit entschuldigen, aber der Pabst glaubte seine Krankheit nicht, und erneuerte den Bann am Martinstage und Weihnachtstage 1227, wie auch am Ostertage 1228; auch belegte er alle Staaten des Kaisers mit dem Interdicte, und ließ diese Urtheile allen Monarchen und Bischöfen der Christenheit mittheilen. Der Kaiser, welcher mit der Feder gewandt war, verbreitete dagegen bittere Schriften über des Pabstes Herrsch-

sucht, und forderte alle Monarchen auf, sich zu hüten, daß ihnen nicht Gleiches begegne. Unter andern forderte er, daß der Pabst aus der Peterskirche jenes Gemälde wegnehmen lasse, welches vorstellte, daß Kaiser Lothar II. dem Pabste den Vasalleneid leistete. (Sieh Seite 262.) Auch ließ er in allen seinen Staaten die Priester zwingen, öffentlichen Gottesdienst zu halten, und die das nicht wollten, wurden gefangen gelegt, geblendet, gehenkt oder verbrennt, und andere zu allem willige Seelen in ihre Stelle gesetzt. Den Bürgern Roms schmeichelte Friedrich durch Kornvertheilungen und Bestechungen reicher Familien, und beredete sie, den Pabst aus der Stadt zu werfen, aber auch da wiederholte dieser den Bann noch.

Endlich gefiel es dem Kaiser doch, in allem Ernste seinen Kreuzzug anzutreten. Im August 1228 ging er unter Segel. Aber schon zu Acre vernahm er die Wirkungen seines Bannes: die Joanniter und die Mitglieder der übrigen Ritterorden wollten nicht unter ihm fechten, die Priester keine Messe vor ihm halten, alle gingen ihm wie der Pest aus dem Wege. Nur Hermann von Salza, der Großmeister des deutschen Ordens, erfand die Ausflucht, die Befehle sollten nicht im Namen des Kaisers, sondern im Namen der christlichen Religion und Kirche ertheilt werden, und dies wirkte, daß alle sich vom Kaiser führen ließen. Der Sultan von Babylon, damals Beherrscher des h. Landes, wurde bange, den Schutzherrn des christlichen Glaubens persönlich anrücken zu sehen, und ging Verträge mit ihm ein: Jerusalem, Bethlehem, Nazareth und andere Plätze trat er ab, lieferte das h. Kreuz wieder aus, und nahm auf 10 Jahre Waffenstillstand an. So wurde das Königreich Jerusalem, das Saladin vernichtet hatte, wieder hergestellt. Am 17ten März 1229 hielt Friedrich seinen Einzug in die h. Stadt, und am folgenden Tage, der ein Sonntag war, betrat er die Kirche des h. Grabes, während der Patriarch von Jerusalem die Stadt mit dem Interdicte belegte. Kein Priester wollte vor dem Kaiser den

Gottesdienst halten. Da trat dieser selbst zum Altare, und setzte sich die Krone auf, als König von Jerusalem; Hermann von Salza hielt eine Anrede an das Volk. Darnach machte Friedrich noch eine Wallfahrt an den Jordan, den Taufplatz des Erlösers zu ehren, und im Mai 1229 landete er wohlbehalten bei der Stadt Brundusium.

In Europa hatte man ihn todt gesagt. Jetzt hieß es, der Antichrist sey wieder da. Doch der Pabst dachte anders, da der Kaiser sein Gelübde erfüllt hatte, so sprach er ihn von dem Banne los, half ihm sogar gegen seinen rebellischen Sohn Heinrich, der bisher Deutschland verwaltet hatte, und sich dort nun unabhängig machen wollte. Friedrich eilte 1235 nach Deutschland — das zweite mal, daß er dieses Land sah — der Sohn bat um Gnade, wurde aber bald über einer zweiten Verrätherei betroffen, und von dem Vater auf ein Schloß in Apulien geschickt, wo er nach sieben Jahren als Gefangener starb.

Sonst that Friedrich in Deutschland nicht viel Großes. Er nahm seine dritte Frau Isabelle, eine englische Prinzessinn, welcher 10000 Cölner Bürger auf schönen Rossen entgegen ritten, hielt einen prachtvollen Reichstag zu Worms mit 64 Fürsten und 12000 Rittern, und ließ einige Raubritter hängen. Dann eilte er nach Italien zurück, denn die Mailänder sollten jetzt seine Rache fühlen. Diese verlangten nur, daß der Kaiser ihnen den Constanzer Vertrag seines Großvaters bestätige, aber der Kaiser verlangte unbedingte Ergebung. Der Krieg wurde mit unerhörter Grausamkeit geführt. Die Edeln der Lombardei, die Friedrich gefangen bekam, wurden verbrennt, ersäuft, oder in Thürmen und unterirdischen Kerkern durch Hunger oder Ungeziefer getödtet, 12000 Bürger von Padua in einem Amphitheater durch den Schwiegersohn des Kaisers den Flammen hingegeben, viele Städte gänzlich zerstört. Zugleich erschien ein Buch, von den drei Erzbetrügern, das jedermann dem Kaiser zuschrieb.

Die drei Betrüger waren aber Moyses, Christus und Muhammed, wie das Buch sagte. Friedrich hatte durch seine vielen mündlichen Religionsspöttereien den Verdacht selbst begründet, der Verfasser jener Schmähschrift zu seyn. Dazu kam, daß er das Königreich Sardinien, dessen Königshaus ausstarb, seinem eigenen Sohne verlieh, und so seine Macht noch vergrößerte. Auf diese Gründe erneuerte Gregor IX., jetzt 90 Jahre alt, gegen ihn den Kirchenbann, Friedrich rückte darauf gegen Rom selbst, und schloß den Pabst ein, den er auch noch durch beissende Epigramme lächerlich zu machen suchte, die Stadt aber konnte er nicht erobern. Der eingeschlossene Pabst ließ seine Stimme desto lauter erschallen; die Deutschen forderte er auf, einen neuen König zu wählen, und Ludwig dem Heiligen in Frankreich bot er Sicilien und Apulien an, das dieser aber nicht annehmen wollte. Darauf schrieb der Pabst gegen Friedrich, der den Lombarden immer kräftiger zusetzte, sogar einen Kreuzzug aus, und zog dadurch dem Kaiser manche feindliche Schaar über den Hals. Alle Feinde Friedrichs, die man im Felde erblickte, waren von nun an mit dem Kreuze bezeichnet. Erwischte Friedrich einen solchen, so ließ er ihm ein Kreuz auf die Stirn brennen, und wenn es auch ein Priester war. Ja, als der Pabst ein allgemeines Concilium nach Rom in den Lateran berief, ließ der Kaiser die dahinsegelnden Bischöfe Frankreichs nebst vielen Cardinälen aufgreifen, und zu Neapel einsperren. Die französischen Bischöfe gab er freilich auf Fürbitte ihres Königs wieder los, aber die Cardinäle mußten ohne Gnade im Gefängnisse bleiben. Er wußte bald nicht mehr, wie er seine Rache befriedigen sollte. Die Kirchen wurden geplündert und entweiht, aus den heiligen Gefäßen Küchengeschirre gegossen, und die Leiber der Heiligen aus ihren Gräbern geworfen.

Während dieser Händel in Italien drohete Deutschland von einer Horde Barbaren verschlungen zu werden. Die Mongolen waren es, welche vor einiger Zeit durch ihren mächtigen Eroberer Dschin-

gischan*) aufgeregt waren, und nun unaufhaltbar von der Wolga her bis in Schlesien und Oestreich vordrangen. Bei Liegnitz hieben sie 1241 eine große Armee Schlesier, Polen und deutscher Ordensritter zusammen, und füllten 9 Säcke mit abgeschnittenen Christenohren. Dann warfen sie sich über Ungarn her. Die Deutschen geriethen in entsetzliche Angst: man betete, man hielt Bußtage, man predigte das Kreuz, nur der Kaiser war nicht aus Italien zu bringen. Doch sein Sohn, der deutsche König Conrad, war noch so glücklich, die Fürchterlichen in Oestreich theilweise zu schlagen, worauf sie sich nach der Wolga zurückzogen.

Friedrich hütete noch immer den Kirchenstaat, und da 1241 Pabst Gregor IX. starb, hinderte er über anderthalb Jahre die Pabstwahl. Endlich wurde ein persönlicher Freund des Kaisers, aus dem gräflichen Hause Fiesco zu Genua, auf den Stuhl Petri gesetzt, und nannte sich Innocentius IV. Nun wurden Friedensunterhandlungen angeknüpft. Friedrich versprach die Rechte des Pabstes anzuerkennen, den Kirchenstaat ganz wieder herauszugeben,

*) Dschingischan, geboren 1164, wurde mit 13 Jahren Beherrscher einer kleinen Horde Mongolen, wußte sich aber bald zum Schrecken Asiens zu machen. Er unterwarf sich alle Mongolenstämme, sott seine Feinde in kochendem Wasser, stieg über die chinesische Mauer, verbrennte Peking (der Brand dauerte einen Monat) und Nanking, wollte in China alle Bauern niedermachen, um das Land in eine große mongolische Wiese umzuschaffen — eroberte die Tartarei, zerstörte die gelehrten Städte Bokhara und Samarkand, stellte oft 800,000 Streiter ins Feld, und machte in einer Schlacht zuweilen 300,000 Feinde nieder. Er starb in seinen Siegen 66 Jahr alt, den 24. August 1227, und hinterließ seinen Söhnen ein Reich von 1500 Stunden Länge. Und dieser Wütherich, dessen Kriege 5 Millionen Menschen das Leben gekostet haben, glaubte nur an einen Gott, gab seinem Volke ein Gesetzbuch, und ließ gute Bücher ins Mongolische übersetzen. Schade, daß wir dieses Eroberers nur im Vorbeigehen gedenken können!

alle Cardinäle aus dem Kerker zu entlassen, und alle zerstörten Kirchen wieder herzustellen. Aber mit der Erfüllung seines Versprechens zauderte er, und da Innocentius ihn nicht eher des Bannes entlassen wollte, so griff er wieder zu den Waffen, und rückte gegen Rom an. Innocentius, der sich nicht einschließen lassen wollte, wie sein Vorgänger, floh in einer finstern Nacht aus Rom. Den Kirchenstaat gab er preis, selbst das Pabstthum schien in Gefahr, aber dennoch floh er, und fliehend rettete er seine Würde. Zu Lyon trat er jetzt auf, wiederholte den Bann gegen den Kaiser, und berief eine Kirchenversammlung zu sich. Auf dieser erschienen 140 Bischöfe, doch wenige aus Deutschland und Sicilien, aus Ungarn kein einziger. Es wurde über die schleichenden Ketzereien, über den Einfall der Mongolen, über das griechische Schisma und über die Noth der Christen im h. Lande gesprochen, die Hauptsache aber war das Betragen des Kaisers Friedrich. Der Pabst klagte ihn an über Meineid, Verdacht der Ketzerei, Gewaltthätigkeit gegen Geistliche und Kirchen. Der kaiserliche Redner konnte seinen Herrn nicht rein waschen, alle Bischöfe, auch die englischen und spanischen, waren gegen ihn, auch die gegenwärtigen Fürsten, und so wurde der Kaiser aller seiner Reiche verlustig erklärt, jeder Unterthan vom Eide der Treue entbunden, den deutschen Fürsten die Wahl eines neuen Königs aufgegeben, und dem Pabste erklärt, er möge über Sicilien als oberster Lehnsherr ein neues Oberhaupt setzen. Bei der Ablesung des Urtheils hielten die Bischöfe brennende Kerzen, die sie am Ende schauerlich auf die Erde warfen, und mit Füßen traten.

Friedrich nahm das Urtheil mit Erbitterung auf. Er rasete noch ärger, als vorher, verheerte den Kirchenstaat, verwüstete Kirchen, und ließ die Priester enthaupten, welche vor ihm die h. Messe nicht halten wollten. Dadurch machte er seine Sache nur schlimmer, selbst viele seiner bisherigen Freunde, besonders die geistlichen Fürsten, verließen ihn, und wählten 1246 bei Würzburg Heinrich Raspe,

Landgrafen von Thüringen, zum deutschen Könige. Der Pabst übermachte demselben gleich 15000 Mark Silbers aus seiner Kasse. Friedrich blieb in Italien, sein Sohn Conrad mußte sich in Deutschland selbst helfen. Zwar wurde der Gegenkönig Heinrich Raspe geschlagen, und starb 1247 vor Gram auf der Wartburg; aber gleich hatten die Fürsten für ihn einen Nachfolger, das war der junge Graf Wilhelm von Holland, der, durch des Pabstes Geld unterstützt, sich eine bedeutende Macht zu verschaffen wußte.

Von nun an waren Friedrichs Tage eine Kette von Trübsalen. Sein treuester Freund, Peter de Vineis, ehemals ein armer Student, den er aus dem Staube gezogen, und seines innigsten Vertrauens gewürdiget hatte, ließ sich auf dem Versuche ertappen, ihn zu vergiften, und entging der Strafe der Blendung nur dadurch, daß er sich selbst den Schädel einschlug. Die falsche Freundschaft beugte den Kaiser tiefer, als der Mordanschlag. Dann fingen die Mailänder ihm einen geliebten Sohn weg, und hielten ihn 22 Jahre in einem tiefen Gefängnisse, in welchem er auch sterben mußte. So von Kummer gedrückt, bat Friedrich Ludwig den Heiligen, er möchte ihn doch mit dem Pabste aussöhnen. Dieser that auch sein Bestes, stellte dem Pabste sogar vor, man müsse seinem Feinde siebenzig mal sieben mal vergeben; aber Innocentius verstand das anders, denn Friedrich wollte wohl den Rest seines Lebens in Palästina zubringen, aber nicht sein angerichtetes Unrecht wieder gut machen. So starb er 1250 im Kirchenbanne, als er eben einen Zug gegen Lyon vorhatte.

Friedrich II. vereinigte große Talente mit großen Fehlern. Seine Herrschsucht machte ihm die Päbste zu Feinden, und dieser Streit war kein Krieg zwischen Kirche und Staat, wie wohl mancher glauben möchte — denn alle Kaiser, welche mit dem Kirchenbanne geschlagen wurden, glaubten an die geistliche Würde des Pabstes so gut, wie jeder Katholik — sondern ein Kampf zwischen der Freiheit und der

Despotie, und es war natürlich, daß die Päbste, als Fürsten Italiens, die Freiheit, nicht die Sclaverei der Völker in Schutz nahmen. Wer sollte ihnen das nicht Dank wissen? Freilich bedienten sie sich mancher ernstlichen Mittel, des Bannfluches, des Kreuzzuges, der Entbindung der Unterthanen vom Eide der Treue, und übten eine Gewalt, die ihnen von Christo nicht verliehen war. Aber wir wissen, daß zur Zeit der Karolinger die Fürsten selbst den Päbsten solche Macht eingeräumt hatten, und dann kämpften, was das Wundervollste ist, die Päbste nicht mit Eisen, sondern mit ihrem bloßen Worte, und dieses Wort machte Nationen und ihre Fürsten zittern. Es war ein Kampf der Rohheit mit der Bildung (denn die Geistlichkeit besaß fast ausschließlich Wissenschaft, die Monarchen verachteten dieselbe), ein Kampf der Willkühr mit dem Rechte. Wer in diesem Kampfe noch wohl obsiegen wird? Bei Friedrichs II. Tode war diese Frage noch nicht entschieden. Er unterlag zwar dem Pabste nicht, denn er hatte nicht nachgegeben; aber eben so wenig hatte auch der Pabst verloren. Anfangs wollten die Leute nicht glauben, daß Kaiser Friedrich todt sey: dieser ewige Feind der Päbste, dieser Freigeist, meinte man, sey der Erde nur entrückt, und werde einst als Antichrist wieder auftreten.

§. 127.

Die h. Elisabeth.

(Geb. 1207. † 1231.)

Wir erwähnten eben des Landgrafen von Thüringen Heinrich Raspe, welcher Friedrichs II. Gegenkönig war. Er erinnert mich an seine Schwägerinn, die h. Elisabeth, einen der herrlichsten Charaktere des Mittelalters, ein Ideal des zarten Frauensinnes, und durch einen kurzen Paragraph, den ich ihr widmen zu müssen glaube, erlaube ich mir die deutsche Geschichte zu unterbrechen.

Die h. Elisabeth war die Tochter Andreas II. Königs von Ungarn, und der Gertrudis, gebornen Herzoginn von Kärnthen, und wurde 1207 zu Presburg geboren. Als sie 4 Jahr alt war, wurde sie dem Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen, Ludwig, der damals 11 Jahr alt war, zur künftigen Gemahlinn bestimmt, und nach der Wartburg gebracht, wo sie an Hermann's kunst- und gesangliebendem Hofe in deutscher Sitte erzogen wurde. Alle Ränke der Höflinge, das besprochene Bündniß zu vereiteln, scheiterten: Elisabeth, 14 Jahr alt, wurde 1221 mit ihrem 21 jährigen Bräutigam ehelich verbunden. Beide waren einander werth. Während Ludwig, der seit 1215 nach seines Vaters Tode Thüringen regierte, in ritterlichen Zügen seine Tapferkeit und Ergebung gegen Kaiser und Reich bewährte, übte seine Gemahlinn Elisabeth die stilleren Tugenden einer Frau und Landesmutter. Schon von ihrem 9ten Jahre an hatte sie sich gewöhnt, alles auf Gott zu beziehen, aber noch war sie nicht gleichgültig gegen Schmuck, welchen ihr Rang und ihre Schönheit ihr so nahe legten. Da trat sie einmal, mit köstlichen Gewändern und Diamanten geschmückt, an einem hohen Feste zu Eisenach in die Kirche, und warf nach ihrer Gewohnheit ihren Blick auf das Bild des gekreuzigten Erlösers und seine Dornenkrone. Hohe Scham überlief ihre Wangen, zu Hause legte sie gleich allen Schmuck ab, und bewog auch viele ihrer Hofdamen zu einem ähnlichen Entschlusse, nicht im Glanze, sondern in der Wohlthätigkeit ihre Freude zu suchen. Die Hungersnoth und Pest, welche damals Deutschland, besonders Thüringen, verheerten, wiesen ihr ein weites Feld an. Sie bauete mehrere Hospitäler, speisete zahllose Arme täglich von ihrer Tafel, andern reichte sie Geld, Kleider u. s. w. In geringes Gewand gehüllt, ohne alle Abzeichen ihres Ranges, durchwanderte sie die täglich kommenden Reihen der Armen und die Hütten der Kranken, als treue Landesmutter. Zu Hause fastete sie fast täglich, aber immer heimlich, genoß an der fürstlichen

Tafel zu Mittag oft nur etwas Brod. Ganze Nächte durchwachte sie im Gebete. Dabei war sie die liebevollste Gattin ihres Gemahls, der glücklich war in ihrem Besitze, und die sorgfältigste Pflegerinn und Erzieherinn ihrer Kinder. Eine so schöne Seele sollte auch durch Leiden schwer geprüft werden.

Ihr geliebter Gemahl Ludwig folgte dem Kaiser Friedrich II. im J. 1227 in den Kreuzzug, den derselbe unter Strafe des Kirchenbannes angelobt hatte, und in seiner Abwesenheit übertrug er seinem folgenden Bruder Heinrich Raspe die Regierung Thüringens, er starb aber schon am 11. Sept. zu Otranto bei Neapel an einem hitzigen Fieber. Also nur 6 Jahre dauerte die glückliche Ehe der h. Elisabeth. Heinrich Raspe übernahm die Regierung Thüringens, und die Vormundschaft über die Kinder seines verstorbenen Bruders, verjagte die h. Elisabeth von der Wartburg, und verbot sogar den Bürgern Eisenachs, sie aufzunehmen. Mitten im Winter irrte die junge h. Wittwe mit ihren Kindern umher, bis der Bischof von Bamberg, ihrer Mutter Bruder, ihr sein Schloß Bottenstein anwies. Seine Vorschläge zu einer neuen Heirath wies sie standhaft zurück, den edeln Rittern Thüringens, die aus dem Kreuzzuge zurückkehrten, klagte sie die erduldeten Kränkungen. Diese stellten den Heinrich Raspe scharf zur Rede, daß derselbe sich mit ihr aussöhnte, und sie nicht nur wieder auf die Wartburg nahm, sondern sie auch in den vollen Genuß ihrer Rechte und Einkünfte wieder einsetzte. Dies macht Heinrich Raspen große Ehre. Weil aber die h. Elisabeth ihr Leben in der Stille zu beschließen wünschte, so gab er ihr die Stadt Marburg im jetzigen Hessen sammt allen dazu gehörigen Dörfern und Gerechtsamen. Im J. 1229 langte die Heilige hier an, und erbauete dort auf dem Berge ein Armenhaus. Weil aber Kranke den Berg nicht hinansteigen konnten, so ließ sie ein Krankenhaus am Fuße des Berges erbauen. Sie selbst bewohnte zu Marburg eine Lehmhütte, und spann Wolle, sich und ihre Kinder zu ernähren: denn das Jahrgeld, welches ihr Schwager

Heinrich Raspe ihr ausgesetzt hatte, war von ihr für die Armen bestimmt. Armen, welche noch arbeiten konnten, gab sie Arbeit, ihr tägliches Brod sich selbst zu verdienen. So starb sie, 1231 den 19. November, im 24ten Jahre ihres edeln Lebens. Schon 4 Jahre nach ihrem Tode setzte Pabst Gregorius IX. sie unter die Zahl der Heiligen, und über ihrem Grabe wurde zu Marburg eine Kirche gebauet, welche zu den schönsten Denkmählern der gothischen Baukunst gehört. Durch ihre Tochter Sophie, welche mit Heinrich von Brabant vermählt war, ist die h. Elisabeth die Stammmutter des hessischen Hauses und verwandt mit dem preussischen Königshause. — Nun kehren wir zu Friedrichs II. Familie zurück.

§. 128.

Conradin.

(† 1268.)

Als Friedrichs Tod in Deutschland bekannt wurde, eilte sein Sohn Conrad IV. nach Italien, um sein Königreich Sicilien in Besitz zu nehmen. Es gelang ihm, obschon der Pabst sehr zweideutige Schritte machte; er hatte aber keine lange Freude davon, denn schon 1254 starb er. Sein Söhnlein Conrad V. war nun der rechte Erbe des Königreichs. Die Italiäner nannten ihn seiner Jugend wegen nur Conradino (das Conrädchen), woraus sein späterer gewöhnlicher Name Conradin von Schwaben entstanden ist. Dieser würde als Kind sich freilich nicht haben behaupten können, wenn nicht sein Oheim Manfred, einer der jüngern Söhne Friedrichs II., sich mit Glück zu seinem Stellvertreter aufgeworfen hätte. Dem war aber der Pabst aus allen Kräften entgegen, denn die übermüthigen Hohenstaufen sollten einmal keinen Fußbreit Landes behalten. Da seit Robert Guiscard Sicilien ein Lehen des römischen Stuhles war, so konnte der Pabst nach dem Lehnrechte es geben, wem er wollte, und bot es daher

überall aus, erst an England, und als dies zögerte, an Frankreich. Hier ließ sich der Prinz Carl von Anjou, Graf von Provence, auf den mißlichen Handel ein, so sehr auch sein friedlicher Bruder, König Ludwig der Heilige, es mißbilligte.

Carl von Anjou war ein rascher, hochfahrender Mann, seinen Geschwistern wenig ähnlich. Von seiner Gemahlinn, deren Schwestern an Könige vermählt waren, wurde er noch überdies mit aller weiblichen Eitelkeit und Rangsucht gestachelt, und so entschloß er sich denn, das Reich zu erobern, das ihm der Pabst anbot. Im Mai 1265 kam er mit einem großen Schwarme frecher Franzosen in Rom an, leistete dem Pabste den Vasalleneid, und wurde feierlich von ihm mit Sicilien und Apulien belehnt gegen einen jährlichen Zins von 8000 Unzen Goldes.

Manfred hatte indessen mit dem Könige Jacob von Arragonien ein Bündniß geschlossen, und seine Tochter an dessen Sohn verheirathet; aber die spanische Hülfe kam nicht schnell genug an. Auch von dem wankelmüthigen italiänischen Pöbel wurde Manfred im Stich gelassen, und verlor gleich in der ersten Schlacht gegen Carl von Anjou Krone und Leben.

Carl war also nun wirklich König, und ein Haufe Franzosen, unter welche er die Güter seiner Gegner vertheilte, ließ sich zugleich mit ihm im Lande nieder. Aber im Innern des Landes brausete noch immer, wie in seinen Vulcanen, heimlich eine furchtbare Gährung fort, und Carl war nicht der Mann, sie abzuleiten oder zu dämpfen. Die Franzosen betrugen sich gegen die empfindlichen Italiäner mit der unverschämtesten Frechheit, die Auflagen wurden zu Erpressungen, und den Weg der Güte zu versuchen, schien Carln unter seiner Würde. Die Unzufriedenheit nahm mit jedem Tage zu, und tausendmal wünschte man sich statt der widerlichen Franzosen die ehemals verhaßte deutsche Oberherrschaft zurück.

Die Gibellinen waren gewiß auch noch stark genug, nur daß es ihnen an einem Oberhaupte fehlte. Dies zu erlangen, sandte man heimlich die dringendsten Aufforderungen an Conradin, der unterdessen in

Schwaben zum blühenden Jünglinge herangewachsen war. Er nahm den Ruf an, wie sehr auch der ahnende Sinn seiner zärtlichen Mutter ihn zurückzuhalten suchte. So arm, daß er zu seiner Hochzeit das Geld hatte borgen müssen, verkaufte er jetzt noch fast den ganzen Rest seiner hohenstaufischen Güter, brachte mit dem gelöseten Gelde ein kleines Heer von 10,000 Mann zusammen, und trat mit demselben im Sommer 1267 den Weg nach Italien an. Ihn begleitete sein Herzensfreund, der junge Prinz Friedrich von Baden, der Erbe Oestreichs. Alles ging gut, bis sie den Boden Neapels betraten. Hier aber trat ihnen Carl von Anjou entgegen, und gewann einen entscheidenden Sieg. Der arme geschlagene Conradin entwich nebst seinen vornehmsten Begleitern nur mit Mühe, irrte mehrere Tage verkleidet im Lande umher, wo ihm allenthalben aufgepaßt wurde, und fiel am Ende doch Verräthern in die Hände, die ihn seinem Gegner auslieferten. Carl von Anjou berief ein Blutgericht aus den Ständen des Reiches zusammen, dem Gefangenen sein Urtheil zu sprechen. Die vernünftigen und menschlichen Richter erklärten, Conradin sey als Prinz und Soldat, dem das Glück nicht günstig gewesen, zu behandeln; die Schmeichler der Franzosen schrien aber dagegen, er sey ein Rebell, ein Majestätsverbrecher, und diesen stimmte der in Barbareien geübte Anjou bei. Er verurtheilte beide, Conradin und Friedrich von Baden, zur Enthauptung, aus besonderer Gnade, wie er sagte, indem sie wohl den gemeinen Galgen verdient hätten.

Das Urtheil ward den 20sten October 1268 auf öffentlichem Markte zu Neapel vermittelst eines Fallbeils — des Vorläufers der Guillotine — vollzogen, und Carl von Anjou sah selbst zu. Der edle Conradin, erst 16 Jahr alt, bedauerte nichts mehr, als daß er seinen Freund Friedrich, der bloß ihm zu Liebe den Zug mitgemacht, und viele theure Verwandten und ein reiches Erbgut verlassen hatte, in sein Unglück hineingezogen habe. Friedrichs Haupt fiel zuerst. Conradin hob es auf, küßte es, und legte dann auch gefaßt seinen Hals unter das Messer.

§. 129.

Die sicilianische Vesper.

(30. März 1282.)

Die Sicilianer konnten die Unverschämtheit der Franzosen endlich nicht mehr ertragen. Joann von Procida, ein Edelmann aus Salerno, ein eifriger Anhänger der Hohenstaufen, war von Carl von Anjou seiner Güter beraubt, und hielt sich lange am arragonischen Hofe auf. Dort ermunterte er den jungen König Peter, sein Erbland zu erobern, aber es fehlte an Geld. Joann von Procida versprach es zu schaffen, reisete verkleidet nach Constantinopel, und wußte den griechischen Kaiser Michael Paläologus zu überreden, jetzt sey es Zeit, seine verlorne Herrschaft in Unteritalien wieder herzustellen. Dieser, der schon mit einer Landung der Franzosen in seinem eigenen Lande bedroht war, versprach Subsidien. Nun fing Peter an, wirklich eine Flotte auszurüsten, unter dem Vorgeben, gegen die Saracenen in Africa kreuzen zu wollen. Der König von Frankreich, selbst Carl von Anjou und Pabst Nikolaus III. gaben ihm Beiträge dazu, der letztere war selbst mit seines Vasallen Tyrannei nicht zufrieden, und äusserte gegen Joann von Procida unverholen, Carl v. Anjou möge wohl ein wenig gedemüthigt werden.

Zum Schein lief Peter von Arragonien wirklich gegen die Ungläubigen in Africa aus, um mit guter Gelegenheit nach Sicilien überzusetzen. Hier aber brach ohne Procida's Zuthun der Aufruhr früher aus, als er sollte. Am Ostermontage, den 30sten März 1282, als die Bürger von Palermo zahlreich vor den Thoren versammelt waren, sich zu belustigen, mischten sich auch Franzosen unter sie, und erlaubten sich allerlei Ungebührlichkeiten. Später, da die Glocken zur Vesper geläutet wurden, griff ein roher Franzose, Namens Drouhet, eine Sicilianerinn an, um zu untersuchen, ob sie auch Waffen unter den Kleidern versteckt hätte, denn dies war verboten. Der Mann und Vater dieser Frau sprangen

herbei, es entstand ein Auflauf, Drouhet ward auf der Stelle erstochen, und tausend versteckte Dolche blitzten empor. Als man einmal im Zuge war, da wimmelten bald alle Straßen; jeder Franzose, der sich blicken ließ, mußte sterben. Statt in die Vesper zu gehen, spürte man in allen Winkeln der Häuser mit Luchsaugen umher, bis jede französische Spur in ganz Palermo vertilgt war. Kein Franzose erhielt Gnade, nicht einmal die Frauen und Kinder der Franzosen; sogar über die Sicilianerinnen, welche französische Männer genommen hatten, erstreckte sich die Wuth. Dies Blutbad heißt die sicilianische Vesper.

Wie eine Feuersbrunst, die der Wind weiter bläst, verbreitete sich der Mord rasch über die ganze Insel. In Catanea kamen 8000 Franzosen ums Leben, in Messina 3000 sammt dem Vicekönige. Um die Franzosen zu erkennen, ließ man jeden Verdächtigen das Wort Ciceri aussprechen, was der französischen Zunge unmöglich ist.*) — Nach einigen Tagen landete Peter von Arragonien, und wurde in Palermo von dem freudigen Volke als der nächste Verwandte der Hohenstaufen zum Könige ausgerufen.

Die Sicilianer waren nicht wenig in Angst, als sie ihre That bei kälterem Blute betrachteten, denn sie hatten gegen den Pabst, als obersten Lehnsherrn von Sicilien gefrevelt. In ihrer Noth schickten sie Gesandte nach Rom, den Pabst Martinus II. um Verzeihung zu bitten. Dieser wies sie aber ab, sprach über Peter von Arragonien den Bann aus, und belegte Sicilien mit dem Interdicte. Aber hier fruchtete dies nichts. Carl belagerte Messina, Peter eilte zum Entsatze herbei, und verbrennte den Franzosen 29 Schiffe, so daß Carl Hals über Kopf nach Neapel zurückfloh. Carl von Anjou behielt nur Neapel, Sicilien blieb dem arragonischen Hause, und die Päbste schwiegen endlich dazu.

*) Ein solches Wort, aus dessen Aussprache man die Nationalabstammung eines Menschen erkennt, wird wohl Schiboleth genannt. (S. h. Schrift Buch d. Richt.)

§. 130.

Das Interregnum.

(1250—1272.)

Das arme deutsche Reich verfiel nach dem Sturze der Hohenstaufen in gänzliche Anarchie. Jeder Herzog, Graf und Edelmann machte, was er wollte, überall erhoben sich Burgen auf den Felsenspitzen, und die Fehden wütheten 20 Jahre ärger, als jemals. Aus jeder Burg sprang eine gewappnete Rotte hervor, den Reisenden, am meisten den vorüberziehenden Kaufmann rein auszuplündern. In dieser Zeit, wo man kein Reichsoberhaupt hatte oder anerkannte, war jeder Vasall oberster Landesherr in seinem Gebiete, und dies kam den deutschen Herren so allerliebst vor, daß es ihnen kaum einfiel, einen deutschen König zu wählen, da Conrad IV. starb, und Wilhelm von Holland in einen Morast versank. Auch sehnte sich kein deutscher Fürst nach dieser Würde, nur Ausländer hatten noch einige Meinung davon, und so ließ sich ein englischer Prinz Richard von Cornwallis wirklich zum deutschen Könige wählen, ja er kaufte sogar die Wahlstimmen für schweres Geld. Weil er aber einigen Fürsten weniger gab, als den andern, so hatte er schon bei der Wahl seine Gegner, und diese riefen den König von Kastilien, Alphonsus X. den Weisen, auf den deutschen Thron. Eine gute Anzahl Fürsten aber wollte keinen von beiden anerkennen, für diese war also während des Zeitraums von Friedrichs II. Tode bis zu Richards Tode (1250—1272) — denn Conrad IV. war als Kaiser nie nach Deutschland gekommen — ein völliges Interregnum, d. h. ein Zustand, wo das Reich ganz ohne Oberhaupt ist. Richard kam nur selten nach Deutschland, und immer nur mit vollen Geldfässern, die nicht wenig Aufsehen machten, und doch gewann er wenig Einfluß. Nicht Geld, sondern Geisteskraft regiert die Welt. Alphonsus erschien nie, sondern

schickte den Fürsten, die ihm anhingen, zuweilen nur Geld. Das Reich verwilderte ganz.

Die deutschen Nationalherzogthümer zerfielen jetzt in unzählige kleine Herrschaften, waren auch schon zum Theil vorher durch die Politik der hohenstaufischen Kaiser absichtlich zertrümmert worden. Im Herzogthum Oberlothringen erschien nun das heutige weit kleinere Lothringen und Bar, die Bisthümer Metz, Toul, Verdün, die Grafschaften Luxemburg, Saarbrück, Salm, Sponheim u. s. w. Was sonst Niederlothringen hieß, zerfiel nun in das Herzothum Brabant mit Limburg und Antwerpen, in die Grafschaften Flandern, Hennegau, Geldern, Namür, Jülich, Cleve, Berg, Holland, in die geistlichen Stifter Cöln, Lüttich, Utrecht, und in mehrere Reichsstädte, als Cöln, Aachen und andere. Das alte Franken und Baiern war nicht minder zerstückelt, und das ehemahlige große Sachsenherzogthum war schon unter Heinrich dem Löwen zerrissen. Das jetzige Königreich Sachsen war ehemals das Markgrafthum Meissen, und hat mit dem alten Sachsen gar nichts zu schaffen. Die Herzogthümer Braunschweig, Lüneburg, Mecklenburg, das Fürstenthum Anhalt, die Markgrafschaft Brandenburg, das Königreich Böhmen, das Herzogthum Oestreich, Würtemberg, Baden, die Pfalz am Rhein 2c. entstanden alle in der Zeit der Hohenstaufen.

Indem diese Kaiser die Güter der Vasallen zu vergringern, die ihrigen aber zu vermehren trachteten, kamen ihnen viele Städte im ganzen Reiche entgegen, und boten sich ihnen zu Unterthanen an, wenn sie nur von der Herrschaft der Landesfürsten in deren Gebiet sie lagen, befreit würden. Die Kaiser nahmen so etwas mit Freuden an, versprachen den Städten, die ihrem Fürsten für die Befreiung ein für allemal etwa eine runde Summe auszahlten, ihren Schutz, und erklärten sie bloß vom Reiche abhängig. Dies ist der Ursprung der sogenannten freien Reichsstädte, in denen Gewerbe und Handel nun einen neuen Schwung nahmen, und das Geld sich

vermehrte. Um vor den Plünderungen der Raubritter sicher zu seyn, umgaben die Bürger ihre Stadt mit tiefen Gräben und hohen Mauern, und nahmen wohl sogar Ritter in ihren Sold. Das Zunftwesen kam auf, Pfuscher wurden in keiner Profession geduldet, und so wurden die deutschen Handwerker und Künstler immer geschickter. Die Einigkeit machte die Bürger so stark, daß sie sogar den Adel, der in ihren Mauern wohnte, aller Macht berauben, und sich selbst die höchste Regierungsgewalt verschaffen konnten. So entstand der Stadtmagistrat, der von den Bürgern selbst gewählt und abgesetzt wurde.

§. 131.

Die Hansa.

(1262.)

Am schlimmsten waren die Kaufleute der Städte daran, wenn sie sich mit ihren Waaren ausserhalb ihrer Mauern blicken ließen. Manche Edelleute machten sich ein ritterliches Geschäft daraus, von ihren Raubschlössern herab reisende Fuhrleute zu überfallen und auszuplündern, oder reichbeladene Schiffe auf offenem Strome straßenräuberisch anzuhalten. Auch vor den Kapereien dänischer Schiffe war man auf dem Meere nicht sicher. Gegen solche Beeinträchtigungen schlossen zuerst 1241 die blühenden Handelsstädte Hamburg und Lübeck einen Bund auf 5 Jahre. Beide wollten gemeinschaftlich aus ihren Mitteln eine tüchtige Bedeckung von bewaffneten Männern aufbringen, welche die Heerstraße zwischen beiden Städten rein halten sollten. Das hatte einen herrlichen Erfolg. Nach Ablauf der 5 Jahre erneuerten sie die Verbindung, und jetzt traten auch Bremen, Braunschweig, Rostock und andere niederdeutsche Städte hinzu. Es ward nun so viel Mannschaft zusammengebracht, daß die Land- und Wasserstraßen zwischen diesen Städten völlig gesichert werden konnten. Binnen 20 Jahren vergrößerte sich der Bund so sehr, daß schon 1260 die Bundesver-

sammlung zu Lübeck gehalten werden konnte. Der Bund erweiterte sich immer mehr, und zählte endlich 85 norddeutsche Städte, welche in alphabetischer Ordnung folgende sind: Aklam, Andernach, Aschersleben, Berlin, Bergen (in Norwegen), Bielefeld, Boldward (in Friesland), Brandenburg, Braunsberg, Braunschweig, Bremen, Burtehude, Campen (in Overyssel), Colberg, Cöln am Rhein, Coesfeld, Cracau, Culm, Danzig, Dommin, Deventer, Dorpat (in Liefland), Dortmund, Duisburg, Eimbeck, Elbing, Elburg (in Geldern), Emmerich, Frankfurt a. d. Oder, Golnov (in Pommern), Goslar, Göttingen, Gröningen, Greifswalde, Halle a. d. Saale, Halberstadt, Hamburg, Hameln, Hamm, Hannover, Harderwyk, Helmstädt, Herford, Hildesheim, Kiel, Königsberg, Lemgo, Lir, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Münden, Münster, Nimwegen, Nordheim, Osnabrück, Osterburg (im Brandenburgischen), Paderborn, Quedlinburg, Reval, Riga, Rostock, Rügenwalde, Rüremonde, Salzwedel, Senhausen (im Brandenburgischen), Stendal, Stade, Stargard, Stavern (in Friesland), Stettin, Stolpe, Stralsund, Soest, Thorn, Venlo, Uelzen, Unna, Warburg (in Schweden), Werben (im Brandenburgischen), Wesel, Wisby (auf der schwedischen Insel Gothland), Wismar, Zütphen, Zwoll. Diese Städte hießen **Hansastädte** von dem alten Worte **Hansa**, welches ein Bündniß bedeutet. Jede Stadt trug etwas zur Unterhaltung der gemeinschaftlichen Kasse bei, und so bildeten diese Städte eine Art von militairischem Staat — nicht Handelsstaat, denn jeder Kaufmann handelte für sich — einen Staat, der große Heere zu Land- und Seeschlachten aufstellen konnte, mit andern Staaten Bündnisse schloß, oder sie bekriegte, und sich allen nordischen Seemächten furchtbar machte. Auswärtige bewarben sich jetzt um die Gunst der deutschen Hansa, räumten ihr bequeme Stapelplätze ein, und so erhielt die Hansa vier große Hauptcomptoirs, zu **Novgorod** in Rußland, zu **Bergen** in Norwegen, zu **Brügge** in Flandern, und selbst zu **Lon-**

don in England, dessen Handel sich damals mit unserm deutschen durchaus nicht messen durfte. Die Comptoirs in diesen Städten glichen Klöstern, mit Wall und Graben wohl verwahrt, und alle Factoren mußten ledig bleiben, um von der Nation, unter welcher sie lebten, so wenig wie möglich abzuhangen. Bald führte der Bund noch andere weise Handelsgesetze ein, und es ist nicht zu berechnen, wie viel unser Vaterland durch diesen trefflichen Städteverein an Industrie, Wohlstand und Bildung gewonnen hat. Die Hansa setzte Könige von Norwegen und Schweden ab und ein, belagerte 1428 Copenhagen mit 248 Schiffen und 12000 Soldaten, riß den Welthandel an sich. Ein Bürgermeister in Lübeck und Danzig konnten dem Könige von Dänemark Krieg ankündigen. Eine Stadt, welche die Bundesgesetze verletzte, wurde verhanset, d. h. aus dem Bunde gestoßen, und das war eine bedeutende Strafe, denn alle ihre Waaren wurden unterweges weggenommen, und überhaupt ihr Handel ganz zerstört. Merkwürdig ist es noch, daß dieser Bund bestand, ohne jemals von Kaiser und Reich bestätigt zu seyn. Der Bund zerfiel, als durch die Erfindung des Schießpulvers das Faustrecht aufhörte, der Seeweg nach Ostindien und der neue Erdtheil Amerika gefunden wurden, wodurch der Welthandel eine neue Richtung erhielt. Auf der letzten Bundesversammlung 1630 traten alle Städte von der Hansa feierlich ab, nur Hamburg, Lübeck und Bremen behielten noch den Namen der Hansastädte.

§. 132.

Ganz Europa wird christlich.

(Seit 1230.)

Erfreulich ist es auch, am Ende dieses Zeitraums ganz Europa christlich zu finden, da wir im Anfange desselben, zur Zeit der Völkerwanderung, noch viele Heiden auf dem Schauplatze sahen. Die Engländer,

die Franzosen, die Sachsen, Friesen, Thüringer, Baiern und andere deutsche Stämme, die Dänen, Norweger und Schweden, die Ungarn und Polen waren alle während dieses Zeitraums Christen geworden. Nur ein Landstrich an der Ostsee, ringsum von christlichen Gebieten umgeben, blieb dem Heidenthum hartnäckig treu, Liefland, Curland und Preußen, obschon in diesen Ländern schon einzelne christliche Gemeinden blühten. So gab es schon ein Bisthum Riga zur Zeit der Hohenstaufen, aber die Christen hatten unbeschreiblich viel von ihren heidnischen Landsleuten auszustehen. Um dem Dinge ein Ende zu machen, ließ Pabst Innocentius III. in Sachsen, Westfalen und den Slavenländern gegen die heidnischen Liefländer das Kreuz predigen, und der Bischof von Riga stiftete einen besondern Ritterorden zur Bekämpfung der Heiden, die Schwertbrüder genannt, welche auf ihren Mänteln ein Schwert und einen Dolch trugen. Das half: in kurzer Zeit war in Liefland und Curland kein Heide mehr zu sehen.

Weit schwerer hielt die Gründung des Christenthums in Preußen. Die heidnischen Bewohner dieses Landes schlachteten jeden unter ihnen ab, der es wagte, sich taufen zu lassen, erwürgten die Priester am Altare, traten die h. Hostien mit Füßen, und zündeten die Kirchen an. Ja sie fielen auch in das christliche Polen ein, und mordeten die Christen mit so unwiderstehlichem Fanatismus, daß der Beherrscher dieses Landes, Conrad v. Masovien, keinen andern Rath wußte, als die Ritter des deutschen Ordens um Hülfe zu bitten. Diese, die damals unthätig in Venedig saßen, bat er um ein Fähnlein Hülfstruppen, und der Großmeister Hermann von Salza schickte ihm 28 Ritter und 100 Reiterknechte. Aber diese geringe Anzahl machte die Preußen nur dreister: sie brachen in Masse auf, tödteten 10000 Christen, und schleppten 5000 als Gefangene fort. Da kam aber der deutsche Orden mit seiner ganzen Macht, mit den Rittern verbanden sich die Schwertbrüder, und zugleich brach eine Kreuzarmee aus Böhmen,

die nach Palästina ziehen wollte, statt dessen nach Preußen auf, mit Erlaubniß des Pabstes. Nun begann 1231 ein ernstlicher Kampf, der über 50 Jahre von beiden Seiten mit unerhörter Erbitterung geführt wurde. Die deutschen Ritter behaupteten endlich das Land, aber fast alle Preußen waren erschlagen, man mußte Colonisten aus Pommern und Schlesien, aus Böhmen, Dänemark, Schweden, Holland und England kommen lassen, die das Land bald in blühenden Wohlstand setzten. Der deutsche Orden erhielt vom Pabste und Kaiser die Landeshoheit, es wurden Städte und Festungen angelegt, und der Großmeister als Landesherr nahm seinen Sitz zu Marienburg (1309). So ward hier ein neues geistliches Reich gegründet, das über 200 Jahre bestanden hat. — Nun war in Europa kein heidnisches Land mehr, das unbedeutende Litthauen abgerechnet, zwischen Polen und Rußland gelegen, und was noch mehr ist, ganz Europa war in der Religion einig, denn die schleichenden Secten kamen wenig in Betracht.

§. 133.

Beschluß.

Hier laßt uns einen Augenblick still stehen, und zurück blicken auf den Weg, den wir hinter uns haben! Welch ein Reichthum von Begebenheiten in dem Zeitraum der Kreuzzüge, und welche Veränderungen! Der allgemeine Enthusiasmus, für die Religion zu streiten, der sogar Kinder ergriff, so daß ihrer zwei Schaaren von 20000 einmal aus Deutschland und Frankreich aufbrachen unter Anführung eines Kindes, um des Erlösers Grab zu befreien, die freilich theils umkamen, theils in Sclaverei der Ungläubigen fielen — ein solcher Enthusiasmus mußte den christlichen Völkern wohl einen neuen Stoß geben, daß sie des Eigennutzes mehr vergaßen, und Sinn für Gemeinwohl bekamen. Die Länderkunde wurde erweitert, die Sitten und Künste des Mor-

genlandes in das Abendland verpflanzt, und der Handel, besonders der italiänischen Seestädte, ungemein ausgedehnt. Die Europäer lernten die Windmühlen, Dämme und Schleusen, den Seidenbau, das Zuckerrohr, das Färben der Zeuge, sogar manche feine Gemüse und Obstarten erst durch die Kreuzzüge kennen. Der Wirsingkohl und die Charlottenzwiebeln sind uns von den Kreuzfahrern aus dem Morgenlande mitgebracht, so wie das Schachspiel, die Trommel und manche Verbesserung der Kriegskunst. Der Anblick des prächtigen Constantinopels reizte die abendländischen Fürsten, ihre Residenzen gleichfalls mit Werken der Baukunst auszuschmücken. Die herrlichen Kirchen, welche die großen Städte in Deutschland zieren, sind fast alle in den Zeiten der Kreuzzüge entstanden. Mancher andere Nutzen der Kreuzzüge liegt tiefer. Auf so langen Zügen, wo der eine des andern weit mehr bedurfte, und der Hunger oft den Fürsten und Bettler gleich machte, rückte der Knecht seinem Ritter näher, und das sclavische Verhältniß veredelte sich. Die daheim gebliebenen Unterthanen hatten oft so viel erworben, daß sie den bettelarm zurückkehrenden Gebieter wieder zu Ansehen bringen konnten, und dadurch erhielten sie eine Wichtigkeit, die vorher kein Edelmann seinem Dienstmanne hatte zugestehen wollen. Für Geld erlangten die reichen Dienstleute die Freiheit, es entstand ein unabhängiger Bürgerstand, die Städte erweiterten sich, und eine handelnde und gewerbtreibende Klasse bot nun Trotz dem müßigen Adel, der nur zu kriegerischen Unternehmungen brauchbar seyn wollte. Doch ich irre — auch der Adel nahm durch die Kreuzzüge einen edlern Geist an. Oder ist es nicht edler, daß die Ritter nun für das Grab des Erlösers kämpften, die heilige Stätte schirmten, auf welcher einst sein Fuß gewandelt hatte, und die Erde, die von seinem Blute getränkt war; daß sie die Pilger geleiteten, und die Kranken verpflegten, die zu den heiligen Stellen gekommen waren, ihre Gebete und andächtigen Thränen auszugießen — ist das nicht edler, als daß sie sich daheim in eigenen Fehden

mörderisch zerfleischten? Freilich haben die Kreuzzüge Europa entvölkert, und ihr eigentlicher Zweck ist nicht erreicht, aber ihre segenreichen Folgen sind geblieben. Die Guten, welche in den Kreuzzügen Leib und Leben verloren, starben für eine hohe Idee, und verdienen unsere innige Verehrung, und die Bösen, welche aus Rachsucht, aus Ungebundenheit mitzogen, und umkamen, hat das Vaterland gewiß nicht vermisset.

Die Religion leitete damals die Schritte der Menschen, wenn auch wegen Mangels der gründlichen Belehrung mancher Aberglaube einschlich. Bei ihrer religiösen Stimmung waren unsere Vorfahren gewiß seliger und auch edler, als wir bei unserer vermeinten Bildung und Aufklärung. Mancher Ritter brachte aus dem heiligen Lande eine Menge Reliquien mit, erbaute neben seiner Ritterburg ein besonderes Kirchlein zur Verwahrung derselben, und setzte einen Mönch als Hauskaplan über dasselbe. So sind manche Landpfarren entstanden, die in der Folge zur Bildung des Volkes viel beigetragen haben. In einer solchen Kapelle verrichtete der Ritter seine tägliche Andacht mit Frau und Kindern. — Zu Pisa legte man einen Gottesacker an, und ließ dazu heilige Erde aus Palästina zu Schiffe herbeischaffen. Wer kann darüber lachen, wenn ein gefühlvoller Christ gern in derselben Erde, in welcher sein Erlöser ruhete, des Tages der Auferstehung zu harren wünschte? — Im J. 1294 zeigte man im Dome zu Loretto, einem Städtchen des Kirchenstaates am adriatischen Meere, plötzlich ein kleines hölzernes Haus, in welchem Maria mit Joseph und dem Erlöser zu Nazareth gewohnt haben sollte. Man erzählte, bei der Eroberung des h. Landes durch die Türken hätten Engel dieses heilige Haus — la Casa santa — von Nazareth erst nach Dalmatien, dann nach Loretto gebracht. Welche Wallfahrten dieses Haus veranlaßt habe, wie reich die Kirche zu Loretto geworden, und wie die loretanische Litanei hier entstanden sey, ist bekannt, und eben so gewiß ist es, daß es nicht zum Wesen der

katholischen Religion gehört, an solche Sachen zu glauben. Aber sollen wir über jene lachen, welche die Casa santa gläubig besuchten, und bei derselben sich mächtig angetrieben fühlten, dem Erlöser in seinem Wandel zu folgen? Nur ihren Irrthum könnte man tadeln, nicht ihr lebendiges religiöses Gefühl, das bei uns klugen Leuten leider sehr zu fehlen anfängt.

Doch war jede Verirrung von der Wahrheit, jeder Aberglaube damals sehr verzeihlich, indem sich wenige Lehrer fanden, die Köpfe des Volkes aufzuhellen. Die aufgeregte Phantasie lebhafter Personen, die sich einem melancholischen Brüten über heilige Dinge hingaben, ging dann mit Riesenschritten weiter zu einer völligen Verzückung, in welcher der Begeisterte über alles Irdische weit erhaben war. Ein Traum, ein schwärmerisch ausgelegtes Wort einer Predigt erweckte dann gar leicht eine fixe Idee; die Person glaubte sich bald zu diesem, bald zu jenem Geschäfte von Gott berufen, und es fehlte ihr nie an gläubigen Nachbarn, die sie in dem Wahne bestärkten. Die Kreuzzüge haben uns Belege geliefert. Eine Jungfrau in Mailand, Wilhelmine, glaubte in allem Ernste, sie sey der h. Geist. Jüngerinnen hatte sie in Menge, und einer Auserwählten derselben versprach sie die Schlüssel des Himmelreichs. Ihr Ruf hörte auch mit ihrem Tode nicht auf, manche Personen litten Martern für den Glauben an sie. Von ihrem Grabe war der Haufe andächtiger Pilger nicht eher wegzubringen, als bis ihre Gebeine auf Befehl der Inquisition ausgegraben und verbrennt wurden. — Ein Seitenstück zu diesem heiligen Geiste ist der bekannte Eon de Stella, ein Landmann in Bretagne, den ein lateinisches Wörtchen um seinen Verstand brachte. Er hörte nämlich immer bei der Taufe die Worte aussprechen: Per eum, qui judicaturus est vivos et mortuos etc. Da nun der Priester das Wort eum mit dem französischen Nasenton aussprach, so daß es fast eon, wie des Bauers Name, klang, so ward dieser aufmerksam, und fragte einmal den Priester,

was das Eon bedeute, und was überhaupt die ganze Stelle sage. Kaum hörte er die Uebersetzung: „Durch denjenigen, welcher die Lebendigen und die Todten richten wird," — so zweifelte er keinen Augenblick mehr, daß er der Eum sey, und wie ein Schwärmer sich unter dem einfältigen Haufen leicht Schüler erwirbt, so fehlte es auch ihm nicht an Anhängern unter seines Gleichen. Diese machte er zu Jüngern, Aposteln, Cherubim und Seraphim. In kurzem erzählte der Aberglaube sogar Wunder von ihm. Es war schwer, ihn zu fangen, denn seine Anhänger ließen ihr Leben für ihn. Endlich ward er doch mit List aufgehoben, und 1148 vor ein Concilium zu Rheims gebracht. Auf die Frage, wer er sey, antwortete er dreist: Ich bin der Richter der Lebendigen und der Todten. Er brachte noch mehr Unsinn vor, der die Bischöfe herzlich lachen machte. Man setzte ihn als einen Wahnsinnigen fest; seine Anhänger aber, die mit Raub, Mord und Brand drohten, mußten zum Theil mit Feuer und Schwert ausgerottet werden.

Man mußte so verfahren: die Secten des Mittelalters begnügten sich nicht, in der Stille nach ihren Grundsätzen zu leben, und mit ihren Nachbarn, die anders dachten, sich ruhig zu vertragen, sondern sie warfen so gern alle bürgerliche Ruhe um. Darum war die Inquisition des Mittelalters nicht so unvernünftig, nicht so abscheulich, wie sie zuweilen wohl beschrieben wird. Wir müssen nie vergessen, im Mittelalter waren nicht unsere Sitten.

Was am meisten in der erzählten Geschichte hervorsticht, ist die übergroße Macht der Päbste in zeitlichen Dingen, die ihnen von den Karolingern in die Hände gegeben wurde. Auch dies hatte damals sein Gutes. Könige, wie Carl der Große, Alfred und Ludwig der Heilige, sind uns wenige begegnet: die meisten Monarchen konnten nicht lesen und schreiben, hatten nicht Bildung, nicht Erziehung, und sannen darauf, ihre Völker völlig in Sclavenketten zu schlagen. Wer konnte da die Freiheit, dies köstliche Erbgut der Menschheit, noch aufrecht halten?

Die Päbste, die den Bannstrahl auf die Tyrannen schleuderten. Wer hat das Faustrecht gemildert? Die Päbste, die den Gottesfrieden vorschrieben. Die Kirche wurde damals die Vormünderinn der Staaten, und das ist der Welt nicht zum Schaden gewesen. Freilich wollten die Monarchen das nicht wissen: die fränkischen und hohenstaufischen Kaiser setzten Gut und Blut daran, den politischen — nicht den geistlichen — Einfluß des Pabstes zu vernichten. Aber der Pabst siegte; am Ende des 13ten Jahrhunderts, wo wir jetzt stehen, war Rom zum zweiten male die Herrscherinn der Erde. Aber hier war auch der Haltpunkt. Die Herrschaft der Päbste, welche die Regenten zur weisern Regierung der Völker trieb, erreichte das Ziel, und der Nachfolger des h. Petrus ward endlich der schweren Bürde und des verdrießlichen Amtes entlastet, Vormund und Lehrer der Fürsten und Völker zu seyn.

Mit dieser Bemerkung eröffnen wir den letzten Zeitraum des Mittelalters, und werden da sehen, wie die politische Macht der Päbste von ihrem Gipfel allmählig herabsinkt. — Doch erst noch einen Nachtrag von einigen merkwürdigen Notizen, die sich im Zusammenhange nicht gut anbringen ließen!

Anhang
zur Culturgeschichte dieses Zeitraums.

§. 134.
Notizen verschiedenen Inhalts.

Gegen das Ende der Periode, die wir jetzt abgemacht haben, wurde der Gebrauch allgemein, die Jahre nach Christi Geburt zu zählen, nämlich im christlichen Europa. Früher hatte man sich noch der Aera Diokletians bedient. Das Jahr der Geburt Christi hat ein Benedictiner, Dionysius der Kleine, berechnet.

Die Kreuzfahrer fanden im Morgenlande den Gebrauch der Christen, nur unter einer Gestalt — des Brodes nämlich — zu communiziren. Dies gefiel ihnen so sehr, daß sie es zu Hause nachahmten, und ihr Beispiel gab den Ton an: es tranken bei der Communion endlich so wenige aus dem Kelche, daß es nicht mehr der Mühe werth war, den Kelch noch zu reichen. Man fragte den h. Thomas von Aquin, und dieser gab das Gutachten, es sey besser, den Kelch nicht mehr zu reichen.

Durch die Kreuzzüge wurde den Missionarien der Weg gebahnt. Zwei Minoriten drangen schon vor 1250 tief in die Mongolei ein, und lernten dort das Schießpulver kennen, jedoch vielleicht ohne von dessen Bestandtheilen unterrichtet zu werden. In den Klöstern wurde die Sache nun weiter verarbeitet, bis die Erfindung des Schießpulvers in Deutschland noch einmal gemacht wurde.

Marco Polo, geboren zu Venedig 1253, wurde von der Republick Venedig auf Entdeckungen in das östliche Asien gesandt. Er mußte die Reise zu Lande machen, weil man den Seeweg nach Ostin-

dien nicht kannte, verweilte lange in Peking, und kehrte 1295 zurück, worauf er seine Reise lateinisch herausgab. Er fand in China die Buchdruckerkunst, das Schießpulver, das Zuckersieden, auch Landcharten und die Magnetnadel, ehe man in Europa von solchen Sachen etwas kannte. Doch lernte Europa alle diese Sachen von Marco Polo nicht, sondern sie mußten in Europa neu erfunden werden.

Venedig handelte damals mit 200 Schiffen, und besaß Morea, Candia und andere Landschaften des alten Griechenlandes; der ganze Staat zählte gewiß 5 Millionen Menschen.

Ludwig der Heilige ließ die ersten Groschen (grossos) prägen; sie erhielten den Namen von ihrer Dicke, im Gegensatze der dünnen Blechmünzen. Die ersten Ducaten sind auch aus dieser Zeit.

§. 135.

Noch einige Erfindungen.

Zu Anfang der Kreuzzüge wurden die Uhren mit Rädern erfunden; diese nützliche Erfindung, wie so vieles andere, verdanken wir den fleißigen Mönchen. Der Abt Wilhelm von Hirschau, der am Ende des 11ten Jahrhunderts starb, erfand eine Uhr „nach dem Münster der himmlischen Sphären", wie der Chronikenschreiber sagt; er mag also der Erfinder unserer Uhren seyn. Im 12ten Jahrh. wurden in den Klöstern die Stunden durch Glockenschläge angezeigt, welche durch ein Räderwerk bewirkt wurden. Friedrich II. erhielt von Saladin eine Uhr zum Geschenk, die durch Räder und Gewichte in Bewegung gesetzt wurde, und sogar den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten anzeigte. Am Ende mögen auch die Araber die Uhr mit Rädern erfunden haben.

Die Kanonen sollen die Chinesen schon 30 Jahre v. Chr. G. gekannt haben. Nach andern hat der Dominikaner Albert der Große sie erfunden. Der eigentliche Erfinder ist wohl ungewiß.

Die Brillen erfand ein Edelmann in Florenz, Salvino v. Armati, oder ein Dominicaner, Alexander v. Spina, 1280 oder 1311. So nachlässig haben die Chronikenschreiber des Mittelalters uns die wichtigsten Entdeckungen aufgezeichnet. Roger Baco, ein Franciscaner in England, der 1295 starb, schreibt von den Brillen, noch deutlicher vom Schießpulver. Der ausserordentliche Mann galt für einen Zauberer, kam zweimal ins Gefängniß, einmal sogar auf 10 Jahre, und beide male befreite ihn der Pabst. Seine wichtigste Erfindung ist das Vergrößerungsglas.

Glasspiegel mit Belegung, Folie genannt, kommen im 14ten Jahrhundert vor, ihren Erfinder kennt man nicht.

Der Heringsfang beschäftigte am Ende dieses Zeitraums schon fast alle Völker der Nord- und Ostsee, und auch das Einsalzen der Heringe war am Ende der Kreuzzüge kein Geheimniß mehr. Das eigentliche Einpökeln der Heringe hat der Holländer Wilhelm Beukels (woher der Name) erst im Jahr 1416 erfunden.

Gedruckt mit Aschendorff'schen Schriften.

Verbesserungen.

Seite 48	Zeile 14 v. o.	lies	besseres statt besserer.
— 53	— 21 u. 22.	—	Schiiten statt Schüten.
— 131	— 9 v. o.	—	Gepräge statt Gepränge.
— 138	— 19 u. 16 v. u.	lies	Boso statt Bose.
— 194	— 3 v. o.	—	braven statt beiden.
— 233	— 1 v. u.	—	Stamm statt Name.
— 250	— 16 v. o.	—	Klingsohr statt Kliegsohr.
— 288	— 4 v. u.	—	eine statt neue.
— 295	— 17 v. u.	—	Küster statt Künstler.
— 311	— 8 v. u.	tilge man die Worte:	die auch nicht so zahlreich waren.
— 360	— 15 v. u.	—	Muster statt Münster.

Zeittafel zur mittlern Geschichte.

	Griechische Kaiser.	Deutsche.	Franzosen.	Spanier.	Engländer.	Nordische Völker.	Italiäner.	Christliche Kirche.
1. Zeitraum Von der Völkerwandr. bis Carl d. Gr. 375—768.	Justinian. 527—565. Erobert Italien. Römis. Recht. Seidenwürmer. Grüne und Blaue. 532. Heraclius. 610—641. Chosroes II. der Perser. — Die Araber vor Constantinopel 672.	Gothen, Hunnen, Alanen, Vandalen, Sueven, Burgunder und andere deutsche Völker fallen ins römische Reich seit 375. Slaven und Wenden. 500. Longobarden fallen in Italien ein. Der h. Bonifacius. 720—755.	Westgothen, Burgunder und Sueven. Clodwig der Franke. 480—511. Getauft 508. Merovinger. Majordomen. Carl Martell schlägt die Araber 732. Pipin der Kleine, König. 752. Schützt den Pabst gegen die Longobarden.	Alanen, Vandalen, Sueven. 407. Westgothen. 410. Wallia. Einfall der Mauren. 711. Kleine christl. Reiche. Pocken.	Allmähliger Einfall der Angelsachsen seit 449. Hengst und Horst. Heptarchie. Blühende Kirche.	Slaven, Wenden. Letten, Finnen. Dänen, Normänner, Schweden. Gothen.	Theodorich der Ostgothe, König v. Italien. 493. † 526. Belisar u. Narses. 535—553. Longobardisches Reich. 568—770. Alboin.	Bekehrung der Franken 507. Benedictiner 480. — Drei Kapitel. Concil. II. in Constantinop. 553. Muhammed 569—632.
2. Zeitraum Von Carl d. Gr. bis zum 1sten Kreuzz. 768—1096.	Leo der Isaurier. 716—741. Bildersturm. Constantinus Kopronymus. 741—776. Leo IV. Kaiserinn Irene. 790—802. Constantin VI. Nicephorus. 802—811. Michael I. 813. Leo Armenus. 820. Michael II. der Stammler. Russen. Griechisch. Schisma seit 860. Basilius II. Kaiserinn Eudoxia. Diogenes Romanus. 1068—1071.	Carl d. Gr. bekriegt die Sachsen 762—803. Witekind. Bekehrung der Sachsen. Bisthümer. Klosterschulen. — Lehnwesen. Ludwig der Fromme. 814—840. — Corvei. Ludwig der Deutsche. 843—876. Carlmann v. Baiern Ludwig von Ostfranken und Sachsen. Carl der Dicke von Allemannien. [Ludwigs Söhne.] Carl der Dicke, Kaiser. 880—887. Arnulf von Kärnthen. 887—899. Ludwig das Kind. †911, 18 Jahr alt. Conrad I. von Franken. 911—918. — Ungarn. Heinrich I. d. Vogler. 919—936. Städte. Otto I. 936—973. Römerzug. Otto II. 983. Otto III. 1002. Heinrich II. d. Heilige. †1024. Fränkis. Kaiser: Conrad II. †1039. Heinrich III. †1056. Heinrich IV. Kirchenbann. 1076.	Carl der Große. 768—814. Kaiser, Universalmonarchie. Ludwig der Fromme. 814—840. Seine Söhne: Pipin, Ludwig, Lothar, Carl der Kahle. Theilung zu Verdun 843. Carl der Kahle, König von Frankreich. 843—877. Kaiser 875—877. Normandie. Ludwig d. Stammler. 877—879. Ludwig III. und Carlmann. 884. Carl d. Dicke. 884—887. Carl der Einfältige. 897—929. Rudolph v. Burg. Ludwig über's Meer. 954. Lothar. 986. Ludwig d. Faule. †987. Ende der Karolinger. Hugo Capet. 996. Heinrich I. 1031—1059. Philipp I. 1059—1108. Kirchenbann.	Kalifat zu Cordova. Abdorrhaman. Theilungen des maurischen Staates. Ferdinand I. d. Große von Kastilien u. Leon. 1037—1065.	Alfred der Große, König v. England. 872—901. Dänen. Universität Oxford. London. Eduard I. 901—925. Eduard II. der Märtyrer. 975—978. Kanut der Große, König von Dänemark. 1016—1036. Harald und Hardiknut, seine Söhne. Eduard der Bekenner. 1042—1066. Wilhelm d. Eroberer Herzog von der Normandie, König 1066—1087. Despot. Sein Sohn Wilhelm II. erhält England, Robert die Normandie. Franz. Krieg.	Normänner und Dänen treiben Seeraub. Rurik stiftet 862 ein Reich zu Novgorod in Rußland. Wladimir der Große 981—1015, Herr von Rußland, heirathet eine griechische Prinzessinn, und wird griechischer Christ. Theilt das Reich seinen 12 Söhnen. Um dieselbe Zeit werden Olaf von Schweden, Kanut der Große v. Dänemark, Stephanus der Heilige von Ungarn und Boleslaf v. Polen Christen, und bilden ihre Länder.	Das Exarchat von Ravenna nebst Sicilien gehört den griechischen Kaisern, Oberitalien den Longobarden. Desiderius, König der Longobarden, besiegt v. Karl dem Gr. 774. Araber in Sicilien 827, in Rom 846. Italien gehört den Kaisern nach Karl dem Gr., aber die Herzoge machen sich unabhängig. Faustrecht in Italien, Frankr. u. Deutschland. Sittenverfall. Weltliche Macht der Päbste. Die sächsischen Kaiser seit Heinrich dem Vogler halten Römerzüge.	Monotheliten. 630. Concil. III. in Constantinopel 680. Bekehrung der Deutschen 723. Bildersturm 727. Concil II. in Nicäa 787. Bekehrung der Sachsen u. a. Griechis. Schisma 858. Photius. Concil. IV. zu Constantinopel 869. Päbstliche Decretalen. Finsteres Zeitalter. Die Kirche wird Vormünderinn der Staaten. Berengarius. 1050. Investituren. Karthäuser 1084. Bruno.
3. Zeitraum Vom ersten Kreuzzuge bis Rudolph v. Habsburg 1096—1273.	Alexius I. Komnenus 1081—1118. Türken. Kreuzzüge. — Königreich Jerusalem. Manuel. 1143—1180. Andronicus. †1185. Isaac II. Angelus abgesetzt, geblendet. Alexius III. Angelus. Balduin v. Flandern, Kaiser durch den 5ten Kreuzzug 1204. Lateinische Kaiser bis 1251. Kaiserthümer von Nicäa u. Trapezunt. Michael Paläologus. 1261—1282. Die Türken schwärmen schon lange bis unter die Mauern von Constantinopel.	Heinrich V. † 1125 Lothar von Sachsen. † 1137. Nun schwäbis. Kaiser: Conrad III. † 1152. Macht den 2ten Kreuzzug. 1147. Welfen und Gibellinen. Friedrich I. der Rothbart. Krieg gegen d. Lombarden und Päbste. † 1190 im 3ten Kreuzzuge. Heinrich VI. † 1197. Erbt Sicilien. Otto IV. †1215. — Friedrich II. †1250. Kriege in Italien. Kreuzzug. Conrad IV. †1254. Conradin, hingerichtet 1268 in Neapel.	Ludwig VI. 1108—1137. Dritter Stand. Peter v. Amiens. 1095. Erster Kreuzzug 1096. Gottfr. von Bouillon. Ritterwesen. Provenzalen. Scholastik. Ludwig VII. 1147—1180. Zweiter Kreuzz. 1147. Philipp II. August. 1180—1223. Bändigt die Vasallen. Driter Kreuzz. 1190 mit Richard Löwenherz. Englischer Krieg. Univers. Paris. 1206. Petr. Lombard. — Gepflasterte Straßen in Paris 1184. Albigenser und Waldenser. Ludwig VIII. †1226. Ludwig IX. der Heilige macht die letzten Kreuzzüge † 1270. Philipp III. der Kühne 1270—1285.	Alphonsus I. von Portugal. 1112—1185. Stiftet dieses Reich vom Raube der Mauren. Ferdinand III. der Heilige. 1231—1252. König von Castilien u. Leon. Erobert Cordova und Sevilla.	Heinrich II. der Plantagenet, Herzog von Anjou, König 1154—1189. Erobert Irland, mordet den h. Thomas v. Kanterbury. Richard I. Löwenherz. 1189—1199. Kreuzzug. Joann ohne Land. 1199—1216. Bürgerkrieg. Magna charta. 1215. Der Pabst gibt ihm England zu Lehn. Heinrich III. 1216—1272. Innerer Krieg. Der König gefangen. Unterhaus im Parlamente 1265. Prinz Eduard befreit seinen Vater. Eduard I. 1272—1307. Verjagt die Juden, erobert Wales, bekriegt Schottland.	Waldemar I. 1157—1182. König von Dänemark, wird König der Wenden, bauet Kopenhagen. Der deutsche Orden erobert u. bekehrt Preussen 1210. Birger Jarl bauet Stockholm 1260.	Normänner in Italien seit 1076. Tancred. Robert Guiscard, vom Pabste mit Neapel belehnt, 1053, erobert Sicilien 1072. Roger II. König beider Sicilien 1130. Constantia, Kais. Heinrichs VI. Gemahlinn, bringt Sicilien an Deutschland 1186. Ihr Sohn Kaiser Friedrich II. Kriege geg. Rom. Sein Sohn Conrad IV. † 1254. Pabst Clemens IV. schenkt das Reich dem Carl v. Anjou, Bruder des h. Ludwig, der es 1268 erobert. Conradin, Conrads Sohn, hingerichtet. Universitäten Bologna und Salerno. 1200. Venedig treibt den Welthandel. Genua, Pisa, Florenz.	Pabst Gregor VII. 1073—1085. Setzt Kaiser Heinrich IV. ab. Kreuzzüge. — Cardinäle. Legaten. Ritterorden. Scholastiker. Prämonstratenser 1120. Norbertus. Cisterzienser 1110. Bernardus 1091—1154. Concil. I. im Lateran 1123. Friede mit d. Staate. Kaiser Lothar in Rom — Schwärmereien. Concil. II. im Lateran 1139. Sittenregeln. Albigenser. Waldenser. Franciscaner 1204. Dominicaner 1216. Concil. III. im Lateran 1179. Concil. IV. im Lateran 1215.
4. Zeitraum Von Rudolph v. Habsburg bis zur Entdeckung Amerika's. 1273—1492.	Andronicus Paläologus. 1282—1341. Joannes Paläologus und Kantakuzen. Sultan Murad erobert Adrianopel J. 1360. Sein Sohn Bajazet. Tamerlan. Manuel Paläologus. 1391—1421. Joannes Paläologus. 1421—1449. Constantin XI. 1449—1453. Sultan Muhammed erobert Constantinopel. Constantin fällt. Türkisches Reich. Ende des griechischen Reiches.	Interregnum. Kais. Rudolph v. Habsburg. 1273—1291. Adolph v. Nassau †1298. Albrecht I. †1308. Befreiung d. Schweiz 1308. Heinrich VII. †1313. Ludwig der Baier. 1313—1347. Bann und Interdict. Churfürsten. Carl IV. †1378. Goldene Bulle. Hanseestädte Schießpulver. Universität Heidelberg und Prag. Wenzel. †1400. Sigismund. † 1437. Die Hussiten. Buchdruckerkunst 1436. Albrecht II. †1439 Friedrich III. 1440—1493. Prinz Maximilian v Oestreich heirathet Maria v. Burgund; ihr Sohn Philipp Johanna v. Spanien, deren Sohn Carl V. daher Herr von halb Europa wird.	Philipp IV. der Schöne 1285—1314. Bändigt den Adel, kämpft gegen P. Bonifacius VIII. Pabstsitz in Frankreich 1305—1378. Ludwig X. Hutin (Zänker) †1316. Philipp V. der Lange u. Carl IV. d. Schöne. †1328. Reichsverwalter. Philipp VI. v. Valois. †1350. Hundertjähr. englischer Krieg. Joann d. Gute stirbt 1364 in London. Carl V. der Weise. 1364—1380. — Bertrand du Guesclin. Carl VI. 1380—1422. Blödsinnig. Frankreich an England verrathen. Carl VII. 1422—1461. Jungfrau v. Orleans 1429. Verbrennt 1431. Ende des Krieges 1453. Stehende Heere. Ludwig XI. 1461. † 1483. Gewissenlose Politik. Burgund. Carl VIII. 1483—1498. Krieg um Neapel.	Peter d. Grausame von Kastilien. 1350—1369. Entdeck. der kanarischen Inseln 1395. Heinrich der Schiffer, Prinz von Portugal, entd. Madeira 1418. Aequator passirt 1475. Isabella von Castilien und Ferdinand von Arragonien. 1474—1516. Inquisiton 1480. Vertreibung d. Mauren. 1492. Diaz findet das Cap. 1486.	Eduard II. 1307—1327. Gemordet. Eduard III. 1327—1377. Fordert Frankreich. Der schwarze Prinz. Richard II. 1377—1399. Stirbt des Hungertodes. Heinrich IV. 1399—1413. Heinrich V. † 1422. Erobert Frankreich. Heinrich VI. 1422—1461. Verliert Frankreich. Krieg der rothen und weissen Rose. Heinrich stirbt 1471 im Tower. Eduard IV. 1461—1482 Eduard V. 1482—1485. Ermordet. Richard III. 1483—1485 Erschlagen. [Bürgerkrieg.] Heinrich VII. 1485—1509. Mit ihm beginnt das Haus Tudor. Er rottet die Plantagenetische Familie aus.	Die nordische Semiramis. Calmarische Union 1397. Der Mongole Tamerlan erobert in Rußland. † 1405. Die nordischen Staaten haben in diesem ganzen Zeitraume noch wenig Festigkeit. Iwan Wasiliewitsch d. Große. 1462—1505, vertreibt die Mongolen aus Rußland.	Die lombardis. Städte im Freiheitskampfe. Sicilianische Vesper 1282 den 30. März. Italiänische Dichter u. Maler gegen das Jahr 1300. Die Visconti in Mailand 1313—1336. Cola di Rienzi in Rom. 1340—1354. Die Medicis in Florenz seit 1400. Ueber Neapel u. Sicilien viele Kriege zwischen Spanien u. Frankreich. Ferdinand der Katholische, König von Spanien, erobert Neapel u. Sicilien 1503 gegen die Franzosen. Griechen in Florenz seit 1453.	Concil. zu Lyon 1274. Union der Griechen, Thomas v. Aquin. Bonaventura. Pabst Bonifacius VIII. 1294—1305. Päbste zu Avignon 1305—1378. Aufhebung der Tempelherren 1312. Joannes XXII. 1316—1334. Occidental. Schisma 1378—1417. Concil. zu Pisa 1409. Wiklesiten und Hussiten. Concil. zu Constanz 1414—1418. Concil. zu Basel 1431—1437 (1443). Concil. zu Florenz 1438. Bemühungen zur Verbesserung der Kirchenzucht. Concordate.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Annegarn, Joseph,

Weltgeschichte für die katholische Jugend

Bd.: 4

Münster 1832

H.un. 9 ox-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10030962-9